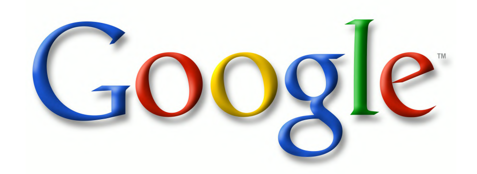
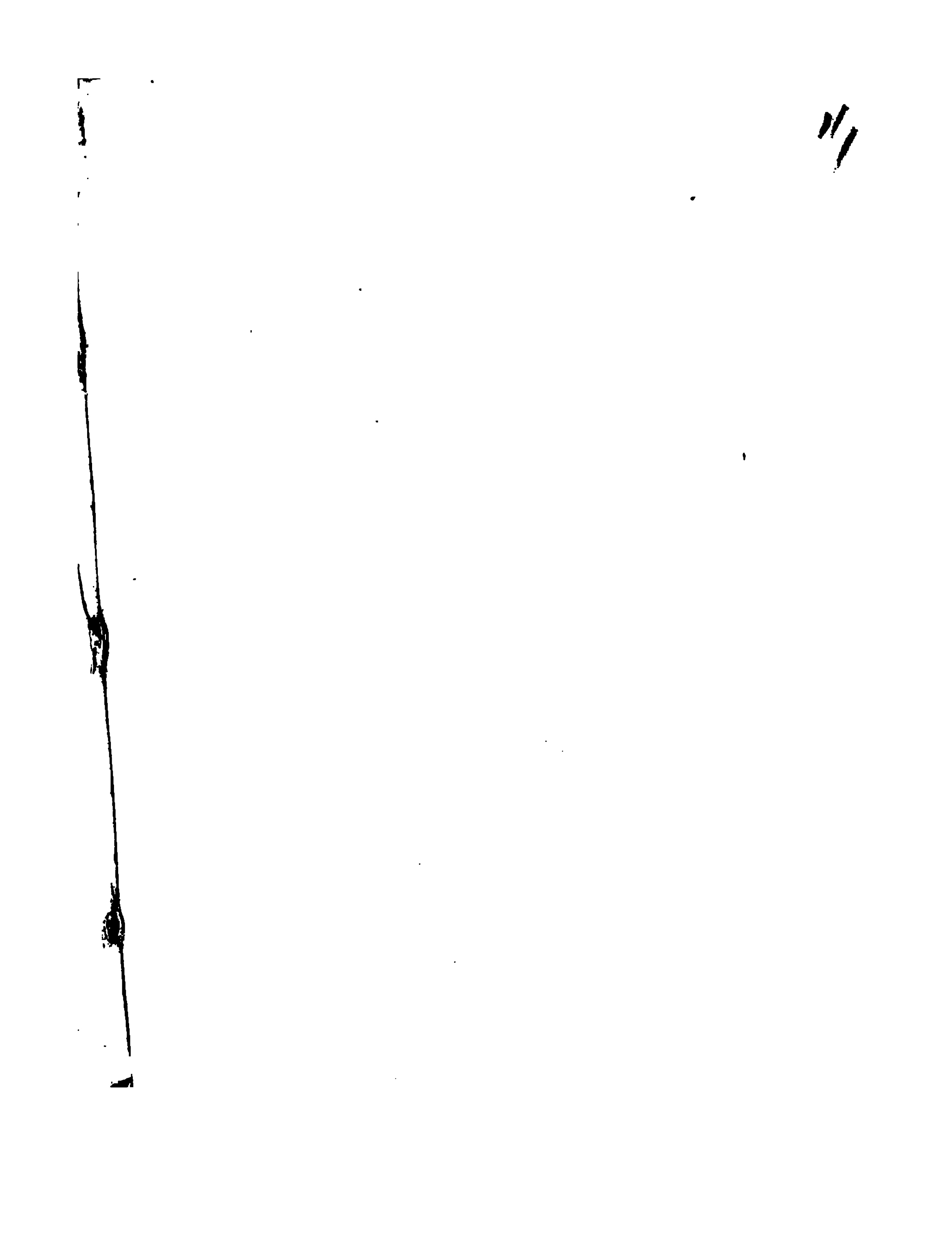

Google




STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969



STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969



Das Buch

vom

Feldmarschall Radetzky.

Ehrentempel des neunzehnten Jahrhunderts.

In Biographien berühmter Zeitgenossen.



Fünfter Band:

Das Buch vom Feldmarschall Radetzky.

Leipzig,
Verlag von Otto Spamer.

1859.


Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.
Verlag und Eigenthum von Otto Spamer in Leipzig

Das Buch
vom
Feldmarschall Radetzky.

Für Heer und Volk.

Mit Benutzung eines hinterlassenen Manuscriptes
des Hofraths, Professor Dr. F. J. A. Schneidawind, Ritter m. hoh. Orden ꝛc.
bearbeitet
von
Dr. Wilhelm Wägner.



Mit vierzig in den Text gedruckten Illustrationen, acht Tonbildern nach Zeichnungen von
H. Leutemann, G. Kühn, Raffet & A.
Nebst dem Portrait Radetzky's in Stahlstich von A. Weger, sowie elf Portraits
von Zeitgenossen und Waffengefährten des Helden.

Leipzig,
Verlag von Otto Spamer.

1859.

Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.

Vorwort.

Eine Biographie Radetzky's, verfaßt von dem verstorbenen bekannten Historiker Professor Dr. Schneidawind, befand sich als Manuscript schon seit Jahren in den Händen des Herrn Verlegers. Derselbe wünschte sie dem in seinem Verlage erschienenen „Ehrentempel des 19. Jahrhunderts“ einzureihen, da er glaubte, daß sie den darin enthaltenen Biographien eines A. v. Humboldt, Erzherzogs Karl, Freiherrn von Stein u. A. das Leben Radetzky's würdig zur Seite treten werde. Er hätte nun unmittelbar nach dem Hintritt des großen Marschalls, da das Interesse am lebhaftesten erregt war, das Werk publiciren können; allein seine Gewissenhaftigkeit dem Publikum gegenüber bewog ihn, lieber auf pecuniäre Vortheile zu verzichten und das Buch einer vollständigen Umarbeitung unterziehen zu lassen. Er theilte deshalb seine Bedenken dem Unterzeichneten mit, der ihm theils als sein früherer Lehrer in den historischen Wissenschaften, theils als Bearbeiter einer soeben in seinem Verlag erschienenen Geschichte von Hellas nahe stand. Dieser fand nun bei gründlicher Prüfung das Manuscript zu Veröffentlichung ungeeignet. Es enthält nämlich in seiner ersten, größern Hälfte eine ausführliche Schilderung der türkischen und französischen Kriege mit äußerst spärlichen, nur hin und wieder auftauchenden Notizen über Radetzky; in seiner zweiten Hälfte aber etwas zu häufig vorkommende Wiederholungen aus den „Erinnerungen eines österreichischen Veteranen“ und aus Professor Schneidawinds früherer interessanten Zusammenstellung „Vater Radetzky.“ So entschloß sich denn der Unterzeichnete auf Antrag des Herrn Verlegers

das denkwürdige Leben des ruhmvollen Feldmarschalls mit Benutzung obigen Manuscripts ausführlich zu bearbeiten.

Auf ein sehr spärlich vorhandenes Material hingewiesen, stellte er weitere Nachforschungen an und begegnete, wenn auch hier und da unfreundlicher Abgeschlossenheit, doch im Ganzen der lebhaftesten Theilnahme und dem freundlichsten Entgegenkommen, wie sich auch von dem gebildeten Theile des österreichischen Militärs nicht anders erwarten läßt. Die schriftlichen und mündlichen Mittheilungen wurden mit möglichster Vorsicht gesichtet und benutzt. Wo solche nicht den Stempel innerer Wahrheit trugen, wurden die Zweifel im Texte gewissenhaft beigefügt. Nur über das persönliche Eingreifen, die persönlich bewiesene Bravour Radetzky's in den Schlachten bei Kulm, Leipzig und Bar sur Aube lagen blos mündliche Mittheilungen vor, was nicht besonders angeführt wurde. Da unterdessen das von der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart verlegte Werk über den Feldmarschall in die Oeffentlichkeit getreten war, so wurde es über obige Punkte zu Rathe gezogen; es enthält aber leider darüber nicht die mindesten Details. Ebensowenig gewährt es Aufschluß darüber, ob Radetzky gerade in jenem ergreifenden Moment der Schlacht bei Leipzig, der in unserer Darstellung angenommen ist, von Schwarzenberg das Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens erhielt. Der Verfasser hat die Scene nach Schneidawind und mündlicher, glaubhafter Mittheilung berichtet. Uebrigens ist die Thatsache unbezweifelt, und es dürften die Nebenumstände von geringerer Bedeutung sein. Das berührte von Cotta verlegte Werk, dessen werthvolle Angaben natürlich nicht unberücksichtigt blieben, schreibt ferner die Erfindung der sogenannten lebenden Brücke über den Fontanone-Graben bei Marengo dem Grafen Hardegg allein zu, während nach unserer Skizze beide Freunde, Hardegg und Radetzky, gemeinschaftlich auf die Idee kamen. Es schien dem Verfasser durchaus glaubhaft, was ihm ehrenwerthe Männer versicherten, daß der Feldmarschall in seiner Bescheidenheit das Verdienst seinem Freunde allein überlassen, obgleich ihm gleicher Antheil gebührte. Ebenso dürfte die Angabe wohl begründet sein, daß Radetzky während der Schlacht bei Wagram mit Sehnsucht auf das Eintreffen des Erzherzogs Johann hoffte, und daß er erst in späterer Zeit

zu der Ueberzeugung kam, auch dieses frische Corps würde den Ausgang des Tages nicht verändert haben.

Für den letzten, ruhmvollsten Lebensabschnitt des Feldmarschalls lag reichhaltigeres Material vor, namentlich außer mündlichen Berichten von Augenzeugen und den im Texte angeführten Quellen die authentischen „Kriegsbegebenheiten der österreichischen Armee.“ Viele Hülfsmittel, sowie die besten Spezial-Karten erhielt der Verfasser durch die dankenswerthe Bereitwilligkeit des Herrn von Bechtold, Großherzoglich hessischen Obersten, der ihm nicht nur seine reichhaltige Bibliothek zur Disposition stellte, sondern ihm auch in seinem werthvollen Schriftchen „die Lombardei und ihre Beziehungen zu Deutschland“ mit manchen wohlbegründeten Ansichten bekannt machte.

Das beigegebene Portrait ist nach einer von dem verewigten Feldmarschall dem Verleger dieses Werkes verehrten Photographie von A. Weger in Leipzig in Stahl gestochen.

Zur Verhütung von Mißverständnissen und unrichtigen Urtheilen ist zu bemerken, daß die Rechtschreibung nach den von der Firma Otto Spamer edirten Bibliotheken geordnet ist, wie denn auch etwaige Druckfehler*) nicht auf Rechnung des Verfassers kommen, der vom Druckorte sehr entfernt wohnt. — Es war und ist übrigens die Absicht des Herrn Verlegers, welcher Förderung der Volksbildung durch Herausgabe volksthümlicher Werke als eine Lebensaufgabe erachtet, nicht nur ein biographisches Geschichtswerk, ein biographisches Denkmal dem Publikum vorzulegen, sondern ein Volksbuch im wahren, edeln Sinne des Wortes, ein Buch, woran der gebildete Theil des Volkes seine Freude habe, woraus er Gewinn ziehe für Geist, Herz und Leben. Dazu gehören: Schilderung des Helden selbst, der hervorragenden Männer seiner Zeit, sowie insbesondere seiner Freunde und Genossen, das Zusammenfassen und Gruppiren der Thatsachen zu lebenswarmen Bildern, die sich auf lebhaft colorirten Naturgemälden in Handlung setzen.

---

*) Wie Ems, statt Enns S. 55; Strasseldo, statt Strassoldo S. 167 und f.

Der Leser soll dadurch unwillkürlich mit in den Kreis jener Thaten, Erlebnisse und Zustände gezogen werden, sodaß er die Ereignisse selbst im Geiste mit durchlebt und zu hochherzigen Anschauungen und Handlungen angeregt wird. Diese Aufgabe schwebte dem Verfasser bei seinem Werke vor; er ist redlich bemüht gewesen, an der Hand der historischen Wahrheit ihre Lösung zu versuchen.

Möge denn das Publikum nachsichtsvoll urtheilen, wenn es in vorliegendem Versuche Mängel wahrnimmt. Nicht mit Selbstgenügsamkeit und Selbstüberhebung tritt der Verfasser vor sein Forum, sondern mit dem Wunsche, es möge ihm gelungen sein, in seinem mit Vorliebe ausgeführten Werke die Anerkennung des großen Feldmarschalls und den gerechten Stolz des deutschen Volkes auf seinen Koriphäen gefördert zu haben.

Geschrieben im August 1858.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Verzeichniß der Bilderbeilagen.

Portraits.

Scenen u. s. w.

Das Buch

vom

Feldmarschall Radetzky.



Erstes Kapitel.

Jugendzeit und Waffenprobe.

(1766—1797.)

Bohemia, Juwel in Oestreichs Ehren,
  Manch edlen Sproß erzogst du, stark und gut,
Nicht edleren, als der mit Siegeswehren
  In jüngster Zeit bezwang die Sturmesflut.

Feldmarschall Johann Joseph Radetzky von Radetz ist von dem Schauplatze menschlicher Thaten geschieden. Die Geschichte sitzt an seinem Grabe und gedenkt seiner Werke, um sie der Unsterblichkeit zu überliefern. Denn er gehörte in die Zahl der bevorzugten Menschen, die berufen sind, mit starker Hand in die menschlichen Geschicke einzugreifen und ihnen eine Wendung zu geben, die außer aller Berechnung liegt. Er war einer der Glücklichen, denen das beneidenswerthe Loos zu Theil ward, für

das, was sie als recht erkannt, in die Schranken zu treten und ihm den Sieg zu verschaffen. Während einer langen Reihe von Jahren hatte er seinem Kaiserhause treu gedient, im Krieg und im Frieden seine Pflicht erfüllt und Löbliches geleistet, wofür ihm gerechte Anerkennung zu Theil geworden war; aber der Thatendrang, der ihn beseelte, ward dadurch nicht befriedigt. Da kam endlich seine Stunde, zwar spät, aber sie kam und fand den Greis an Geist und Körper noch rüstig, sich den Kranz um die Schläfe zu winden, von dem er als Jüngling und als Mann im Geräusche eines viel bewegten Lebens geträumt hatte. Die Zeit der äußersten Bedrängniß, der Umwälzung aller Verhältnisse war der Probirstein des Gehaltes der ihm inwohnenden Tüchtigkeit. Denn wie das Fahrzeug nicht im sichern Hafen, sondern auf hoher See, unter dem Brausen des Sturmes und dem Ansturze der Wellen die Festigkeit und richtige Fügung seines Baues bewährt, so beweist der begabte Mensch in Gefahr und Noth die ihm eigene Besonnenheit und Kraft. Mag der Schwache rath- und thatlos dastehen und ohne Widerstand dem hereinbrechenden Umsturze unterliegen; der Starke bietet dem Andrange Trotz, wendet ab, was abzuwenden ist, und siegt endlich, oder unterliegt ruhmvoll für die Sache, die er als gut und gerecht erkannt hat. Solche Kraft und Tüchtigkeit bewährte Radetzky im entscheidenden Augenblicke, und ging als Sieger aus dem schweren Kampfe hervor. Er steht in dieser Hinsicht auf gleicher Linie mit anderen ausgezeichneten Männern, deren Namen und Thaten die Geschichte aufgezeichnet hat. Was ihn aber vielleicht vor allen von der Geschichte verherrlichten Helden merkwürdig macht, ist das hohe Lebensalter, in welchem er seine entscheidenden Erfolge, seine schönsten Lorbeeren errang. Denn er stand schon im 82. Lebensjahre, als er, wie ein Fels, den feindlichen Heerschaaren und dem Sturme der Revolution die Stirn bot.

Von diesem merkwürdigen Manne, von seinen kriegerischen Thaten, von seiner Milde und Mäßigung im Siege, wie von seinem energischen, rastlosen Schaffen in jedem ihm zugewiesenen Kreise wollen wir versuchen, ein möglichst treues Bild zu geben.

Er war nach Charakter, Sitte und Sprache ein deutscher Mann; seine Kämpfe waren gegen die Feinde Oesterreichs und also auch Deutschlands gerichtet; daher steht sein Bild mit Recht in der für deutsche Ehre errichteten Walhalla, und das Volk blickt auf ihn mit Stolz als auf einen seiner ruhmvollsten Söhne. Möge es in diesem Sinne vorliegenden Blättern seine Aufmerksamkeit freundlich zuwenden.

Radetzky's Geburtsort ist Trzebnitz (Trschebnitz) im ehemaligen Berauner, jetzt Taborer Kreise, und zwar in dem Bezirke Selzan (Seltschan), etwa 8 Meilen südlich von Prag. Sein Vater, Peter Eusebius Graf Radetzky von Radetz, besaß das Gut Trzebnitz, und wohnte mit seiner Gemahlin Maria Venantia, geb. Baronin Bechinie von Lazan, in dem Herrenhause des Dorfes. Daselbst wurde am 2. November 1766 der Knabe geboren, der den Namen seines Stammes hoch berühmt gemacht hat. Der Ahnherr dieses Geschlechts soll aus Oberungarn eingewandert sein und sich ansehnliche Güter in Böhmen erworben haben; doch liegen auch Nachrichten vor, denen zufolge seine ursprüngliche Heimath in Polen zu suchen ist. Die alte Stammburg Radetz, die er vielleicht erbaute, stand auf der Stelle, die das Herrenhaus im Dorfe Obora im Bidschower (jetzt Jiciner) Kreise einnimmt. In den Stürmen der Hussitenkriege wurde sie zerstört, so daß von ihr nicht einmal Trümmer vorhanden sind.

Wohl aber lebt noch heutiges Tages in jener Gegend im Munde des Volkes eine Sage über eine Burg in oder bei Obora, die sich vielleicht auf das alte Radetz beziehen dürfte und die wir hier beifügen wollen.

Einstmals regierte über die Länder Böhmen und Schlesien ein milder und gütiger Herzog. Seine größte Freude war, wenn er seine Unterthanen fröhlich und vergnügt sah. Besonders veranstaltete er überall, wo er hinkam, Spiele und Tanzfeste, und sprang oft selbst unter den lustigen Leuten herum. Darüber vernachlässigte er aber das Kriegswesen, obgleich ihn seine Hauptleute oft ermahnten, die Soldaten in Uebung und in Bereitschaft zu halten. Als nun eine feindliche Armee in das Land einfiel, konnte er nur geringen Widerstand leisten. Er flüchtete sich mit einem kleinen Heerhaufen von einem Orte zum andern, und kam endlich in die Gegend von Smrkow, wo jetzt das Dorf Obora liegt. Damals war diese ganze Herrschaft von großen, unzugänglichen Waldungen bedeckt; die Bauern aber wohnten in zerstreuten Gehöften, bauten friedlich ihre Felder und weideten ihr Vieh auf den üppigen Wiesen, die reichlich von Quellen und Bächen bewässert waren. Die Leute nahmen ihren gütigen Herzog willig auf. Wie er ihnen sonst ein freundlicher und gnädiger Herr gewesen war, so theilten sie jetzt ihr Brod und ihren Käse mit ihm. Sie versicherten ihm auch, die Feinde würden durch die unwegsamen Wälder nicht zu ihnen kommen können. Schon wollte er sich wieder der alten Sorglosigkeit überlassen; aber einer der Hauptleute aus seinem Gefolge war damit nicht zufrieden. Er lag ihm Tag und Nacht an, daß er sich in Verfassung setzen möge, die Feinde mit böhmischen Flegeln

zu bedienen, wenn sie etwa den letzten Versteckwinkel auffinden sollten. Der Herzog verstand nicht, was er damit meine, gab ihm aber die Erlaubniß, nach bestem Wissen und Gewissen zu verfahren. Sofort ließ der Kriegsmann eine große Menge eiserner Dreschflegel anfertigen und unter die Bauern vertheilen. Sodann stellte er mit den Leuten ordentliche Uebungen an, ließ sie exerciren und manövriren, daß es eine Lust war, zu sehen, wie sie mit den Dreschflegeln Steine und Bäume zerschlugen gleich Strohhalmen. Die Vorsicht war nicht umsonst; denn bald stellten sich die Feinde in großer Menge ein. Sie ritten auf windschnellen Pferden, waren klein von Gestalt, krummbeinig und hatten braune Gesichter und Hörner auf den Köpfen. Sie sahen fast wie Teufel aus, daher erschraken die Bauern und wollten sich in die Wälder verkriechen; allein der Herzog weinte, der Hauptmann fluchte und drohte; da ließen sie sich in Reihe und Glied stellen. Nunmehr griff das herzogliche Kriegsvolk von vorn an, der Hauptmann aber fiel mit seinen Flegeln aus einem Hinterhalt über die Feinde her. So wurden dieselben zersprengt, zerdroschen und mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Der Herzog ward wieder ein reicher und vornehmer Herr und schmückte sein Haupt mit der Königskrone. Dann schenkte er dem braven Hauptmann ein großes Gut in der Gegend, wo er den Sieg erfochten hatte, und ließ ihm daselbst eine stattliche Burg erbauen.

Vielleicht stammt diese Sage aus den Zeiten der Hussiten, weil darin die kriegerischen Flegler vorkommen, die unter Ziska eine so bedeutende Rolle spielten. Mag es sich aber damit verhalten, wie es wolle, immer ist sie uns interessant, da sie die Erhebung des böhmischen Königthums von dem Orte herleitet, wo das Geschlecht der Radetzky seinen Stammsitz hatte, dessen ruhmvoller Sprosse dem Kaiserreich eine so kräftige Stütze ward.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu dem Knaben zurück, der zu Trzebnitz geboren war und in der Taufe die Namen Johann Joseph Wenzel Anton Franz Karl erhielt. Er verlebte die ersten Lebensjahre in freundlicher Umgebung unter der sorgsamen Pflege seiner Eltern. Als aber schon nach sechs Jahren sein Vater starb, kam er zu seinem Großvater Wenzel Johann Leopold Radetzky, der in Prag mehrere ansehnliche Häuser besaß und nachmals für sich und seine Nachkommen in den Grafenstand erhoben wurde. Nach dessen Tode trat er in die Theresienschule zu Brünn ein, wo er hauptsächlich seine Bildung erhielt. Durch Pünktlichkeit, Folgsamkeit und überhaupt durch ein zuvorkommendes, liebenswürdiges Benehmen erwarb er sich die Liebe seiner Lehrer. Indessen

verwendete er auf klassische Studien wenig Fleiß; vielmehr waren alle seine Gedanken und seine ungetheilte Thätigkeit dem zugewendet, was auf den Krieg Bezug hatte. Diese Neigung hatte er im elterlichen und noch mehr im großelterlichen Hause eingesogen. Da wurde von den Feldzügen seines Vaters gesprochen, der in Italien gedient hatte; da hörte er viel von den Türkenkriegen, vom siebenjährigen Kriege erzählen. Die Heldenthaten



Aus den Türkenkriegen.

eines Eugen, Stahremberg, Laudon waren der Gegenstand des täglichen Gesprächs. Auch der große Friedrich, obgleich damals Gegner Oesterreichs, erhielt in diesen Kreisen gerechte Würdigung. Am meisten beschäftigte aber der tapfere Eugen die Einbildungskraft des Knaben. Wenn er von der Schlacht bei Zenta hörte, wie der kleine Mann im unschein-

baren, grauen Rocke seine Schaaren zum Angriffe ordnete, unter dem Donner der Geschütze mit Fußvolk und Reiterei die feindlichen Verschanzungen erstürmte, von drei Seiten in das Lager eindrang und die ungläubigen Türken niederhieb, oder in die Theiß sprengte: da gerieth er wohl in Begeisterung und schwang den kleinen Husarensäbel, um die grimmigen Muselmänner gleichfalls in die Pfanne zu hauen. Solche Eindrücke verwischten sich nicht durch das Expliciren lateinischer Autoren auf der Schule zu Brünn; sie erhielten vielmehr neue Nahrung, als diese Lehranstalt nach Wien verlegt wurde. Er war damals siebzehn Jahre alt, und nun sah er den Helden Laudon und andere erprobte Krieger von Angesicht; nun sah er den Kaiser Joseph, der begierig war nach dem doppelten Ruhme, ein Vater seiner Völker zu sein und sein Reich zu vergrößern; da war des Jünglings Entschluß für die ganze Lebenszeit gefaßt.

Er trat am 1. August 1784 in das Kürassier-Regiment Caramelli als Cadet. Schon zwei Jahre später wurde er Leutnant und 1787 Oberleutnant. Das Regiment stand lange Zeit zu Gyöngyös in Ungarn in Garnison. Dort wußte sich der junge Offizier die Langeweile auf nützliche und angenehme Weise zu vertreiben. Er studirte eifrig das Theoretische des Kriegswesens, soweit er in der etwas entlegenen Station Hülfsmittel auftreiben konnte; dann aber durchstreifte er als tüchtiger Jäger die Gegend, welche, von Ausläufern der Karpathen durchzogen, einen angenehmen Wechsel von Höhen und Thälern darbietet.

Die Einförmigkeit des Garnisonslebens ward 1788 durch den Kriegsruf unterbrochen, der von Wien und Petersburg ausging und den Sultan in Konstantinopel aus seiner Ruhe störte. Kaiser Joseph hatte mit der Czarin Katharina ein Bündniß geschlossen, das keinen geringern Zweck hatte, als den Umsturz des osmanischen Reiches in Europa. Die Heeressäulen bewegten sich aus allen Provinzen des Reichs nach der türkischen Grenze; die Soldaten waren voll Muth, die jungen Offiziere voll Begierde, sich auszuzeichnen. Man erwartete von dem jungen, feurigen Monarchen entscheidende Schläge. Kaiser Joseph war ein Freund und Vater der Soldaten, er theilte alle Beschwerden mit ihnen; allein als Feldherr war er weniger glücklich. Der Feldmarschall Lacy, dem er den Oberbefehl übertrug, ließ sich von vielleicht zu großer Vorsicht leiten und wollte nicht mit kühnem Wagen Alles auf's Spiel setzen, um Alles zu gewinnen. Man suchte durch Truppenaufstellungen die weiten Grenzen zu hüten; man versammelte das Hauptheer in dem Winkel, welchen die Donau und die Sau

bei ihrer Vereinigung bilden, man rückte bei jedem Kanonenschuß aus dem Lager und nach einigen Plänkeleien wieder zurück, und verlor durch Entbehrungen, Strapazen und ansteckende Fieber in dem sumpfigen Terrain mehr Menschen, als durch entscheidende Schlachten. Dazu kam, daß die Russen, von Schweden angegriffen, auf dem Kampfplatze nicht erschienen, und daß der Großvezier mit gesammter Macht, alle Sicherheitsmaßregeln verachtend, die Donau überschritt und unter furchtbaren Verheerungen bis Temeswar vordrang. Jetzt endlich bewegte sich die kaiserliche Armee vorwärts, um das vom Feinde überschwemmte Banat zu schützen. Die Krieger erwarteten ein Zusammentreffen mit dem Feinde; allein statt dessen ward ein nächtlicher Rückzug nach Karansebes in eine zur Vertheidigung geeignetere Stellung angetreten.

Dieser Rückzug aber, der Anfangs in größter Ordnung unter den Augen des Kaisers ausgeführt wurde, brachte großes Unglück über das sonst trefflich disciplinirte Heer. Denn bei einem Streite zwischen Husaren und serbischen Grenzern schossen Letztere ihre Gewehre ab und riefen: Türken! Türken hier! Die Husaren wiederholten den Ruf und jagten durch die Reihen der Infanterie; bald flohen ganze Regimenter, andere hielten Stand und feuerten auf einander; so ward Flucht, Verwirrung und Blutbad allgemein. Das Geschrei und der Kanonendonner von dieser nächtlichen Brüderschlacht, wie man sie wohl nennen kann, drang endlich bis zu den türkischen Vorposten. Die Spahis saßen auf; sie erreichten das christliche Heer und fingen an, die Flüchtlinge zu verfolgen. Doch bewahrten in dieser Nacht der unheilvollen Verwirrung einige Regimenter feste Haltung und unerschütterlichen Muth; unter ihnen vornehmlich die Kürassiere Caramelli. Der Oberbefehlshaber, die Offiziere und vor Allen der junge Radetzky ordneten das Regiment in der Nachhut, und als die Spahis mit wildem Allahgeschrei auf sie losstürzten, machten sie rückwärts Front und gingen zum Angriff über. Unter ihren gewichtigen Schwertern sanken die Spahis Mann für Mann; ihr geordneter Anprall sprengte die regellosen Banden aus einander und zwang sie, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Zwar kehrten diese leicht berittenen Haufen immer wieder zum Angriff zurück; aber da, wo die Kürassiere den Zug deckten, wagten sie nur in weiter Entfernung umherzuschwärmen. Die Strahlen der aufgehenden Sonne machten der unglücklichen Verwirrung ein Ende; die Stimmen der Führer wurden gehört, die Ordnung wieder hergestellt. Radetzky hatte in dieser schrecklichen Nacht die Besonnenheit und Kaltblütigkeit eines alten Kriegers bewiesen

und zugleich beim Angriffe, wie beim Rückzuge eine persönliche Tapferkeit gezeigt, die von seinen Vorgesetzten rühmend anerkannt wurde. Man sprach von ihm mit Bewunderung; er wurde dem Kaiser persönlich bekannt, und Feldmarschall Lascy ernannte ihn zu seinem Ordonnanz-Offizier. Eben so brauchbar und tüchtig bewies er sich im Feldzuge des folgenden Jahres, der durch die Siege des Prinzen von Koburg, des wunderlichen und tapfern Souwarow, besonders aber durch die Erfolge des alten, kühnen Laudon ausgezeichnet war. Die Nachricht von der ruhmvollen Eroberung Belgrads war die letzte Freude, die Kaiser Joseph auf dem Krankenbette empfing. Der Kummer wegen des nutzlos vergossenen Blutes seiner tapferen Krieger, die Strapazen, die er mit dem gemeinen Soldaten getheilt, das böse Sumpffieber, das so viele wackere Männer hinwegraffte, waren die Grundlagen langen Siechthums. Die Aufgabe, welche sein kühner Geist sich gesteckt hatte, überstieg die Kräfte des schwächern Körpers. Der Undank seiner Völker, welche die Hochherzigkeit seiner Absichten nicht zu würdigen wußten, brach sein Herz. Er starb am 20. Februar 1790.

Joseph II. war seiner Zeit vorausgeeilt, und hatte darum den schweren Kampf mit den zähen Anhängern am Alten und Herkömmlichen zu bestehen; er unterlag in demselben, wie so viele, die mit kühner Hand der langsam reifenden Zeit vorzugreifen den Muth haben. Auch Radetzky sollte in dem Kampfe mit dem alten Systeme manche bittere Erfahrung machen; denn, wie jede kühn aufstrebende Natur, suchte er in seinem Kreise neue Wege einzuschlagen, und rüttelte oft an dem alten Gebäude, an der Bequemlichkeit der Leute vom Zopf, die sich darin behaglich fühlten, bis es über ihren Köpfen zusammenbrach. Indessen in der Zeit, von welcher wir reden, war er noch weit von solchen Gedanken und Bestrebungen entfernt. Ein tüchtiger Offizier zu sein, das war noch sein nächstes und höchstes Ziel. Nach dem Friedensschlusse mit der Türkei zu Sistowe 1791 kam er mit seinem Regimente nach Böhmen in Garnison. Hier las er fleißig Schriften über Kriegskunst und zog auch seinen Obersten zu Rathe, der ihm bereitwillig seine Erfahrungen mittheilte. Eben so eifrig beschäftigte er sich mit dem praktischen Kriegsdienst. Niemand that es ihm in der Dressur des Pferdes zuvor. Er studirte die Natur dieses Thieres, seine Krankheiten und die Heilmittel dagegen, so daß sich seine Kameraden oft Raths bei ihm erholten. Eben so ausgezeichnet war er als Reiter. Sein Oberst meinte, wenn Radetzky zu Pferde sitze, den Säbel in der Faust und offenes Feld vor sich habe, so könne er es mit zwei, ja mit drei Gegnern sicher aufnehmen. Rückte

er mit seiner Schwadron zur Uebung aus, so bewunderte man die Sicherheit, mit der er alle Evolutionen ausführte.

Indessen sollte sein Schwert nicht lange in der Scheide bleiben. Schon 1792 brach der Krieg gegen Frankreich aus, der Krieg der verbündeten Monarchen Europa's gegen die königsmörderische Republik. Die Preußen rückten in die Champagne ein, die undisciplinirten französischen Heerhaufen flohen überall, bis Dumouriez ihnen Haltung und Festigkeit gab. Da man Anfangs leichtes Spiel zu haben glaubte, so hatte Oesterreich nur wenige Truppentheile aufgestellt. Unter ihnen war Radetzky nicht; er blieb in Garnison und mußte sich mit unblutigen Uebungen begnügen, während die Heere auf den Schlachtfeldern um Ehre und Sieg kämpften. Erst 1793, da die revolutionäre Taktik sich entwickelte, da von Danton und dem genialen Carnot nicht mehr Heere, sondern Völker zu den Waffen gerufen und ins Feld gegen die Feinde Frankreichs geführt wurden, fing Oesterreich an, seine gesammte Macht zu entfalten. Nun zogen die Colonnen von allen Seiten durch die Länder Deutschlands und über den alten Rheinstrom, der den Doppeladler Oesterreichs schon so oft zu seinem Schutze hatte herbeieilen sehen. Auch Radetzky mit seinen Geharnischten überschritt jetzt den Strom, um seinen kriegerischen Muth im ernsten Kampfe zu erproben.

Drohend, mit überlegener Macht standen die verbündeten Heere von Oesterreich, Preußen, Holland, Sardinien und Spanien rings an den Grenzen von Frankreich und zum Theil auf französischem Boden. Wenn man in vereinigten Massen vordrang, so war der Erfolg gewiß, so wurde Paris erobert und dem fürchterlichen Freiheitsspiel der republikanischen Machthaber ein schnelles Ende gemacht, ehe das allgemeine Aufgebot organisirt war. Aber die Feldherren begriffen ihre Aufgabe nicht; keiner wollte sich dem andern unterordnen; die Cabinette haderten und feilschten um Pfennige, während Kronen auf dem Spiele standen. So wurden wohl einzelne Unternehmungen mit Muth und Geschick ausgeführt, Schlachten gewonnen, Festungen erobert, allein alle bewiesene Tapferkeit führte zu keinem entscheidenden Resultate. Das französische Aufgebot in Masse konnte organisirt, die neue Taktik in Anwendung gebracht werden. Schwärme von Plänklern zogen den republikanischen Heeren vorauf, oder deckten ihren Rückzug; unaufhörliche Gefechte schwächten die Gegner, während der dreifarbigen Fahne immer neue aufgebotene Schaaren zuströmten und die gefallenen Streiter ersetzten. Das Leben hatte in Frankreich seinen Werth verloren; man opferte es lieber auf dem Schlachtfelde, als unter dem Messer der Guillotine. Nun er-

klang von allen Seiten die Marseillaise, nun wehte die Tricolore zum Sieg, und ehe das Jahr 1793 abgelaufen war, standen die Republikaner am Rhein.

Radetzky war in diesem und im folgenden Feldzuge dem in Waffen ergrauten General Beaulieu zugetheilt, und hatte sich durch bewiesene Einsicht und persönliche Tapferkeit dessen Beifall in so hohem Grade erworben, daß ihn derselbe zu seinem Ordonnanz-Offizier ernannte. Er lernte unter ihm den Krieg in den manchfaltigsten Formen kennen. Er studirte besonders den Festungsbau und die Belagerungskunst, da sein Corps bei Luxemburg stand, welches mehrmals, wiewol vergeblich, von den Franzosen berennt wurde. Im folgenden Feldzuge ward Beaulieu bei Arlon unfern von Luxemburg angegriffen. Hier war es, wo der junge Radetzky im dichten Kugelregen die Befehle des Generals den einzelnen Kolonnen überbrachte und mehrmals selbst in die Reihen der Streiter trat, um die Ausführung zu beschleunigen. Der Sieg krönte zwar die Anstrengungen der tapferen Oesterreicher, allein später erneuerten die Republikaner ihre Angriffe und nöthigten ihre Gegner zum Rückzug. Indessen hatte auch die Hauptarmee der Verbündeten unter Anführung des Prinzen Josias von Koburg, des Besiegers der Türken, ihre Operationen von den Niederlanden her begonnen.

Kaiser Franz war selbst herbeigeeilt, um Zeuge der Tapferkeit seiner Völker zu sein. Die französische Truppenkette ward durchbrochen, die Festung Landrecies erobert; dann aber gerieth man wieder in die alte Unentschlossenheit, während die weitläufige Aufstellung des Heeres von der Sambre bis nach Flandern das Zusammenwirken der Truppentheile hinderte. Desto rühriger und entschlossener bewiesen sich die Franzosen. In mehreren Treffen hatten sie bereits den rechten Flügel der Verbündeten unter Clerfait in Flandern geschlagen; unerschüttert stand dagegen die Hauptarmee an der Sambre. Am 13., 20., 24. und 26. Mai drangen die Franzosen über diesen Fluß; jedes Mal aber wurden sie mit großem Verluste zum Rückzug genöthigt. Noch einmal griffen sie mit großer Uebermacht an, da führte Kaiser Franz selbst Hülfe herbei und entschied die Schlacht. Alle diese Siege blieben jedoch ohne Folgen; man fuhr fort die Kräfte zu zersplittern, gleich als ob man das dargebotene Glück mit Absicht von sich stoße. Nun rückte der kühne Jourdan mit der Mosel- und einem Theile der Rheinarmee zur Verstärkung der geschlagenen Republikaner heran. An der Spitze von 70,000 Mann überschritt er die Sambre, und

als auch er am 16. Juni geschlagen wurde, wiederholte er schon zwei Tage später den Uebergang, belagerte und bestürmte die Festung Charleroi mit aller Macht und rückte gleichzeitig gegen Mons (Bergen) vor. Nun entschloß sich der Prinz von Koburg, sein Heer zusammenzuziehen und zur Rettung der Festung eine entscheidende Schlacht zu wagen.

Schon früher war Radetzky mit einem Auftrage seines Generals bei der Hauptarmee gewesen; derselbe hatte ihn dorthin gesandt, um seinen Rückzug von Arlon bei dem Oberfeldherrn zu entschuldigen. Jetzt, da Beaulieu's Corps zur Verstärkung des Heeres herangezogen wurde, kam er oft in die Nähe des Prinzen und erhielt bald Gelegenheit, sein Vertrauen zu gewinnen. Derselbe war nämlich ohne Kunde von Charleroi, und wünschte zu wissen, ob sich die Festung noch halte. Er sah sich im Kreise der Offiziere nach einem tüchtigen Manne um, der die Sendung übernähme. Da fielen seine Augen auf Radetzky. Er hatte ihn schon in manchem Reitergefecht das Pferd lenken und den Säbel führen sehen, und es schien ihm, daß er keinen geeignetern Mann finden könne. Sofort trat der junge Offizier vor und erbot sich, noch in derselben Nacht die gewünschte Auskunft zu überbringen. Es war dies aber die Nacht vor dem beschlossenen Angriff; daher that Eile und Verschwiegenheit noth. Er erwählte zu Begleitern auf dem gefährlichen Ritt drei Kürassiere und eben so viele Husaren, Bursche, bei manchem Ueberfalle erprobt und zu jedem Wagstück aufgelegt. Bald saß er mit ihnen im Sattel und trabte über Stock und Stein der feindlichen Lagerung zu. Als er die zahlreichen Wachfeuer vor sich sah, überzeugte er sich, daß hier kein Durchkommen sei. Er verließ daher die eingehaltene Richtung und wendete sich seitwärts. So kam er an die ziemlich breite und tiefe Sambre. Einst hatte er in Ungarn die mächtige Donau durchschwommen; daher setzte er ohne langes Besinnen in den Fluß; seine Bursche folgten ihm, und alle erreichten wohlbehalten das jenseitige Ufer. Nun ging der Ritt weiter; man mußte die äußerste Vorsicht anwenden, um feindliche Wachposten und Patrouillen zu vermeiden; doch erfuhr man endlich, Charleroi habe bereits capitulirt, ein Entsatz sei also nicht mehr möglich. Ueber diesen Nachforschungen wären die verwegenen Reiter fast vom Morgen überrascht worden; sie machten sich nun schleunigst auf den Rückweg. Als sie an die Sambre kamen, hörten sie einzelne Kanonenschüsse, bald aber zitterte der Boden von dem unaufhörlich rollenden Donner der Geschütze. Die mörderische Schlacht bei Fleurus hatte begonnen. Die muthigen Kundschafter spornten ihre Pferde zur äußersten Eile, um



Durchreiten der Sambre.

ihren Rapport abzustatten. Sie fanden den Feldherrn nicht sogleich, sondern wurden selbst in den Kampf verwickelt, denn es ging heiß genug zu. Der alte Beaulieu erstürmte mehrere Dörfer und Redouten; der jugendliche Erzherzog Karl, Allen voranleuchtend, drang in Fleurus ein und drängte mit großer Kühnheit die Franzosen zurück. Die Schlacht schien bereits gewonnen, da vernahm der Prinz von Koburg den Fall der Festung Charleroi, und als ob ihm diese Nachricht alle Besonnenheit raube, ließ er die verschiedenen Truppentheile Halt machen, gab die gewonnenen Positionen auf und trat endlich den Rückzug nach Mons und Brüssel an. Er schien nicht um Sieg und Niederwerfung der Feinde, sondern nur um eine wenig bedeutende Festung das blutige Waffenspiel versucht zu haben. Radetzky, nicht erschöpft durch den nächtlichen Ritt, kämpfte beim Vorrücken wie auf dem Rückzuge mit großer Tapferkeit. Obgleich aus zwei leichten Kopfwunden blutend, wich er doch nicht eher von der Wahlstatt, bis die Nacht dem Kampf ein Ende machte. Er wurde darauf wegen

seiner ausgezeichneten Bravour zum zweiten Rittmeister des Regiments ernannt.

Die keineswegs entscheidende Schlacht bei Fleurus war die Veranlassung, daß die Republikaner unter unaufhörlichen Gefechten von allen Seiten vordrangen, ganz Belgien besetzten, die Preußen auf das rechte Rheinufer drängten und in einem Winterfeldzuge auch Holland eroberten.

Im folgenden Jahre sagte sich Preußen von der Theilnahme am Kriege gänzlich los; es schloß für sich den Frieden zu Basel mit der Republik und überließ es dem Kaiserhause von Oesterreich, für die Rechte Deuschlands allein in dem wechselvollen Kampfe auszuharren. Nachdem bereits verschiedene Festungen gefallen waren, drangen die Republikaner unter Jourdan bei Düsseldorf, unter Pichegru bei Manheim über den Rhein. Ihrer Vereinigung und ihrem siegreichen Marsche ins Herz von Deutschland schien Nichts entgegenzustehen. Hier aber zeigte es sich, wie nur kühne und rasche Entschlüsse nöthig waren, um gegen die rastlosen Feinde Erfolge zu erringen. Denn der hochbejahrte Feldmarschall Wurmser und der zum Oberfeldherrn ernannte Clerfait wagten es, mit geschwächter Macht zum Angriff überzugehen. Ersterer zog vom Oberrhein her, siegte bei Handschuchsheim, eroberte Manheim; Letzterer stürmte den Mainstrom entlang gegen Höchst, und schlug daselbst die Franzosen unter Jourdan so vollständig, daß ihr gesammtes Heer in völliger Auflösung sich über den Rhein zu retten suchte.

Unter dem tapfern Clerfait focht damals auch der Rittmeister Radetzky. Das war für den Reitersmann eine fröhliche Zeit. Da stäubten die feindlichen Schaaren aus einander, wenn die Geschwader daherrasselten; da wurden Fahnen und Geschütze erbeutet, und der gemeine Mann fand auch sonst Gelegenheit, seinen Säckel zu füllen, wenn er die mit Raub gefüllten Tornister der Gefallenen und Gefangenen hinter seinen Sattel schnallen konnte.

Schon nach zwei Tagen rückten die Sieger über die Rheinbrücke in Mainz ein und besahen sich von Wällen und Thürmen herab das verschanzte Lager der Franzosen um die bisher geängstigte Stadt. Zu Ende Oktobers ward ein allgemeiner Ausfall angeordnet und unserm Rittmeister die Führung einer der Kolonnen übertragen. Er überstieg unter den Ersten die feindlichen Linien, überwältigte jeden Widerstand und verfolgte den weichenden Feind. Bei dieser Gelegenheit verursachte ihm eine matte Kugel

eine starke Contusion am Schenkel. Am Abend dieses ruhmvollen Tages, da durch den erfochtenen Sieg die Blokade von Mainz gelöst und das Belagerungsheer völlig zersprengt war, lag er in seinem Quartier auf einem Ruhebett und hatte zur fröhlichen Feier des Erfolges mehrere Kameraden um sich versammelt. Man aß und trank und war guter Dinge. Da rief einer der Offiziere, indem er sein Glas mit perlendem Rheinwein erhob: „Ich denke, wir werden bald in Paris Champagner trinken."

Die ganze Gesellschaft erhob die gefüllten Gläser, allein Radetzky richtete sich auf, ergriff den Kameraden am Zopf und sagte lachend: „Schauen's, das Ding da hält den Marsch der Armee auf." Nicht wenig erstaunt riß der Offizier seinen bedrohten Haarputz an sich und fragte, warum man denselben für so gefährlich halte. Der Rittmeister versetzte pathetisch gesticulirend, er meine nicht diesen speciellen Zopf, sondern den Allerweltszopf, den Kaiser Joseph halb durchgeschnitten habe, der aber wieder gewaltig nachgewachsen sei. Wenn den einmal ein tüchtiger Haarkünstler abschneide, würden Oesterreicher und Preußen sich, als gute Kameraden, in Paris die Hände reichen; aber bis dahin sei noch eine lange Zeit, und mancher Tropfen Blut werde auf dem Schlachtfeld, mancher Tropfen Wein in durstige Kehlen fließen.

Dieser Schwank — denn wir können die Erzählung für nichts Anderes halten — ward uns von einem alten, lustigen Soldaten berichtet, der ihn aus Radetzky's Munde selbst wollte vernommen haben. Wir glauben aber, daß der junge Krieger damals keineswegs in weite Ferne blickte, daß ihn das Vorliegende allein beschäftigte, daß er erst mit dem Aufsteigen zu höheren Graden seine militärischen und politischen Ansichten erweiterte. Uebrigens war er damals, wie in späteren Jahren, ein guter Kamerad und heiterer Gesellschafter, der gern fröhliche Genossen um sich versammelte. Er gab dann nicht blos Speise und Trank reichlich zum Besten, sondern auch humoristische Einfälle. Er kämpfte, wie ein Oesterreicher, mit Muth und Beharrlichkeit auf dem Schlachtfelde; er konnte aber auch mit österreichischer Laune recht aus Herzensgrunde lachen.

Nach der Befreiung von Mainz ruhten die Waffen noch nicht. Clerfait und unter seinem Befehle Radetzky kämpften noch in manchem siegreichen Gefecht, ehe der Winter zur Ruhe zwang. Oppenheim, Worms, ein großer Theil des linken Rheinufers wurden von den Franzosen befreit; ein glückliches Treffen bei Kreuznach beschloß den thatenreichen Feldzug. Clerfait ging nach Wien, wo er, als gefeierter Held, mit gro-

ßen Ehren aufgenommen wurde; Radetzky bezog mit seinem Regimente die Winterquartiere. Ein Waffenstillstand sicherte die Ruhe.

Zu Anfang des Jahres 1796 erhielt der vielversuchte Beaulieu den Oberbefehl in Italien, wo bisher mit wechselndem Glück die verbündeten Oesterreicher und Piemontesen gegen die Republikaner gekämpft hatten. Er berief sogleich den ihm bekannten und befreundeten Rittmeister Grafen Radetzky zu seinem Adjutanten. So kam Dieser im Gefolge seines Feldherrn in das Land, „wo still die Myrth' und hoch der Lorbeer steht," wo auch für ihn die Lorbeerzweige grünten, mit denen er in späten Jahren sein greises Haupt schmücken sollte. Er sah die lombardischen Gefilde, umgeben, geschützt im Norden durch die Mauer der schneegekrönten Alpen, die reich bewässerte, fruchtbare Ebene, wo die zahlreichen Städte im Glanze ihrer Marmorpaläste prangen. Er bewunderte den Anbau des Bodens, der, von Orangen, Oliven und Maulbeerbäumen überschattet, einem fortlaufenden Garten gleicht. Auf den roncalischen Feldern bei Pavia, wo in alter Zeit deutsche Kaiser die eiserne Krone empfingen, musterte Beaulieu einige Heerestheile und führte sie alsdann der Hauptarmee zu, die nördlich von Genua im Gebirge aufgestellt war. Der Oberstleutnant Zach, Generalquartiermeister oder Chef des Generalstabs, hatte die Armee, die etwa 60,000 Mann betrug, in einer Linie von 15 Meilen aufgestellt, und zwar mitten in unwegsamen, von schroffen Schluchten und Pässen unterbrochenen Bergen, die der südlichen ligurischen Küste parallel laufen. Die Stellung war sehr kunstreich gewählt; denn Zach war ein kenntnißreicher Kriegskünstler der alten Schule. Allein bisher hatten die Berechnungen und Manöver nach altem Schnitt so oft getäuscht, waren so oft von den ungestümen französischen Heerführern mit dem Schwerte zerhauen worden, daß man anfing, sie mit Mißtrauen zu betrachten. Radetzky hatte strategische Kenntnisse und besonders militairischen Scharfblick genug, um das Gefährliche, das in der Zersplitterung und Trennung der Kraft lag, zu beurtheilen. Er suchte dies bemerklich zu machen, stieß aber dabei den Fachmännern, den unverbesserlichen Anhängern des herkömmlichen Systems unsanft vor den Kopf. Er zog sich dadurch manche Unannehmlichkeit zu, während er seiner untergeordneten Stellung wegen nicht hoffen konnte, ein neues System zur Geltung zu bringen. Indessen merkte doch der Oberfeldherr, so sehr er selbst in den herkömmlichen Ansichten befangen war, daß im vorliegenden Falle sein Adjutant nicht ganz Unrecht habe. Er zog die Truppentheile zusammen, und suchte aus dem Gebirge nach der Küste vorzudringen, um die Franzosen

von Genua abzuschneiden. Eine republikanische Division stand bei Voltri, wohin die österreichischen Colonnen ihren Marsch richteten. Nach einem mörderischen Kampfe brachte sie der tapfere Oberst Wukassowich mit seinen Kroaten zum Weichen. Ihm hatte sich Radetzky angeschlossen. Den Säbel in der Faust stürmte er, mit Wort und That die Soldaten ermunternd, vorwärts, bis an die Mauern von Voltri, wo die Dämmerung dem Kampfe Grenzen setzte. Unter Begünstigung der Nacht räumten die Franzosen ihre Stellung. In den folgenden Tagen rückte man, den Feind vor sich hertreibend, weiter vor, und erreichte endlich die Küste unfern von Savona. Der italienische Himmel, das funkelnde Meer, die grünen Gestade, die dunklen Bergterrassen im Hintergrund, die man siegreich überschritten hatte, Alles stimmte die Herzen der Krieger zur Freude und erweckte glänzende Hoffnungen. Auf dem Meere aber wiegten sich die Fregatten und die Dreidecker Großbritanniens; von ihren Masten wehten die Flaggen Englands und Oesterreichs, um die Verbündeten zu begrüßen. Bewimpelte Boote ruderten heran und landeten. Sie brachten Botschaft von dem Commodore Nelson, der ein Geschwader von der Flotte des Admirals Jervis in diesen Gewässern befehligte. Er ließ seine Unterstützung bei fortgesetzten Operationen in der Riviera (Küstenland) zusichern und eine Unterredung mit dem österreichischen Feldherrn antragen. Die Unterredung fand statt, der Operationsplan wurde festgesetzt.

Aber alle Berechnungen, alle Entwürfe durchkreuzte der Mann, der jetzt an die Spitze der französischen Macht in Italien trat, der vom Schicksal zu den höchsten Ehren berufen war, Napoleon Bonaparte. Mit genialem Blick überschaute er den Kriegsschauplatz, die Pläne der Verbündeten, mit zerschmetternden Schlägen zersprengte er die vereinzelt anrückenden Corps bei Dego, Milesimo, Mondovi. Vergeblich war der Heldenmuth einzelner Führer und die Tapferkeit der Truppen; vergebens schlug namentlich der unerschrockene Provera die rasenden Stürme der siegtrunkenen Republikaner hinter den alten Mauern von Cossaria zurück; auch er ward durch Hunger zur Uebergabe genöthigt. Geängstigt durch den Sturm, der mit unwiderstehlicher Gewalt daher brauste, unterwarf sich der sardinische Hof einem schmählichen Frieden, und Oesterreich blieb allein auf dem Kampfplatze zurück.

Die zerrütteten Trümmer seines Heeres führte Beaulieu hinter die Adda und nach großem Verluste bei Lodi hinter das Flüßchen Oglio und *endlich an den Mincio*, wo er seine geringe Macht noch mehr schwächte, um

den ganzen Lauf des Flusses vom Gardasee bis nach der zwischen Seen und Sümpfen gelegenen starken Festung Mantua zu besetzen. Niedergebeugt von den gehäuften Unglücksfällen und krank an Körper lag der mehr als siebzigjährige Greis in Valeggio. Er konnte nur langsam dem fortgesetzten, eiligen Rückzuge des Heeres nachgeführt werden; seine Gefangenschaft schien unvermeidlich. Da entschloß sich Radetzky und mit ihm sein erprobter Freund und Waffenbruder Oberlieutenant Graf Anton Hardegg, so wie der unerschrockene Rittmeister Graf Almasy, für den Feld-



Im Kampfe gegen die Uebermacht.

herrn und väterlichen Freund das Aeußerste zu wagen und, wenn es sein müsse, in den Tod zu gehen. Die drei Männer redeten zu der Mannschaft, die ihnen untergeben war, mit begeisternden Worten und wußten sie zu gleicher Begeisterung zu entflammen. Die tapferen Krieger gelobten einmüthig, für ihren General und für Oesterreichs Ehre den letzten Blutstropfen zu wagen. Nun wurden mit großer Einsicht die Vertheidigungsmaßregeln getroffen. Die Republikaner aber ließen nicht lange auf sich warten. Sie drangen mit gewohntem Ungestüm heran, allein sie fanden den beharrlichsten

Widerstand. Position für Position wurde vertheidigt; jeden Fußbreit Landes mußten die Feinde mit schweren Opfern erkaufen. So wurde kostbare Zeit gewonnen. Als endlich ein großer Theil der heldenmüthigen Vertheidiger gefallen, als die Stellung von beiden Seiten umgangen und der Widerstand nutzlos geworden war, dachten die müden Streiter auf ihre Rettung. Allein die Brücke war zerstört, jeder Ausweg gesperrt; nur zwischen Tod oder Gefangenschaft schien die Wahl noch übrig. In dieser verzweifelten Lage spornte Radetzky sein gutes Ungarpferd nach dem Flusse, sprengte ohne Zaudern hinein und schwamm, von Kugeln verfolgt, doch nicht erreicht, nach dem jenseitigen Ufer. Er traf glücklich bei dem Heere ein, das bereits einen großen Vorsprung gewonnen hatte. Die hochherzige That blieb übrigens vom Feldherrn unbemerkt und darum unberücksichtigt, da der junge Held niemals seine Verdienste zu rühmen pflegte, sondern viel lieber von den Thaten Anderer sprach.

Indessen waren sein Muth, seine Kenntnisse und kriegerischen Talente so sehr anerkannt, daß er schon am 19. Mai, eilf Tage vor Vertheidigung des Mincio, zum Major eines neu errichteten Pionnier-Corps war befördert worden. Diese neue Stellung beweist, wie vielseitig seine militairische Ausbildung war, da er, der sich bisher als tapferer Kavallerie-Offiziêr bewiesen hatte, nun in einer ganz andern Waffe seine Thätigkeit entfalten sollte. Anfangs blieb er noch bei dem Heere, das sich in Tyrol neu organisirte, um zur Erhaltung Mantua's, des letzten Bollwerks in Italien, ins Feld zu rücken. Später, da die Besorgnisse für den bedrohten Kaiserstaat wuchsen, wurde er zur Vornahme von Befestigungen am Flusse Isonzo und der Stadt Gradisca in Illyrien verwendet. So niederbeugend auch die Verhältnisse waren und so vielfache Arbeiten ihm oblagen, bewahrte er doch seinen frohen Muth und fand auch dann und wann ein Paar Stunden Muße, die er der Geselligkeit widmete. Theils in Geschäften, theils zum Vergnügen ritt er manchmal nach der freundlichen Stadt Görz, die von Bergen und Thälern in manchfaltigem Wechsel umgeben ist. Daß hier der tapfere und liebenswürdige Kavalier in den höchsten Zirkeln, in den edelsten Häusern Zutritt fand, war natürlich. Er wurde bei dieser Gelegenheit mit einer jungen Dame aus dem gräflichen Hause Strassoldo-Grafenberg bekannt, deren Schönheit allgemein bewundert wurde. Diese Bekanntschaft führte allmählich zu innigen Beziehungen. Bald aber wurde er aus den freundlichen und erfreulichen Verhältnissen durch den Donner der Schlacht und den Ruf seines Kriegsherrn abgefordert, und er säumte nicht, Folge zu leisten.

Nach dem in Paris von Carnot entworfenen riesenhaften Plan zu dem neuen Feldzug sollte ein französisches Heer unter Jourdan vom Niederrhein her, ein anderes unter Moreau vom Oberrhein in Deutschland eindringen und mit der durch Italien vorrückenden Südarmee vor Wien zusammentreffen. In Deutschland vereitelte das gute Schwert des Erzherzogs Karl diesen Entwurf, indem er mit gesammter Macht sich zuerst auf den einen Gegner warf und nach dessen Niederlage auch dem andern ein blutiges Geleite gab. In Italien versuchte der tapfere Feldmarschall Wurmser, der mit dem grauen Kopfe noch kühnen Jugendmuth verband, den Franzosen ein gleiches Loos zu bereiten. In drei Colonnen brach er aus Tyrol hervor, zersprengte die französische Truppenkette an der Etsch, drängte gegen den Mincio und entsandte Husaren bis gegen Mailand. Bonaparte, der sich fast ganz eingeschlossen sah, warf sich dagegen nach seiner Gewohnheit auf die einzelnen Colonnen, und schlug sie in wiederholten blutigen Gefechten. Ungebeugt durch den Verlust, aber auch unbekehrt erschien Wurmser schon im September von neuem im Felde und zwar nicht mit besserem Glücke, abermals in zwei Abtheilungen; denn Bonaparte, stets bereit, in Verfolgung des Hauptzweckes jede Nebenrücksicht bei Seite zu setzen, hob sogleich die Belagerung von Mantua auf und drang mit Zurücklassung des schweren Geschützes in sturmschnellen Märschen bis Roveredo in Tyrol, wo er das österreichische Corps unter Davidowich gänzlich aus dem Felde schlug; dann wendete er sich östlich gegen den Feldmarschall, der sich durch diese unerwartete Schwenkung von der Verbindung mit den Erblanden abgeschnitten sah. Vergebens kämpfte der alte Held mit einem Muthe, der eines bessern Erfolges würdig war. Bei Primolano und im Hauptfreffen bei Bassano unterlag er der Uebermacht und dem Genie seines Gegners. Er sah sich nun mit den Trümmern seines Heeres von allen Seiten eingeschlossen. Er war aber nicht der Mann, der die Waffen streckte, wenn noch ehrenvoller Kampf möglich war. Nach Deutschland waren zwar alle Straßen verlegt; er wendete sich daher vorwärts gen Mantua, wo er als Sieger hatte einziehen wollen. Er hoffte, Verona ohne Vertheidigung zu finden und daselbst die Etsch zu überschreiten, allein er fand sich getäuscht. In dunkler Nacht irrte er an den Ufern des reißenden Flusses und mit ihm die Tapferen, die, dem mörderischen Kampfe entronnen, entschlossen waren, ihrem Führer in Noth und Tod zu folgen. Unter ihnen befand sich Major Radetzky mit seinen Pionnieren. Vorzüglich auf seinen Rath machte man einen Versuch auf Porto Legnago, und das Glück war den muthigen Män-

nern günstig; Husaren, die man über das Wasser entsendet hatte, fanden den Posten vom Feinde verlassen. Die Besatzung nämlich, welche ihre Ablösung erwartete, war vor dem Eintreffen derselben aufgebrochen. Freudig überschritt man den Fluß und setzte sich in der Morgendämmerung nach kurzer Ruhe wieder in Marsch. Schon aber hatte Bonaparte den abenteuerlichen Zug erfahren. Er suchte nun mit allen Truppen, die er zusammenraffen konnte, dem Feldmarschall den Weg zu verlegen; allein er hatte es hier mit Männern zu thun, die gewohnt waren, dem Tode ins Angesicht zu schauen, die lieber Alles erduldeten, als einen Makel an ihrer Ehre. Nach einem verzweifelten, mörderischen Kampfe wurden seine Schaaren auseinander gesprengt, und er selbst verdankte seine Rettung nur der Schnelligkeit seines Pferdes. Mit erbeuteten Fahnen, Gefangenen und andern Trophäen erreichte der Feldmarschall die schützenden Wälle von Mantua.

Die Festung liegt, wie oben bemerkt, an einem vom Mincio gebildeten See und ist übrigens von sumpfigem Terrain umgeben, welches nur von schmalen Dammstraßen durchschnitten ist. Der alte Feldherr, jetzt zugleich oberster Befehlshaber des Platzes, konnte hier jeder Belagerungskunst Trotz bieten; aber er erkannte auch, daß er von ganz anderen Feinden bedroht sei, als von Laufgräben und Geschützen, daß Hunger und die verderblichen Sumpffieber bald alle Vortheile der Lage aufheben, alle Tapferkeit nutzlos machen würden. Er beschloß, einen Posten außerhalb der Stadt zu behaupten und verlegte daher die Reitergeschwader, die ihm auf dem unglücklichen Marsche mit seltener Treue und Ausdauer gefolgt waren, in die befestigte Vorstadt San Giorgio jenseit des Sees. Zugleich erhielt Radetzky den Auftrag, die wenig bedeutenden Festungswerke der Vorstadt haltbar herzustellen. Er begab sich sofort auf den angewiesenen Posten, und that, was irgend möglich war, um dem Auftrage Genüge zu leisten. Indessen ward er bald gewahr, wie dieser vorgeschobene Posten, der nur durch zwei Brücken mit der Festung verbunden war, auf die Dauer nicht behauptet werden konnte. Das feindliche Heer wuchs fortwährend; der französische Obergeneral betrieb selbst die Belagerung; Batterien und Werke wurden errichtet, um die schmalen Verbindungsstraßen zu bestreichen. Die nutzlose Aufopferung der Reiterei stand nahe bevor, und schon jetzt war der Rückzug mit großer Gefahr verbunden. Bei dieser Lage der Dinge ließ Radetzky auf eigene Verantwortung die Kavallerie zurückgehen, und als nun feindliche Massen anrückten, um den Uebergang zu stören, postirte er seine Pionniere in die Vorstadt und vertheidigte sie geraume Zeit mit unerschütterlichem Muthe. Das

Feuer der Geschütze warf die schwachen Werke nieder, Tirailleurs suchten von allen Seiten einzudringen; aber Radetzky behauptete kühn und besonnen seine Stellung, bis die Geschwader den gefährdeten Dammweg überschritten hatten. Darauf zog auch er sich mit seiner Handvoll Leute langsam, Häuser, Gärten, Gräben zur Vertheidigung benutzend, in die Stadt zurück.

Hier sah man mit trübem Blicke der Zukunft entgegen. Man schlachtete freilich die Pferde, die man aus Mangel an Fourage ohnehin nicht erhalten konnte, und gewöhnte sich daran, Pferdefleisch zu essen; allein auch diese Kost mußte endlich zur Neige gehen. Es wurden häufige Ausfälle unternommen, um dem Mangel abzuhelfen, bei welcher Gelegenheit sehr oft Radetzky verwendet ward. Die Erfolge, die man zuweilen mit schweren Opfern erkaufte, gewährten jedoch keine dauernde Erleichterung. Der fürchterliche Hunger und in seinem Gefolge Krankheiten wütheten unter der Garnison, wie unter der Bürgerschaft. Radetzky, obgleich alle Entbehrungen mit seinen Waffenbrüdern theilend, blieb gesund und thätig in seiner Pflicht. Er stand mit seinem tapfern Bataillon vor dem Thore Ceresa, wo er nothwendige Befestigungswerke vornahm und feindliche Angriffe zurückschlug. Daselbst theilte er oft mit hungrigen Leuten sein Brod und sein Pökelfleisch, und er hat in den darauf folgenden Jahren mehr als einmal geäußert, alle Auszeichnungen hätten ihm nicht soviel Vergnügen gemacht, als das Bewußtsein, während der Belagerung von Mantua halbverhungerte Menschen durch seine Spenden am Leben erhalten zu haben.

Im November leuchtete den eingeschlossenen Helden ein Hoffnungsstern. Es hatte sich nämlich in Tyrol ein neues, zahlreiches Heer unter Alvinzi und Davidowich versammelt, um den Entsatz der Festung zu versuchen. Beide Generale rückten nach altem Herkommen auf zwei Straßen zum Angriff vor und waren Anfangs siegreich. Da eilte Bonaparte seinen geschlagenen Corps zu Hülfe, überschritt die Etsch bei Verona und nöthigte durch die dreitägige, lange unentschiedene Schlacht bei Arcole zuerst Alvinzi zum Rückzug, dann auch Davidowich, der schon bis Castel nuovo, wenige Meilen von Mantua, vorgedrungen war. Zu spät unternahm Wurmser einen wüthenden Ausfall; das Schicksal des Tages war bereits entschieden.

Noch war Oesterreichs gewaltige Kraft nicht erschöpft; es fand in der Hingebung seiner Völker Hülfsquellen, um seine Heere zu ergänzen und die endliche Bezwingung des furchtbaren Feindes in Italien zu bewerkstelligen. Mit 80,000 Mann unternahm im Januar des folgenden Jahres

Alvinzi diesen Versuch. Der tapfere Provera drang rasch und siegreich gegen Porto Legnago vor, Alvinzi an der obern Etsch. Letzterer schlug das Corps unter dem französischen General Joubert und trieb ihn bis Rivoli, wo er ihn am folgenden Tage zu vernichten hoffte. Aber in der Nacht traf Bonaparte mit seinen Colonnen im französischen Lager ein, siegte am folgenden Tage vollständig bei Rivoli, stürmte dann — es mochte folgen, wer konnte — gegen Provera zurück und zwang ihn nach einem fürchterlichen Kampfe hart an der Vorstadt San Giorgio die Waffen zu strecken. Die Besatzung von Mantua, die schon ihre Befreier freudig begrüßte, that vergeblich einen Ausfall. Die siegtrunkenen Republikaner hatten Provera umzingelt und waren zahlreich genug, auch den Angriff der Besatzung zurückzuweisen. Solche unerhörte Schläge beugten endlich den Muth Oesterreichs; seine Krieger verloren das Selbstvertrauen, seinen Finanzmännern versiechten die zur Aufstellung neuer Heere nöthigen Geldquellen. Unter diesen Umständen begehrte auch die Besatzung von Mantua zu capituliren, um dem Hungertode zu entgehen. Der Feldmarschall forderte freien Abzug mit allen Kriegsehren, die französischen Bevollmächtigten dagegen Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Da trat der republikanische Obergeneral ins Mittel. Dem Anscheine nach aus Achtung vor seinem tapfern Gegner, in Wahrheit aber aus Begierde, die ferneren Entwürfe seines Ehrgeizes unbehindert zu verfolgen, bewilligte er dem Feldmarschall und einer Abtheilung von 500 Kriegern nach seiner Wahl den begehrten freien Abzug, der übrigen Besatzung aber den Abzug ohne Wehr und Waffen und gegen das Versprechen, drei Monate lang nicht gegen Frankreich zu dienen. Nach dieser Uebereinkunft wurde die Festung geräumt. Der unglückliche Feldherr verließ den Schauplatz seiner bisherigen Thätigkeit, und in seinem unmittelbaren Gefolge war vor Allen Radetzky mit seinen wackeren Pionnieren.

An die Spitze der geschlagenen österreichischen Heere war unterdessen der jugendliche Held des kaiserlichen Hauses, Erzherzog Karl, getreten. Von ihm allein, dem Sieger bei Amberg, Würzburg und Emmendingen, hoffte man Rettung. Er hätte aber in der That ein Wunderthäter sein müssen, um dem furchtbaren Eroberer von Italien auf seiner Siegesbahn Einhalt zu thun. Oesterreichs Heere waren geschwächt und entmuthigt, die Republikaner dagegen durch Aushebungen und durch Freiwillige, die der Erfolg anlockte, verstärkt, von Zuversicht erhoben, zu kriegerischer Begeisterung entflammt. Der feindlichen Macht gegenüber konnten

nur Beharrlichkeit und ungewöhnliche Maßregeln zu einem gewünschten Ziele führen. Den zu den Waffen gerufenen Völkern Frankreichs mußte man die eigenen Völker entgegenstellen, was man auch zwölf Jahre später that; man durfte erneuerte Niederlagen nicht scheuen und mußte selbst die halbe Monarchie aufgeben, um mit der übrigen Gesammtkraft das Wagespiel der Schlachten zu versuchen. Zu diesem Aeußersten war man damals noch nicht entschlossen; daher war der Ausgang des Kampfes nicht zweifelhaft. Bonaparte, der mittlerweile alle Monarchen Italiens unter schmählichen Bedingungen zum Frieden und zur Lieferung von Geld und Kunstwerken gezwungen hatte, drang unaufhaltsam über die Piave und den Tagliamento vor.

Bei der in unaufhörliche Gefechte verwickelten Nachhut des österreichischen Heeres unter dem Fürsten Karl von Schwarzenberg befand sich Radetzky. Er hatte sein Pionnier-Corps wieder vervollständigt und bewährte bei jeder Gelegenheit Besonnenheit und kriegerisches Geschick. Der Rückzug ging über Gradiska und Görz, wo er auf wenige Augenblicke im Strassoldo-Grafenbergischen Hause einkehrte und die junge Gräfin wiedersah, die er noch nicht vergessen hatte. Auf den Gang des Krieges konnte er in seiner untergeordneten Stellung nicht einwirken. Die Franzosen drangen in einem gewaltigen Halbkreise vor, die Pässe der kärnthnischen Alpen wurden genommen, Triest besetzt und selbst in Tyrol aller Widerstand bis in die Schluchten von Finstermünz überwältigt. Indessen war doch ein Umschlag der Dinge nicht unmöglich; denn überall erhob sich das Volk gegen den gemeinsamen Feind. Die treuen Tyroler griffen zu den Waffen und verstärkten das österreichische Corps in ihren Bergen. Sie trieben die Republikaner unter großem Verluste bis nach Verona. Auch aus Triest und Fiume mußten die Franzosen weichen; sie sahen sich zugleich durch den Aufstand des Landvolks im Venetianischen und durch das Aufgebot der Ungarn bedroht. In Wien aber siegte die Besorgniß des Augenblicks, da Bonaparte selbst nur noch drei Tagereisen weit entfernt war; und als der stolze Sieger jetzt selbst einen Waffenstillstand anbot, so nahm man ihn bereitwillig an, obgleich nicht Großmuth, sondern Furcht vor einem Umschlag des Kriegsglücks das Anerbieten veranlaßt hatte. Im Schlosse Eckenwalde bei Leoben in Steyermark wurde am 18. April der Vertrag abgeschlossen, dem nach vielen Verhandlungen der Friede zu Campo Formio im Oktober folgte. Oesterreich verlor Belgien und das Herzogthum Mailand, erhielt dagegen den größten Theil der Republik Venedig.

Die Waffenruhe verschaffte unserem Helden Gelegenheit, sein liebes Görz auf längere Zeit zu besuchen. Sein Name, seine kriegerischen Verdienste waren überall bekannt, aber auch seine persönliche Liebenswürdigkeit fand in den Kreisen der vornehmen Welt Anerkennung. Die Damen blickten mit Wohlgefallen auf den kühnen Reiter, wenn er auf seinem Ungarpferde durch die Straßen ritt; sie fühlten sich geschmeichelt, wenn er auf Bällen um einen Tanz anhielt, denn er besaß, wie in allen körperlichen Uebungen, so auch im Tanzen eine große Gewandtheit. Nicht weniger anziehend war er in der Unterhaltung; da stand ihm Ernst und Scherz zu Gebote; da erzählte er von Kriegsereignissen, von lustigen Abenteuern, da entwickelte er seine tiefe Kenntniß der politischen Zustände, seine Ansichten über bedeutende Charaktere, an denen die damalige Zeit so reich war. Er sprach geläufig französisch und italienisch, am liebsten aber deutsch. Man berichtet von glaubhafter Seite, er sei bei irgend einer Gelegenheit während der kurzen Friedensperiode in Gesellschaft eines französischen Emigranten gewesen. Derselbe habe geäußert, Bonaparte werde bei dem Schwanken der französischen Zustände wol auch bald abgenutzt sein und bei Seite geschoben werden. Darauf habe der Graf mit prophetischem Ernste erwiedert, der französische Obergeneral werde noch zu ganz anderen Dingen gelangen, denn er sei darüber ins Reine gekommen, die Menschen als Schachbretfiguren zu behandeln, die man unbedenklich hingebe, wenn man dadurch seinen Zweck erreiche. „So weit werde er für seine Person es wol niemals bringen," schloß der junge Krieger lächelnd seine Rede. Diese Worte geben ein Zeugniß davon, daß er unter dem Soldatenrocke das menschlich fühlende Herz bewahrte, wozu auch sein ganzes Leben reichlich Belege liefert.

Der längere Aufenthalt in Görz gab dem interessanten Officier Gelegenheit, sich der schönen Gräfin Fanny von Strassoldo mehr und mehr zu nähern; die beiden jungen Leute waren bald mit einander einverstanden, und die Vermählung fand am 9. November 1797 Statt.

So war er denn in seinem 31. Lebensjahre in den Ehestand getreten. Nach dem in Tyrol und anderen Ländern herrschenden Sprachgebrauch wurde er jetzt erst ein Mann; denn wer unverheirathet ist, heißt in jenen Gegenden ein Bue, und wenn er 90 Jahre alt wäre. Wir schließen daher erst mit dieser Epoche die Jugendzeit unsers Helden ab, obgleich er schon längst durch seine Thaten bewiesen hatte, daß er ein Mann sei in der vollen und edelsten Bedeutung des Wortes.



Zweites Kapitel.

Die hohe Schule des Kriegers.

(1798—1809.)

Heraus das Schwert! der Krieg beginnt!
Der Mann der That auf Thaten sinnt,
Und führt sie aus mit starker Hand
Für Ehre, Gott und Vaterland.

Es war dem neuvermählten Major nicht vergönnt, während der Zeit des Friedens ungestört an der Seite der Gattin im behaglichen Familienleben von den überstandenen Beschwerden auszuruhen. Seine Talente, seine vielseitige Bildung, seine bekannte Thätigkeit wurden bald wieder in Anspruch genommen. Er ward beauftragt, Wege durch Gebirgsgegenden zu bahnen, die zur Förderung des Verkehrs, vorkommenden Falles auch zu kriegerischen Bewegungen benutzt werden sollten. In dem östlichen Theile von Oberitalien, wo der Po eine weite Ebene durchströmt, erhebt sich

nämlich, ganz isolirt, eine Berggruppe, die Euganeen genannt. In ihrem nördlichen Theile verrathen die ziemlich schroff aufsteigenden Kegel den vulkanischen Ursprung; südlich aber sind die Hügelketten zusammenhängend und von flachen Thälern durchschnitten. Auf den Bergspitzen erblickt man malerische Ruinen, Landhäuser, Klöster und Dörfer, an den Abhängen Wein- und Oelpflanzungen, Gebüsch und Wald. In dieser lieblichen Landschaft und in den benachbarten Städten Padua, Este, Montagnano bis Legnago an der Etsch brachte Radetzky einen großen Theil des Jahres 1798 zu, bezeichnete und leitete den Bau der Straßen, welche bestimmt waren, jene Städte zweckmäßig zu verbinden.

Indessen bereitete sich schon in diesem Jahre ein Krieg vor, der in seinem Fortgange nicht minder furchtbar und folgenreich ward, als der kaum beendigte. Die Franzosen nämlich, begierig, den Friedensschluß nach ihrer gewissenlosen Politik auszubeuten, mischten sich in die Angelegenheiten der Schweiz und brachten es durch Einverständnisse mit Unzufriedenen und Niederwerfung des heldenmüthigen Widerstandes der alten Kantone dahin, daß sich dieses Land zu einer ungetheilten helvetischen Republik gestaltete. Es war dadurch eben so, wie im Norden die batavische Republik und im Süden die ligurische und cisalpinische, eine Provinz von Frankreich geworden. Der glückliche Fortgang behagte dem regierenden Direktorium in Paris. Sonst ernährt ein ehrliches Gewerbe seinen Mann, wie ein deutsches Sprichwort sagt; hier aber ernährte der ungerechte Krieg die Heere der Republik, und dabei flossen noch namhafte Summen in die Kassen der Gewalthaber. Daher gingen sie, unbekümmert um Völkerrecht und Völkerglück, mit dreisten Schritten auf der betretenen Bahn vorwärts. Unruhen in Rom gaben Veranlassung, dem heiligen Vater, der sich bisher in alle Forderungen willig gefügt hatte, einen bewaffneten Besuch abzustatten. Sofort wurde eine römische Republik proclamirt und nach französischem Zuschnitt hergestellt, der greise Papst aber, der sich in diesem Aeußersten unbeugsam zeigte, gefänglich nach Frankreich abgeführt. Dasselbe Spiel wiederholte man in Neapel, wo eine parthenopeische Republik aufgerichtet wurde, während der König, der sich unter dem Schutze der englischen Seemacht nach Sicilien geflüchtet hatte, vergeblich seine Stimme dagegen erhob.

Durch alle diese Umstürzungen und Ueberstürzungen sah sich Oesterreich in seinen heiligsten Interessen bedroht. Noch aber war es sich seiner Kraft bewußt; noch wollte es nicht müßig zusehen, wie die französische

Macht zu einer weltherrschenden anwuchs. Die kurze Friedenszeit hatte es zu umfassenden Rüstungen benutzt, um den Kampf für sein gutes Recht zu wagen, und es fand an dem russischen Kaiser Paul einen bereitwilligen Bundesgenossen. Schon längst war ihm, dem Selbstherrscher aller Reußen, das Republikenspiel ein Gräuel gewesen; jetzt fand er Gelegenheit, seinem Unwillen durch seine Heere Nachdruck zu geben. Eine zahlreiche russische Macht bewegte sich unter dem genialen und ruhmvollen Sonderling Suwarow nach dem Schauplatze des Kriegs, der schon in Deutschland und Italien im März 1799 seinen Anfang genommen hatte. Dort trieb der Erzherzog Karl die wild anstürmenden Republikaner unter schweren Niederlagen über den Rhein; hier kämpfte der tapfere Feldzeugmeister Kray, der die Etschlinie vertheidigte, mit nicht minderem Glück. Dreimal erneuerte der französische General Scherer den Versuch, den Fluß zu überschreiten; aber jedesmal mit ungünstigem Erfolge, obgleich auf seiner Seite die entschiedenste Uebermacht war. Radetzky befand sich während dieser glücklichen Gefechte Anfangs in der unmittelbaren Nähe des Feldzeugmeisters. Als aber die Republikaner ihren Angriff zugleich bei Verona und Magnano unternahmen, wurde er mit besonderen Aufträgen an den Befehlshaber der dritten Division entsendet und nahm sogleich thätigen Antheil an dem Kampfe, der mit der Niederlage der Franzosen endigte. Jetzt ging Kray selbst zum Angriff über, berannte Mantua, überschritt, die Feinde vor sich hertreibend, den Mincio und stand bereits am Oglio, als der russische Oberfeldherr Suwarow mit seinem Hülfsheere anlangte und den Oberbefehl über die gesammte verbündete Macht übernahm. Scherer wich sofort ohne Schwertstreich hinter die Adda zurück, wo nach dem Wunsche des Heeres der erfahrne, ruhmvolle Moreau die Führung übernahm.

Die Verbündeten säumten nicht, zu neuen Angriffen vorzurücken, und der greise Melas, der unter Suwarow das österreichische Armee-Corps befehligte, übertrug bei dieser Bewegung dem ihm wohlbekannten Radetzky provisorisch die Stelle eines General-Adjutanten, nachdem er ihn für diesen wichtigen Dienst bereits dem Hofkriegsrath empfohlen hatte. Bei Cassano im Norden von Lodi, wo die Republikaner eine vortheilhafte Stellung eingenommen hatten, erfolgte eine heiße Schlacht. Schon waren die Franzosen zurückgedrängt, da verbreitete sich die Nachricht, der von ihnen mit Recht verehrte Moreau sei im Obercommando bestätigt. Alsbald rückten sie noch einmal mit begeistertem Muthe von allen Seiten vor, aber dies gereichte ihnen nur zu größerem Verderben. Denn aller Muth, alle

Begeisterung scheiterte an der Festigkeit und der Uebermacht ihrer Gegner. Kugeln und Bayonnete wütheten in ihren Reihen; ganze Bataillone wurden niedergestreckt, und als jetzt der Befehlshaber der Nachhut die Brücke über die Adda zerstören wollte, stürmte eine österreichische Colonne mit siegender Gewalt heran und warf Alles, was noch Widerstand leistete, über den Haufen. Ihre tapferen Führer aber, die sie zur rechten Zeit hieher dirigirten, die unter dem Kugelregen kaltblütig und unerschrocken Befehle ertheilten, waren Major Graf Radetzky und sein treuer Waffenbruder Graf Anton Hardegg. Die Folgen dieser kühnen Waffenthat waren bedeutend, denn nun konnte die rastlose Verfolgung des weichenden Feindes ohne Verzug ins Werk gerichtet, nun konnte ein französisches Corps unter Serrurier, das im Verlaufe des Treffens von dem Hauptheere getrennt worden war, eingeschlossen und endlich gezwungen werden, die Waffen zu strecken.

Nach diesem entscheidenden Siege zog die verbündete Macht in Mailand ein; aber sie gönnte sich keine lange Rast, sondern überschritt bald den Tessino und trieb die Republikaner durch neue Gefechte in die genuesischen Gebirge. Letztere erwarteten hier kräftige Hülfe und zwar nicht blos ausgehobene Neulinge aus dem Vaterlande, sondern das zahlreiche Heer von erprobten Kriegern, das der kühne Macdonald aus dem Neapolitanischen heraufführte, nachdem daselbst die parthenopeische Republik, wie sie entstanden, auch wieder untergegangen war. Moreau rückte, die Vereinigung zu bewerkstelligen, nach Novi vor, während Macdonald über Bologna nach Piacenza marschirte und die entgegenstehenden österreichischen Corps vor sich her trieb. Die drohende Vereinigung der beiden Feldherren zu verhindern, wandte sich Suwarow mit der größern Hälfte seiner Macht nach dem Flüßchen Trebia, das unfern von Piacenza seine spärlichen Wasser dem Po zuführt. Hier, auf klassischem Boden, wo einst vor Hannibal's Afrikanern die römischen Legionen erlegen waren, rang drei Tage lang der Held aus dem eisigen Norden mit dem tapfern Sohne Galliens um den Kranz des Sieges. Welche Zeiten waren seit der Karthager-Schlacht und der, die wir jetzt vor uns aufrollen, verflossen! Wie viele Völkerheere hatten seit Hannibal das schöne Hesperien betreten, und mit ihrem Blute gedüngt! und seine Saaten reiften, seine Gärten blühten, sein Goldorangen dufteten noch immer über den Schlachtfeldern, über den Gräbern der Helden. Aber wir wenden uns zurück zur Betrachtung des Schlachtgetümmels, um das Eingreifen unseres Radetzky in die verhängnißvollen Ereignisse dieser

Tage zu beobachten. Er hatte hatte kurz vorher die kaiserliche Bestätigung der von seinem General beantragten Beförderung erhalten, er war in Anerkennung seiner Verdienste zum Oberstleutnant und General-Adjutanten ernannt worden. In dieser Eigenschaft stand er auf dem Schlachtfelde seinem General zur Seite, und zog, wie Dieser in seinem Belobungsschreiben selbst sich ausdrückt, durch seine geübte und behende Uebersicht des Ganzen seine Aufmerksamkeit auf die Punkte, wo nur durch eine plötzliche Hülfe entweder schon eingetretenen Gefahren abgeholfen, oder durch Anwendung neuer Kräfte auffallender Nutzen geschafft werden konnte. Ein solcher militairischer Scharfblick, wir möchten fast sagen Instinkt, war aber hier um so nothwendiger, als das Terrain äußerst ungünstig war und nirgends eine ausreichende Uebersicht verstattete. Einzelne Häuser und Mauern, Hecken und Gräben hinderten die Bewegung in Masse; Pflanzungen und Gärten mit Obst und Maulbeerbäumen, an denen üppige Ranken von Reben sich emporschlangen und wieder in Guirlanden herunterfielen, gestatteten fast nirgends einen freien Blick. Das Bett der Trebia war noch der günstigste Kampfplatz. Der Gang der Schlacht mußte nach dem Donner der Geschütze, nach dem aufsteigenden Pulverdampfe und eingeholten Rapporten errathen werden, und darin zeigte Radetzky eine militairische Genialität, die ihn schon damals zur selbständigen Führung eines Heeres wohl befähigte. Wir geben den Gang der denkwürdigen Schlacht hier in der Kürze an und verweilen nur bei dem persönlichen Eingreifen Radetzky's. Am ersten Tage drang Macdonald über die Trebia in Verfolgung des Generals Ott, der, wie er meinte, ihm allein den Weg versperrte. Bald jedoch wurden die Colonnen sichtbar, die Melas herbeiführte. Die Anfangs siegreichen Franzosen mußten nach hartnäckigem Widerstande zurückweichen, und die Russen folgten mit lautem Hurrah, die Oesterreicher mit klingendem Spiel. Das Loosungswort der Letzteren war: „Hannibal und Rom!“ Am 18. Juni drangen die Verbündeten bis an die Trebia vor, so daß sie am Abend nur durch das spärliche Wasser von den Franzosen getrennt waren. Ein falscher Lärm von einigen Reitern, die ihre Pferde tränkten, veranlaßte mehrere französische Bataillone, zu den Waffen zu greifen; Russen und Oesterreicher begegneten ihnen im Bette der Trebia; es entspann sich ein fürchterliches Mordgetümmel mit blanken Waffen zwischen den ungeordneten Haufen, während die dunkle Nacht über dem schreienden, tobenden, sich gegenseitig erwürgenden Menschenknäuel lagerte. Reiter sprengten von beiden Seiten hinzu und vermehrten die Verwirrung,

sogar Artillerie feuerte auf Freund und Feind, da eine Unterscheidung durchaus unmöglich war. Erst nach 11 Uhr gelang es den Befehlshabern, die mordlustigen Haufen aus einander zu bringen. Nach kurzer nächtlicher Ruhe rückten am 19. Juni die Heere abermals zum Kampfe aus und überschritten abwechselnd, wie das Gefecht hinüber und herüber wogte, den Bach. Es war der Jahrestag der Schlacht bei Collin; daher war das Feldgeschrei der Oesterreicher: „Theresia und Collin!" Suwarow selbst hatte einen harten Stand. Er war in Gefahr, umgangen und von der Seite angegriffen zu werden. Er ging daher den General Melas, der den linken Flügel commandirte, zur Entsendung von Verstärkung an. Sofort befahl dieser dem Fürsten Liechtenstein mit seiner Brigade nach dem rechten Flügel zu marschieren. Gleichzeitig jedoch durchbrachen französische Colonnen die Divisionen der Generale Ott und Förster. Darauf machte Radetzky den Feldherrn aufmerksam und sprengte eilends Liechtenstein's Brigade nach, um einen augenblicklichen Angriff nach dem bedrohten Punkte zu veranlassen. Der Fürst traf sogleich die entsprechenden Dispositionen. Seine Kavallerie sollte der feindlichen in den Rücken fallen, die Infanterie aber die Republikaner gerade in der Front angreifen. Da diese Bewegung schwierig war, so führte Radetzky selbst die Colonnen durch Gehölz und Gestrüpp den Fluß entlang, um die Feinde zu umgehen. Während des Marsches feuerte eine Batterie unausgesetzt auf die Grenadiere, deren Bärenmützen da und dort zwischen Baum und Strauch zum Vorschein kamen. Die Kugeln rissen Lücken in die Reihen; aber die tapferen Männer rückten zusammen und behaupteten ihre Haltung. Ein Geschoß traf Radetzky's Pferd; er stürzte; aber er ließ ein anderes vorführen und erschien wieder in der Mitte der Colonnen, die ohne Unterbrechung den gefährlichen Marsch fortsetzten, bis man auf dem Punkte angekommen war, wo der günstigste Erfolg erwartet wurde. Der Angriff entschied in der That; die Franzosen wurden geworfen; Fürst Liechtenstein setzte die Verfolgung energisch fort, und bald mußte der Feind überall das Schlachtfeld räumen. Nach diesem Ausgange des Tages zog sich Macdonald mit dem Ueberreste seines Heeres zurück und überließ den Siegern die blutige Wahlstatt und die erkämpften Trophäen. Da sich jedoch Suwarow wieder gegen die Feinde im Piemontesischen wenden mußte, so fand Jener Gelegenheit, mit Moreau in Verbindung zu treten und ihm seine geschwächten Haufen zuzuführen.

Nach der dreitägigen Schlacht an der Trebia und mehreren unglücklichen Gefechten, welche die Republikaner im Piemontesischen bestanden,

bedurften die beiderseitigen Heere der Erholung. Es trat eine längere Waffenruhe ein, während welcher die wichtigen Festungen Alessandria und Mantua sich an die Verbündeten ergaben. Der wackere Kray, der bisher das Belagerungs-Corps befehligt hatte, konnte jetzt seine ausgeruhten Krieger dem Hauptheere zuführen. Nunmehr setzte sich der rastlose Suwarow ungesäumt in Marsch, um den Feind aufzusuchen. Als man ihm mit viel Gelehrsamkeit von nothwendigen Recognoscirungen ein Langes und Breites vorsprach, sagte er, Säbel und Bayonnete seien seine Recognoscirungen. Er brauchte übrigens nicht lange nach dem Feinde zu suchen; denn der neu ernannte französische Obergeneral Joubert, der mit zahlreichen Verstärkungen bei'm Heere eingetroffen war, hatte sich bereits in Marsch gesetzt, um durch eine siegreiche Schlacht das gewichene Glück wieder an die republikanischen Fahnen zu fesseln. Jung, ungestüm, feurigen Muthes haßte er jeden Verzug, erwartete er Alles vom raschen Handeln; doch bat er bescheiden den edlen Moreau, ihm mit seiner Erfahrung Beistand zu leisten. Auf den Rath und nach der Anordnung desselben ließ er sofort auf einem Plateau bei Novi zwischen dem Gebirgsrücken, der Genua umkränzt, und der Stadt Alessandria das Heer eine starke Stellung einnehmen. Hier wurde er schon am folgenden Tage von Suwarow angegriffen. In der frühen Morgendämmerung stürmte Kray mit seinen Divisionen die Höhen und drängte die Republikaner auf allen Punkten zurück. Joubert eilte alsbald mit den Reserven nach der bedrohten Stelle. In glänzender Uniform, eine antike Heldengestalt, so erschien er unter seinen Kriegern, und führte sie selbst mit dem Rufe: „En avant! en avant!“ gegen die siegreichen Feinde. Aber ein russischer Jäger ersah den jungen Helden, und sandte ihm eine Kugel ins Herz, die allen seinen Thaten und Hoffnungsträumen ein Ende machte.

Moreau übernahm sofort den Oberbefehl. Er vollendete die begonnene Bewegung, und Kray ward von der übermächtig anstürmenden Fluth der feindlichen Masse in seine früheren Positionen zurückgeworfen. Auch die von Suwarow selbst ins Feuer geführten Russen hatten kein besseres Glück. Die Heere rangen ohne Entscheidung. Aber den Donner der Schlacht vernahm Melas mit seinen Divisionen, der noch sechs Stunden vom Schlachtfelde entfernt war. Er wartete auf Befehl zum Vorrücken. Als er aber gegen 11 Uhr die Meldung von der Gefahr erhielt, in welcher Kray schwebte, setzte er sich ohne weitere Zögerung in eiligen Marsch. Am späten Nachmittag langte er im Angesichte des Feindes an. Als die langen Züge der

Oesterreicher sichtbar wurden, als ihre Fahnen sich entfalteten, Säbel und Bayonnete im Sonnenschein blitzten, wichen die streitesmüden Bataillone der Republik vom Rande der Höhen zurück, die sie bisher so standhaft vertheidigt hatten. Sie hofften nicht mehr auf Sieg; aber im ehrenvollen Kampfe auszuharren, so lange menschliche Kraft noch zureiche, das hatten sie in den Stürmen der Revolutionskriege gelernt, dazu waren sie entschlossen. Sie drängten ihre von Kugeln zerrissenen Reihen zusammen und erwarteten in concentrirter Stellung den Angriff. Melas hatte Befehl erhalten, auf die Fronte des feindlichen Centrums loszugehen. Er richtete darnach seine Bewegungen ein; aber sein General-Adjutant, die Lage der Dinge übersehend, deutete darauf hin, wie schwierig dieser Angriff, wie ungewiß der Erfolg sei, wie man lieber den Feind in Flanke und Rücken fassen möge, um eine rasche Entscheidung herbeizuführen. Er erbat sich und erhielt zwei Brigaden, um die kühne Bewegung auszuführen. Ohne einen Schuß zu thun, rückten die Brigaden in der angegebenen Richtung vorwärts, schwenkten rechts und drangen im Sturmschritt nach den Höhen vor. Das Gefecht war mörderisch, aber entscheidend. Zugleich drängte Melas mit siegender Gewalt gegen den feindlichen linken Flügel, und bald wehten über Staub und Pulverdampf die Fahnen Oesterreichs auf der erstürmten Höhe des Monte rotondo, der ein Schlüsselpunkt der feindlichen Stellung war. So hatte Radetzky mit der Umsicht des Feldherrn den raschen Erfolg vorbereitet und als tapferer Soldat ihn herbeigeführt. Nun rückten auch die Russen im Mitteltreffen unaufhaltsam vor, erstürmten Novi, und endlich entschied ein Angriff des beharrlichen Kray auf dem rechten Flügel die völlige Niederlage der Franzosen.

Melas gab in seinem Berichte über den Sieg bei Novi seinem General-Adjutanten das ehrenvollste Zeugniß, und sprach sich wiederholt dahin aus, daß Radetzky vor Allen würdig sei, das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens zu tragen. Da er ihm zugleich sein unbedingtes Vertrauen zuwendete, seinen zweckgemäßen Rathschlägen öfters Gehör gab, so veranlaßte dies allerdings nicht selten Eifersucht und Zwiespalt, was manche Uebelstände hervorrief.

Nach der Schlacht bei Novi schied der russische Oberfeldherr von Italien, dem Lande seines Ruhmes. Kaiser Paul, mißmuthig über vermeintliche Zurücksetzungen, rief seine Heere zurück, und Oesterreich, nur noch mit England im Bunde, stand abermals in dem Landkriege allein der französischen Republik gegenüber. Melas setzte den Kampf mit unverzagtem Muthe

fort. Er drängte durch siegreiche Gefechte die Franzosen immer weiter zurück. Besonders wichtig war das Treffen bei Genola, wo Radetzky an der Spitze einer im Sturme vorrückenden Colonne nicht wenig zur Entscheidung beitrug.

Am Tage dieser Schlacht ward er zum Obersten befördert.

Der Kampf dauerte indessen fort, bis Schnee und Eis Alpen und Apenninen überlagerte und die kriegerischen Bewegungen hemmte. Im April des folgenden Jahres 1800 begannen die Operationen des österreichischen Feldherrn. Er drang aus dem Gebirge hervor, durchbrach im Treffen bei Voltri das republikanische Heer, und zwang dessen rechten Flügel, den der Obergeneral Massena selbst führte, sich nach Genua zu werfen, wo er sofort belagert wurde. Der unerschrockene französische Feldherr that wiederholte, wüthende Ausfälle, um sich Luft zu machen. Als aber die Oesterreicher die Höhe Monte Croce trotz des heftigsten Widerstandes mit stürmender Hand eroberten, mußte er sich auf die Behauptung des Platzes beschränken. In diesen Gefechten, besonders bei dem Sturm auf Monte Croce, zeichnete sich Radetzky aus. Oft führte er im mörderischen Kugelregen die angreifenden Colonnen, oft sah er die Fahnen seines Vaterlandes, durch tapfere Thaten verherrlicht, über blutigen Schlachtfeldern flattern, und reichte wol einem verwundeten Krieger einen Labetrunk, oder er trat auf die Höhe, blickte hinüber nach dem stolzen Genua mit seinen Marmorpalästen und nach dem fernen, blauen Meere und sprach ein stilles Gebet um fortdauernden Sieg der gerechten Sache; denn er hatte im rauhen Waffendienst nicht die Barmherzigkeit, nicht das Beten verlernt. — Aber es sollte anders kommen, als er und alle Freunde des Vaterlandes dachten und durch Thaten, oder vielleicht durch glaubensvolle Bitte zu erstreben hofften. Denn die Vorsehung führt das, was gut und gerecht ist, oft langsam, auf weiten Wegen und gegen alle menschlichen Berechnungen zum Ziele. Geschlechter vergehen, bis das, was sie hofften, wonach sie mit Schweiß und Blut rangen, in Erfüllung geht, und erst ihre Kinder und Enkel erfreuen sich der Ernten, wozu die Ahnen unter Angst und Sorgen die Saat gestreut haben. Radetzky aber war der Glückliche, der sich der Früchte erfreuen, der in späten Jahren auf den Gefilden Italiens der Sache seines Monarchen, seines Vaterlandes, der Sache, für welche er lebte und kämpfte, den Sieg verschaffen sollte. Indessen während er in der Riviera verweilte, war schon ein neuer Sturm im Anzuge, und er und viele einsichtsvolle Männer sahen nicht ohne Sorgen, wie sich die Wolken im Westen zusammenzogen.



Landung Bonaparte's.

Napoleon Bonaparte, der ruhmvolle Feldherr der Jahre 1796 und 1797 hatte während der Zeit, da der Glanz der französischen Waffen erblich, jenen eben so abenteuerlichen, wie ruhmvollen Zug nach Aegypten unternommen. Als er von den Niederlagen der Republikaner hörte, glaubte er, die Zeit sei gekommen, die Träume und Entwürfe, die er in seiner Brust bisher heimlich und still nährte, zur Ausführung zu bringen. Er überließ rücksichtslos, wie immer, das treue und tapfere Heer seinem Schicksal und wagte es, im kleinen Fahrzeug, ringsum von englischen Flotten bedroht, das mittelländische Meer zu durchsegeln. Die Fregatte trug „den Cäsar und sein Glück“ und führte ihn am 9. Oktober 1799 wohlbehalten nach Frankreich. Er eilte nach Paris, stieß im Vertrauen auf die Anhänglichkeit der Armee die bestehende Verfassung mit kühner Hand um, richtete eine consularische Regierung ein und erhob sich selbst zum regierenden ersten Consul. Darauf machte er, um die Zustimmung der Nation zu erlangen, Friedens-

vorschläge, die aber nach dem Stand der Dinge unannehmbar waren. Da sie zurückgewiesen wurden, that er den von seinen Verehrern bewunderten Ausspruch: „Wir müssen den Frieden erobern." Während sich auf seinen Befehl ein zahlreiches Heer versammelte, machte er mit Carnot, der bisher alle Operationen geleitet hatte, den riesenhaften und in der Kriegsgeschichte allerdings unerhörten Plan zum Feldzug des Jahres 1800. Ueber das Eis der Alpen, über Abgründe, durch Schluchten und wild zerrissene Felsentrümmer wollte er sich mit der Armee einen Weg nach Italien bahnen, die Oesterreicher im Rücken fassen und den Krieg mit einem Schlage beendigen. Nach diesem Entwurfe musterte er das Heer zu Dijon in Burgund, das nur 10,000 Mann zählte und vielfach im Auslande Gegenstand des Spottes war. Aber da zahlreiche Abtheilungen auf dem Marsche dazu stießen, wuchs es bald zu einer furchtbaren Macht an. Man überschritt das Jura-Gebirge, ließ den Genfer See rechts liegen und zog durch das Walliser-Land nach dem großen St. Bernhard. Mit unglaublicher Anstrengung wurde die gewaltige Höhe überstiegen; das Städtchen Aosta öffnete seine Thore; man näherte sich dem Fruchtgarten von Italien. Wohl stieß man da und dort auf feindliche Corps; aber sie wurden geschlagen, und der beharrliche Widerstand, den die an Sieg gewöhnten Krieger leisteten, diente nur dazu, ihre Verluste zu vergrößern. Die ganze Lombardie gerieth mit Ausnahme der Festungen in die Gewalt der Franzosen. Der erste Consul hielt seinen Einzug in Mailand. Unterdessen drangen zu Melas, der unter glücklichen Gefechten bis an die französische Grenze am Var vorgerückt war, erst einzelne dunkle Gerüchte von dem Unglaublichen, was hinter seinem Rücken vorging, dann aber erhielt er bestimmtere Kunde. Er rückte nach Turin, wo er, unsicher über die raschen Bewegungen des Feindes, eine kostbare Zeit verlor. Da er fürchten mußte, von allen Seiten umzingelt zu werden, so wendete er sich nach Alessandria, wo General Ott nach der endlichen Capitulation von Genua zu ihm stieß. Er beschloß sofort, als tapferer Mann, das Netz, womit der Gegner ihn umspannte, mit dem Schwerte zu zerhauen, und rückte kühn dem ersten Consul nach dem denkwürdigen Flecken Marengo, nördlich von der Wahlstatt bei Novi, mit gesammter Macht entgegen. Bonaparte traute seinem greisen Gegner diese Entschlossenheit nicht zu, sondern meinte, dieser sei auf dem Rückzuge nach Genua begriffen. Er entsendete noch am 13. Juni auf die dahinführende Straße den General Desaix mit 10,000 Mann, um den Feind aufzuhalten. Er war daher überrascht, als am folgenden Tage die österreichische Armee über das Flüßchen Bor-

mida vordrang, welches seine Stellung von der feindlichen trennte. Schnell traf er seine Dispositionen zur Schlacht und, wie er hoffte, zum Sieg. Ein Stützpunkt seiner Stellung war das Dorf Marengo. Gegen dieses richteten die Oesterreicher ihre ersten Angriffe, aber vergeblich; mit eiserner Beharrlichkeit vertheidigten es die Franzosen in der Fronte, während es durch den tiefen Fontanone-Graben in der Flanke gedeckt war. Durch dieses Hinderniß schien gleich Anfangs jedes Vorrücken unmöglich.



Die lebendige Brücke.

Da schaffte Radetzky in Verbindung mit dem wiederholtgenannten Grafen Anton von Hardegg Rath. Beide Freunde, oder, wie Ersterer in seiner Bescheidenheit behauptet, Graf Hardegg allein, kamen auf den Gedanken, eine lebende Brücke zu bilden. Mit Pionnieren und Jägern rückten sie dem Graben entlang, ließen an geeigneter Stelle siebenzehn Pionniere in das Wasser steigen,

das ihnen fast bis an die Achseln reichte, und eine lebendige Brücke bilden, indem einer hinter dem andern mit gesenktem Kopf sich aufstellte und die Arme auf des Vordermanns Schultern stützte. Ueber diese Brücke schritten die tapferen Jäger, und auf ähnliche Weise das Regiment Spleny. Unter Anführung Radetzky's drangen sie sofort in das Dorf und überfielen die Vertheidiger, die sich von dieser Seite keines Angriffs versahen. Wohl versuchten dieselben mit äußerstem Muthe ihre Stellung zu behaupten; allein da gleichzeitig auch die Frontangriffe erneuert wurden, mußten sie endlich mit großem Verluste weichen und das mit Todten und Verwundeten angefüllte Dorf ihren Gegnern überlassen. In stürmischer Eile folgten die Oesterreicher den zurückweichenden Colonnen der Republikaner, deren Ordnung sich mehr und mehr aufzulösen begann. Ganze Regimenter wendeten sich zur Flucht; mehrere Bataillone wurden abgeschnitten und gefangen. In dieser Gefahr erschien eine Division von Desaix' Corps, das eiligst zurückbeordert war, auf dem Schlachtfelde und wurde sogleich auf die bedrohten Punkte ins Feuer geführt. Allein auch diese frischen Truppen wurden zum Weichen gebracht, und als nun der Consul selbst mit den Grenadieren seiner Garde heranrückte, stellte sich der alte Melas an die Spitze einer Reiterabtheilung und griff sie an. In dem mörderischen Kampfe streifte ihm eine Kugel den Arm, eine andere streckte sein Pferd nieder. Der tapfere Greis bestieg ein zweites, das aber bald ebenfalls erschossen wurde. Er stürzte und verletzte sich schwer. Während des hartnäckigen Gefechtes war sein General-Adjutant, der Oberst Radetzky, stets an seiner Seite. Fünf Kugeln zerrissen seine Uniform; auch ihm ward ein Pferd unter dem Leibe erschossen; dennoch ordnete er die stets erneuerten Angriffe, lenkte die Aufmerksamkeit des Feldherrn auf die Punkte, wo Gefahr drohte, oder Erfolg zu erwarten war, und vollstreckte seine Befehle. Unter solcher Führung drangen die tapferen Geschwader endlich in die feindlichen Reihen ein und brachten sie zum Weichen. Der Sieg schien entschieden; die französische Armee war in vollem Rückzug, der eine Flügel derselben fast aufgelöst über die Ebene fliehend, das Mitteltreffen durchbrochen, der andere Flügel aber noch in fester Haltung. Als Melas den günstigen Stand der Dinge übersah, glaubte er, es bedürfe nur noch eines kräftigen Nachdrucks, um die Niederlage der französischen Armee zu vollenden. Gern hätte er diese Arbeit seinem General-Adjutanten übertragen; allein dagegen sperrte sich das militairische Reglement; es waren Männer von höheren Graden und höherem Dienstalter da, diese durften nicht übergangen werden. Er übertrug daher den Oberbefehl dem General Khaim

und dem General-Quartiermeister Zach, da er selbst, bis zur Ohnmacht erschöpft und durch den Sturz mit dem Pferde verletzt, sich aus dem Gefechte zurückziehen mußte. Zach ordnete sofort die Colonnen nach dem ihm geläufigen System. Er zog wohlgemuth und gemächlich, um die Soldaten nicht allzu sehr zu ermüden, auf der Straße nach San Giuliano, statt mit Reitermassen im stürmischen Andrang die weichenden Feinde niederzuwerfen. So erhielt der französische Consul Zeit, seine Völker zu ordnen und den tapfern Desaix, der in dem verhängnißvollen Augenblicke eintraf, mit seinen frischen Divisionen vorzuführen. Als nun Zach mit klingendem Spiele daherzog, empfing ihn plötzlich mörderischer Kartätschenhagel und Gewehrfeuer. Darauf stürmte französische Reiterei unter Kellermann in die entblößte Flanke der Oesterreicher und entschied die Schlacht. Denn dergleichen hatte der alte Zach von einer geschlagenen Armee noch nie erlebt; er ließ sich mit der ganzen Vorhut gefangen nehmen. Das Reiterregiment, das ihn begleitete, ergriff jetzt in panischem Schrecken die Flucht, riß andere mit sich fort, und veranlaßte dadurch den Rückzug des ganzen Heeres. Höchst verderblich war die Verwirrung und das Gedränge an den zwei Brücken über die Bormida. Doch hielten mehrere Regimenter Stand und behaupteten das Dorf Marengo gegen alle Angriffe der wild andringenden Republikaner, bis die Massen glücklich das Wasser überschritten hatten. Dann zogen auch sie, abwechselnd dem Feinde die Stirn bietend, hinüber, wodurch die Schlacht, die unausgesetzt dreizehn Stunden gedauert hatte, ihr Ende erreichte.

Der greise Melas hatte in der That Alles geleistet, was man von einem erfahrenen und unerschrockenen Heerführer erwarten kann. Daß er durch den Sturz seines Pferdes und durch Erschöpfung genöthigt wurde, das Schlachtfeld zu verlassen, daß dadurch auch sein tapferer General-Adjutant seinen Einfluß auf die Operationen verlor, war ein unglücklicher Zufall, der außer aller Berechnung lag. Die Schlacht bei Marengo ist nicht ein Makel, sondern ein Ehrenmal auf dem Schilde seines Ruhmes. Freilich hätte ein kühner und entschlossener Feldherr am folgenden Tage die Schlacht erneuert, da der Feind mehr gelitten hatte, als das besiegte Heer; allein das verstieß allzusehr gegen das Herkömmliche und blieb allerdings ein gewagtes Spiel. Denn Melas war von der Verbindung mit den Erblanden abgeschnitten; der französische Consul stand ihm mit dem siegreichen Heere gegenüber, das durch die Vereinigung mit dem heranziehenden Suchet und anderen Corps zu einer Macht von 100,000 Streitern anschwellen mußte. Er trug daher auf einen Waffenstillstand an, und erhielt ihn, freilich unter harten Be-

dingungen. Die Armee mußte alle Festungen, alles Land bis an den Mincio räumen, sämmtliche Vorräthe und Magazine in den verlassenen Gebietstheilen den Siegern überlassen und sogleich in drei Colonnen den Rückzug über Piacenza nach Mantua antreten.

Der Feldzug in Deutschland hatte während dieser Vorgänge einen eben so unglücklichen Verlauf genommen. Zwar mißlang der vom ersten Consul vorgezeichnete Plan, durch die Schweiz in den Rücken der österreichischen Hauptmacht vorzudringen und, wie in Italien, die Entscheidung schnell herbeizuführen; allein Moreau, der Oberbefehlshaber der französischen Armee, nöthigte doch den wackern Kray durch unausgesetzte glückliche Gefechte, bis über den Inn zurückzuweichen. Ein Waffenstillstand beendigte am 12. Juli die Feindseligkeiten. Während desselben trat man in Unterhandlungen wegen des Friedens. Man einigte sich; der Vertrag von Campo Formio sollte die Grundlage bilden. Als aber England auf die Vorschläge nicht einging, als darauf der erste Consul die englischen Gesandten vom Friedenswerke ausschloß, so griff Oesterreich wieder zu den Waffen, um sein dem Alliirten gegebenes Wort zu lösen. Und wiederum wurden die Kräfte der Völker des Kaiserreiches aufgeboten, und wiederum zogen die aufgerufenen Schaaren zu dem kaiserlichen Heere, und Erzherzog Johann, muthig und kriegskundig, wie sein ruhmvoller Bruder Karl, übernahm den Oberbefehl in Deutschland. Doch verkannte man nicht, daß der Kampf schwer und zweifelhaft sei; denn der Begeisterung, der Waffenübung der Republikaner hatte man zum Theil nur Neulinge entgegenzusetzen, da die Reihen der alten, erprobten Streiter durch die bisherigen mörderischen Gefechte gelichtet waren. Daher wurden bewährte Regimenter und erfahrene Führer aus Italien herübergeführt, unter ihnen namentlich der tapfere Fürst Johann von Liechtenstein und der Oberst Graf Radetzky. Man hätte solche Männer in der unmittelbaren Nähe des erlauchten Feldherrn, in seinem Stabe verwenden sollen; allein dafür langten Kriegskünstler von Wien an, die gewohnt waren, den Feind auf dem Papiere zu schlagen. Diese Methode schien Anfangs sich zu rechtfertigen. Nach Ueberschreitung des Inn breitete sich die gesammte österreichische Macht in der Ebene von Ampfing aus. Die Franzosen waren in Gefahr, auf beiden Seiten überflügelt zu werden; sie traten unter fortwährenden Gefechten den Rückzug an, wobei sie bedeutende Verluste erlitten. Man drängte eiligst nach; aber am dritten Dezember concentrirte Moreau seine Armee bei Hohenlinden zur entscheidenden Schlacht. Seine Dispositionen waren bestimmt und energisch, berechnet

auf das waldreiche, durch Schluchten und Hohlwege coupirte Terrain; seine Divisions-Generale führten die Bewegungen mit Präcision und Umsicht aus, während die österreichischen Colonnen in ihrer Entwickelung wenig Uebereinstimmung verriethen und wegen ihrer Vereinzelung trotz aller Anstrengungen keine günstigen Resultate herbeiführen konnten. Als Reserve des Mitteltreffens war das Corps des Fürsten von Liechtenstein auf einer erhöhten, von Wald und Unebenheiten durchschnittenen Fläche aufgestellt. Den Kern seiner Truppen bildeten zwei Kürassier-Regimenter, von denen das eine Oberst Radetzky, als Inhaber, commandirte. Derselbe war nämlich nach seiner Versetzung aus Italien zu seiner anfänglichen Waffe, zum Reiterdienst, zurückgekehrt. Er, der gewohnt war, an der Seite des Feldherrn durch Rath und muthige That in die entscheidenden Ereignisse einzugreifen, hatte jetzt keine andere Aufgabe, als seinen Platz zu behaupten und nach den Befehlen seines Obern das Regiment im Angriff und im Rückzug zu dirigiren. Aber auch in dieser untergeordneten Stellung that er seine Pflicht und wußte die Augen seines Chefs auf sich zu ziehen. Es war ein rauher Tag, an welchem das mörderische Treffen geliefert wurde; die Kürassiere hielten auf der Haide, der Sturm brauste, der Schnee wirbelte in dichten Flocken um sie her und bedeckte das strömende Blut und überzog die Leiber der gefallenen Krieger mit einer Leichendecke. Der Donner der Geschütze rollte erst von fern herüber; aber er kam näher und näher. Jetzt vernahm man ihn im nahen Walde, und bald sah man französische Fahnen und blitzende Waffen hervorbrechen. Es war das Corps des französischen Generals Richepanse, der das kaiserliche Mitteltreffen umging und hier unerwartet auf Liechtenstein stieß. Anfangs glaubte der Fürst, der ohne Kunde von den Bewegungen der übrigen Heerestheile war, er habe es mit einer einzelnen Brigade zu thun, und ließ mehrere Bataillone und Schwadronen dem Feinde entgegengehen. Als aber dieser Batterien, Reiterei und Fußvolk entwickelte, machte der Fürst einen Angriff in Masse. Er selbst an der Spitze der Kürassiere und mit ihm Radetzky und der tapfere Oberst Kunnenfeld zersprengten die französischen Geschwader, und trieben die ganze Colonne in den Wald zurück. Anstatt jetzt mit gesammter Macht den Angriff zu erneuern, ließ der französische General nur durch eine Brigade das Gefecht unterhalten, und rückte, seiner Aufgabe gemäß, mit den übrigen Divisionen vorwärts. Diese Bewegung entschied das Schicksal des Tages, denn das österreichische Mitteltreffen, das bereits in der Fronte gedrängt war, verwirrte sich durch seinen Seitenangriff in einen dichten

Knäuel, der dem Verderben verfallen war. Nach der Niederlage der Hauptmacht der Gegner wendete sich Richepanse gegen die Division Liechtenstein, die seit sechs Stunden unausgesetzt alle Angriffe siegreich zurückgeschlagen hatte. Wol waren die Geharnischten von der langen Blutarbeit erschöpft, aber es war, als ob sie auf die Stunde der Gefahr die letzte Kraft verspart hätten. Die Anführer wie die Gemeinen kämpften im dichten Gewühl. Radetzky namentlich verlor abermals ein Pferd; er schwang sich auf ein anderes; eine Kugel streifte ihm den linken Fuß; er achtete es nicht. Im Einzelkampfe mit einem französischen Offizier drückte er sein Pistol auf ihn ab, und als es versagte, schleuderte er ihm die nutzlose Waffe mit starker Faust an den Kopf, so daß er vom Pferde sank. So kämpften er und andere Führer im wüthenden Handgemenge, da die siegestrunkenen Feinde immer gewaltiger drängten, und das tapfere Corps behauptete seine Stellung gegen alle Uebermacht, bis die Dämmerung anbrach. Dann trat es in guter Ordnung den Rückzug an, wobei die Regimenter der Geharnischten die Nachhut bildeten. Diese machten wiederholt Front gegen die verfolgenden Republikaner und trieben sie zurück. Nach einem uns mitgetheilten mündlichen Berichte nahmen Radetzky und der tapfere Oberst Kunnenfeld mit ihren Kürassieren im stürmischen Anfall eine feindliche Batterie von sechs Kanonen, deren Mannschaft sie niedergehauen hatten, und sie wurden nur durch den Mangel an genügender Bespannung und den aufgeweichten Boden verhindert, sie als gute Beute mit fortzuführen. Die Winternacht machte endlich der Verfolgung und dem Kampf ein Ende. Die Republikaner lagerten müde auf der blutigen Wahlstatt; die Colonnen Liechtenstein's, zu denen sich viele versprengte Flüchtlinge sammelten, verfolgten ihren Weg durch düstere Föhrenwaldung und über beschneite Haiden. Der Schneesturm wirbelte um sie her, kein Stern leuchtete auf ihrem nächtlichen Pfade; die Gedanken der sieglosen Krieger waren trübe, wie der Himmel über ihnen, denn Tausende ihrer tapferen Gefährten hatten sie todt, sterbend, verwundet auf dem Blutfelde zurücklassen müssen, und mit dem Siege war auch die Hoffnung untergegangen, daß durch ihre Mühen und Kämpfe des Vaterlandes Herrlichkeit erstehen werde. Wahrlich, hart und rauh war die Schule, in der Radetzky zum vollendeten Heerführer heranreifte. Aber das Unglück härtet und stählt das Herz des Helden; im Unglück bewährt sich der tapfere Mann, der nicht verzagt und verzweifelt, wie der Schwächling, sondern den Glauben an eine bessere Zukunft erhält. So war es mit Radetzky der Fall, und seine Zuversicht sollte nach vielen traurigen

Jahren in Erfüllung gehen. Bei Haag erreichte man die geschlagene Armee, die keinen Versuch mehr machen konnte, dem siegreichen Feinde den Eintritt in die Erbstaaten zu wehren.

Am 9. Februar 1801 ward der Friede zu Luneville geschlossen; die Waffen ruhten, und die erschöpften Länder konnten sich von den Verwüstungen des Kriegs wieder erholen. Radetzky kam mit seinem Regiment nach Oedenburg in Ungarn in Garnison. Hier, in freundlicher Gegend, wo sich die Alpen zu dem Neusiedler See allmählich niedersenken, verlebte er die Jahre der Friedenszeit. Wald und Feld, Hügel, mit Reben bepflanzt und Wiesenthäler, die Hochgebirge im Westen und die nahen Ufer des Sees im Osten gaben Gelegenheit zu mancherlei Ausflügen. Dabei lebte er in einem kameradschaftlichen Umgang mit den Offizieren und wußte auch in der Mannschaft Anhänglichkeit an seine Person und jenen Gemeingeist zu wecken, der die Grundlage der Disciplin und jeder militairischen Tugend ist. Im Vertrauen auf diese von ihm hervorgerufenen Verhältnisse schritt er zu einer durchgreifenden Organisation, die verjährte Mißbräuche beseitigte und neue, zweckmäßige Einrichtungen an ihre Stelle setzte. Er übte die Mannschaft im Reiterdienste, im Zäumen, Satteln, Packen, in Evolutionen, die er nicht auf theoretischem Wege, sondern durch Erfahrung auf dem Schlachtfelde als probehaltig erfunden hatte. Er wußte die Offiziere von der Wichtigkeit und Zweckmäßigkeit seiner Anordnungen zu überzeugen und sie zur Anwendung willig zu machen; denn er sorgte zugleich für ihre wissenschaftliche Ausbildung. Nach seiner Angabe ward ein Lesezirkel eingerichtet. Daß aber auch die angeschafften Bücher gelesen und verstanden wurden, lag ihm besonders am Herzen. Daher brachte er im Gespräche oft die Rede auf solche Schriften und erklärte, was schwierig war, in der Unterhaltung, ohne den Lehrmeister zu spielen. Man schämte sich dann, unwissend zu erscheinen, man suchte zu verstehen, man gewann endlich im Fortschreiten selbst Lust an der Wissenschaft. Der Ruf von dem trefflichen Geiste, der das Regiment Albrecht-Kürassiere beseelte, und von seiner Schlagfertigkeit fand Anerkennung in weiteren Kreisen. Erzherzog Karl, der an der Spitze der Militair-Angelegenheiten stand und dem nicht leicht tüchtige Bestrebungen entgingen, schickte von jedem Kavallerie-Regiment Offiziere und Sattler nach Oedenburg, um daselbst den zweckmäßigen Dienst sich möglichst anzueignen und in dem gesammten Heere in Anwendung zu bringen. Er sprach sich offen dahin aus, daß jenes Regiment Albrecht als ein musterhaftes zu empfehlen sei.

Die Verdienste Radetzky's im Krieg und im Frieden wurden aber nicht blos öffentlich anerkannt, sondern auch mit glänzenden Auszeichnungen belohnt, denn 1801 wurde ihm durch das im August abgehaltene Kapitel das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens einstimmig zuerkannt, worauf schon Melas angetragen hatte, und im folgenden Jahre berief man ihn nach Wien als Beisitzer einer Commission, welcher die Aufgabe gestellt war, Vorschläge zur Verbesserung des Dienstes und zur Verwendung der Reiterei zu machen. 1803 rückte er mit seinem Regimente in ein großes Uebungslager ein, wo die Vorschläge durch praktische Anwendung geprüft werden sollten. Da seine Ansichten keineswegs volle Anerkennung gefunden hatten, so entwarf er sie schriftlich, und sprach sich in diesen Aufsätzen besonders über die Massenwirkung der Reiterei aus. Damals drang er damit nicht durch; aber er ließ seine Vorschläge darum nicht fallen, sondern trat dreißig Jahre später abermals damit hervor, und brachte sie trotz alles Widerstrebens zur Geltung. Auch zu einer Prüfung anderweitiger Verbesserungen im Manövriren der Infanterie und Kavallerie, wie sie der Theoretiker Mack vorgeschlagen hatte, ward er zugezogen. Er stellte darüber mit seinem Regimente auf der Sömmeringer Haide Versuche an, wobei die Trefflichkeit und Manövrirfähigkeit seiner Küraßiere allgemeinen Beifall fand.

Während der Jahre des Friedens erfreute er sich auch glücklicher Stunden im häuslichen Kreise. Zwei Knäblein hatte ihm bereits seine geliebte Fanny (Franziska Romana) geschenkt; eine Tochter wurde ihm 1803 und noch ein Sohn 1804 geboren. So war er ein glücklicher Gatte und Vater. Daß auch das eheliche Glück, wie jedes irdische, nicht ungetrübt sei, das sollte er in späterer Zeit erfahren. Dort, in Oedenburg, vergaß er im Umgange mit Gattin und Kindern alle Mühseligkeiten und Prüfungen der letzten Feldzüge. Es wird erzählt, er habe manchmal in Gegenwart anderer Offiziere sein ältestes Söhnchen mit einer Husarenmütze auf dem Kopfe auf dem Knie reiten lassen und dabei lachend versichert, nach diesen ersten ritterlichen Versuchen zu schließen, müsse der Sepperl (Joseph) dereinst ein tüchtiger Reiter Sr. Majestät werden. Ein ähnliches Prognostikon stellte er auch wohl seinem Töchterchen, wenn er an dessen Wiege saß und einen Marsch summte, um es einzuschläfern. Das Madel, meinte er, müsse einmal einen Reiter zum Manne kriegen, da es in seinem Feldlager geboren sei. Solche freundliche Familienscenen waren ihm spärlich zugemessen und wurden ihm in der Folge durch eingetretene Mißverhältnisse gänzlich entrückt.



Der Feldzug vom Jahre 1805.

Im Jahre 1804 trübte sich von neuem der politische Horizont. Napoleon Bonaparte nahm den Kaisertitel an und ließ sich am 2. Dezember mit großer Pracht krönen. Dem neuen Cäsar dieses Jahrhunderts war die hohe Kunst des Maßhaltens etwas Unbekanntes. Er begnügte sich nicht mit seinem Ruhme und der Größe Frankreichs, sondern er schritt weiter vor, von einer Anmaßung zur andern. Er vereinigte Piemont und Genua mit Frankreich, und empfing zu Mailand die Königskrone von Italien. Er benahm sich hier, wie in Deutschland, als unumschränkter Gebieter. Es war ersichtlich, daß er zur Vorherrschaft in Europa, wenn nicht zu einer modernen Weltmonarchie alle Vorbereitungen traf. Diesen Uebergriffen konnte Oesterreich nicht müßig zusehen, denn sie waren offenbar auf seine eigene Unterjochung berechnet. Schon hatten Rußland, England und Schweden eine Verbindung gegen das drohende französische Kaiserthum geschlossen; im Jahre 1805 trat auch Oesterreich dem Bunde bei, und ließ seine Heere an die Grenzen rücken und zwar die Hauptmacht unter dem Erzherzog Karl in Italien an die Etsch, die schwächere Armee an den Inn. Es war wohl ein Fehler, daß man nicht in Deutschland auf der allezeit offenen Straße nach Wien die größte Truppenmasse aufstellte; allein man erwartete hier die Hunderttausende, welche Rußland bereits aufgeboten hatte, und versah

sich keines Unfalls. Man bedachte jedoch nicht, daß man das zweite Heer einem Manne anvertraute, welcher der größte General auf dem Papiere war, im Felde aber, im Getümmel der Schlacht nicht selten den Kopf verlor. Dieser Mann war Mack, der über Oesterreich nicht nur das Unglück einer Niederlage, sondern die unverdiente Schmach der Feigheit brachte.

Daß man übrigens nicht überall Mißgriffe that, daß man auch Verdienste zu schätzen und hervorzuheben wußte, bewies die Ernennung Radetzky's zum Generalmajor und Brigadier, welche ihm auf dem Marsche nach Wien zu Theil ward. Er erhielt zugleich die Bestimmung, zu der Armee in Italien abzugehen; dadurch entging er glücklich den Unfällen, die Mack über ein tapferes Heer brachte. Die Brigade, deren Führung er übernahm, betrug 5000 Mann, theils Fußvolk, theils Reiterei, nebst einer Batterie reitender Artillerie. Sie gehörte zu dem linken, von Davidowich befehligten Flügel und sollte die Etsch von Bevillacqua bis Legnago vertheidigen, während sich der Erzherzog selbst bei dem Centrum in Caldiero befand und der rechte Flügel bis über Verona Stellung genommen hatte. Das Terrain in dieser Gegend war ihm wohl bekannt; denn hier war er einst mit dem tapfern Wurmser, rings von überlegenen Feinden bedroht, umhergeirrt, bis der Uebergang bei Legnago entdeckt und benutzt werden konnte. Daher wagte er auch einstmals am hellen Tage mit einigen Geschwadern schwimmend über den Fluß zu setzen und einen französischen Posten, der sich behaglicher Ruhe überließ, unerwartet zu überfallen. Er nahm die überraschte Mannschaft, die von Siegen träumte, gefangen und führte sie wohlbehalten auf das linke Ufer. Seine Thätigkeit wurde durch den Befehl unterbrochen, daß er sich schleunigst nach Wien begeben solle, wo man für ihn eine andere Bestimmung in Bereitschaft habe. Diese Bestimmung war höchst ehrenvoll.

Man wünschte ihn nämlich als Chef des Generalstabs in einem englischen Armee-Corps anzustellen, dessen Landung zu Quiberon an der Küste der Bretagne nahe bevorstand. Während der Vorbereitungen kam die Schreckensbotschaft, Mack habe mit dem größten Theile des Heeres zu Ulm capitulirt, und man entsagte allen weitaussehenden Unternehmungen, um gegen die Schläge, die in der Nähe drohten, gerüstet zu sein. Daher eilte Radetzky wieder zur Armee nach Italien, wo mittlerweile ein Angriff Massena's, der wiederholt über die Etsch gegangen war, bei Caldiero mit dessen Niederlage geendigt hatte. In Folge der unglücklichen Ereignisse in Deutschland trat der Erzherzog Karl mit dem siegreichen Heere den Rückzug an. Radetzky übernahm am Tagliamento eine Brigade.

Er erhielt die Weisung, die Vereinigung des italienischen Heeres mit dem Erzherzog Johann, der ein Corps aus Tyrol herüberführte, einzuleiten. Schon waren französische Colonnen unter dem Marschall Marmont in Steiermark eingedrungen und bedrohten die Verbindungslinie. Die Bataillone der ihm zugetheilten Grenzer zurücklassend, trabte Radetzky mit seinen Ulanen über die waldigen Höhen und durch die weidereichen Thäler von Krain und Steiermark in stürmischer Eile. Da waren die fröhlichen Lieder der steirischen Schützen und Bergleute verstummt, denn das Unglück des gemeinsamen Vaterlands lastete schwer auf dem Herzen des Landvolkes. Er legte in vier Tagen über dreißig Meilen zurück, und erreichte Marburg im Drauthale. Er hörte hier, daß bei Ehrenhausen an der Mur französische Reiter gelagert seien. Sogleich brach er dahin auf, und es gelang ihm, die Feinde zu vertreiben. Darauf vereinigten sich die beiden Erzherzoge, und suchten mit Umgehung der Hochgebirge über Oedenburg zur Befreiung Wiens vorzurücken. Die Schlacht bei Austerlitz am 2. Dezember, dem Jahrestage der Kaiserkrönung Napoleons, und der darauffolgende Presburger Friede unterbrachen diese Bewegungen im Rücken der französischen Hauptarmee. Das verbundene Heer bezog die Winterquartiere, und Radetzky kam als Brigadier in die kaiserliche Hauptstadt.

Seine Einsicht und Thätigkeit ward hier auf vielfache Weise in Anspruch genommen. Das militairische Fuhrwesen und die Anstalt für Thierarzneikunde erhielten neue zweckmäßige Organisationen, welche unter seiner Leitung ins Leben traten. Wir wissen, daß er sich schon als angehender Kavallerie-Offizier mit den Krankheiten der Pferde und den entsprechenden Heilmitteln beschäftigte. Er hatte seitdem seine Erfahrungen in dieser Beziehung bereichert und brachte sie jetzt in Anwendung. Seine Anordnungen fanden allgemeine Billigung. Eben so erwarb er sich Verdienste um das Institut für den Reiterdienst, welches um diese Zeit von dem Erzherzog Karl errichtet wurde. Aehnliches hatte er früher in Oedenburg versucht, und was dort im kleinen Maßstabe probehaltig gefunden wurde, das konnte er jetzt in seiner höhern Stellung berichtigt, erweitert und vervollständigt ausführen. Kavallerie-Offiziere fanden hier die beste Gelegenheit, sich für den Dienst vorzubereiten und weiter auszubilden. Neben diesen Arbeiten widmete er seine Thätigkeit der ihm untergeordneten Brigade. Wie ehemals sein Regiment an Brauchbarkeit und militairischem Geiste anderen ein Muster gewesen war, so suchte er jetzt trotz größerer Schwierigkeit seine Brigade mit hohem Ehrgefühl gegen die Gefahren des Krieges zu wappnen und durch

fleißige Uebung zum Manövriren tüchtig zu machen. Daher mußte er das von dem Erzherzog Karl aufgestellte neue Exercier-Reglement mit seiner Mannschaft, namentlich mit seinen Ulanen, zuerst praktisch ausführen, und der Erzherzog, welcher den Uebungen beiwohnte, prüfte mit dem Brigadier gemeinschaftlich alles Einzelne, hörte seine Bemerkungen an und berichtigte darauf die Instructionen.

Neben den praktischen Uebungen beschäftigten den Grafen Radetzky auch theoretische Studien, wozu er in Wien reichliches Material vorfand. Er las Schriften über Kriegskunst, besonders über Aufstellung und Verwendung der verschiedenen Truppenkörper zum Angriff, wie zur Vertheidigung. Ueber das, was er gelesen hatte, schrieb er seine Bemerkungen nieder. Diese Entwürfe waren zwar nur leicht hingeworfene Skizzen, aber doch klar und bestimmt, daß man von der Richtigkeit der vorgetragenen Ansichten überzeugt wurde. So bereitete sich der strebsame Mann für die höhere Stellung im Kriegsdienste vor, zu der er bald berufen werden sollte. Aber er hatte dabei nicht engherzig sich selbst, sein Avancement vor Augen, sondern den Kriegsdienst, das Heer, durch welches das erniedrigte, mißhandelte Vaterland erhoben, der erblichene Glanz Oesterreichs wieder in alter Herrlichkeit hergestellt werden sollte. Seine Bestrebungen trafen in ihrem Ausgangspunkte mit denen des heldenmüthigen Erzherzogs Karl zusammen, der für diesen Zweck die Völker des Kaiserstaates zu dem Waffendienste berief und tüchtig machte, wie Radetzky seine einzelne Brigade.

Einen Fürsten, der für Ehre und Recht seine Krone einsetzt, eine Nation, die für ihre Selbständigkeit Gut und Blut zum Opfer bringt, muß man nicht, wie gewöhnlich geschieht, nach dem Erfolge beurtheilen, sondern nach dem Muthe, den Anstrengungen, der Beharrlichkeit, womit der Kampf unternommen und fortgeführt wird. Das Ende steht in keines Menschen Macht und Voraussicht. Aber wenn der ein Held ist, der muthig, auch bei unwahrscheinlichem Erfolg, das Große beginnt, so erscheint Oesterreich und sein Herrscherhaus in einer seltenen Heldengröße während seiner Kämpfe gegen das republikanische und kaiserliche Frankreich. Dreimal schon hatte es den Waffengang gegen den gewaltigen Mann auf dem französischen Throne gewagt und dreimal hatte es unterliegen müssen; dennoch wollte es zum vierten Male seine niedergetretenen Rechte mit dem Schwert in der Hand geltend machen, als es erkannte, daß kein Vertrag, keine Rücksicht dem französischen Kaiser auf seinem Gange zur Weltherrschaft Einhalt thue.

Das deutsche Kaiserthum hatte er durch einen Machtspruch aufgehoben, Königreiche und Fürstenthümer umgestürzt und andere geschaffen, Preußen mit furchtbaren Schlägen zertrümmert, mit dem spanischen Throne einen seiner Brüder beschenkt. Es lag nahe, daß er auch die österreichische Monarchie in ihre einzelnen Theile auflöse. Indessen hatte Spanien gezeigt, daß sich nicht jedes Volk durch Machtsprüche knechten lasse; denn da stand die Nation, nicht mehr eine Armee, gegen ihn in Rüstung und ließ sich durch seine Siege nicht beugen. Daher ward beschlossen, Oesterreichs Völker zu bewaffnen, und Erzherzog Karl war der Held, der sie zu dem entscheidenden Gange auf Leben und Tod, auf Bestehen und Untergehen führen sollte.

Am 20. Februar 1809 rief der Kaiser seine streitbaren Völker zu den Waffen; und sie folgten dem Rufe, sie erhoben sich; sie bildeten von einem Ende des Kaiserreichs bis zum andern ein großes Heerlager voll Lebens, voll Begeisterung und vaterländischen Selbstgefühls. Und bei dieser convulsivisch gesteigerten Kraft sah man nirgends eine Störung, nirgends eine Verletzung der bürgerlichen Ordnung. Es waren heilige Stunden patriarchalischer Verbrüderung zwischen Fürst und Volk, als in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin auf dem Glacis von Wien die Fahnen geweiht wurden und der Erzherzog Karl den Freiwilligen zurief: „Auf Wiedersehen zur Stunde der Gefahr!“ Es war erhebend, als Kaiser Franz, zum Heere eilend, allem Volke verkündigte, welche Opfer er gebracht habe, um die Segnungen des Friedens zu erhalten, wie aber Alles vergeblich gewesen sei, wie er darum für Ehre und unveräußerliche Rechte in den Kampf eintreten müsse. Es klang in allen Herzen wieder, als der Oberfeldherr in seinem Armeebefehl den Kriegern zurief: „Europa's Freiheit hat sich unter Oesterreichs Fahnen geflüchtet. Nie sollen sie, als Werkzeuge der Unterdrückung, in fernen Himmelsstrichen, in den endlosen Kriegen eines zerstörenden Ehrgeizes wehen.“ Im April rückten die Heere Oesterreichs an die Grenzen, ein Corps in Galizien zur Beobachtung der mit Napoleon damals verbündeten Russen, ein anderes in Böhmen, ein drittes in Italien, eine Division unter Chasteler in Tyrol, wo das muthige Landvolk für sein altes Herrscherhaus zu den Waffen gegriffen hatte, die Hauptarmee, über 100,000 Mann stark, unter dem Erzherzog Karl gegen Bayern. Letztere überschritt bei Braunau den Inn. Es kam darauf an, in stürmischer Eile die schwachen feindlichen Corps über den Haufen zu werfen, an den Rhein vorzubringen, die Völker Deutschlands, die das schmähliche Fremdlingsjoch

verabscheuten, zu den Waffen zu rufen und dann mit vereinigter Kraft dem gemeinschaftlichen Feinde die Spitze zu bieten. In Braunschweig, im Kurfürstenthum Hessen waren die Einwohner bereit, für ihre vertriebenen Fürsten sich zu erheben; der tapfere Schill eilte mit seinen Husaren, ohne seines Königs Befehl abzuwarten, nach dem Schauplatze des Kriegs; es schien für ganz Deutschland eine große Zeit anzubrechen, eine begeisterte Erhebung zu politischer Selbständigkeit nach langer ruhmloser Zeit. Allein alle diese Hoffnungen der Edelsten der Nation wurden durch den Mann vereitelt, der vom Schicksal zu den höchsten Ehren berufen war, um dann durch die Maßlosigkeit seiner Herrschsucht von der schwindelnden Höhe herabzustürzen.

Zunächst war es das langsame und behutsame Vorschreiten der österreichischen Hauptarmee, das die Zuversicht der Vaterlandsfreunde schwächte und ihre Pläne nicht zur Ausführung kommen ließ. In sechs Corps getheilt, ging dieselbe über die bayrische Grenze. Generalmajor Radetzky führte die Vorhut des fünften Corps gegen Landshut an der Isar. Er theilte die allgemeine Begeisterung mit ganzer Seele; er wäre gern im Sturmschritt dem Rheine zugeeilt. Er hat sich damals, wie man uns versichert, in einem Kreise hoher Militairpersonen dahin ausgesprochen, daß man sich mit ganzer Kraft auf den linken Flügel der getrennt vorrückenden feindlichen Kolonnen nördlich der Donau werfen, sie zersprengen, ohne Aufenthalt nach dem Niederrhein marschiren und Preußen Gelegenheit verschaffen müsse, sich nach dem Wunsche seiner Völker dem Bunde gegen Frankreich anzuschließen. Das sei das Mittel, Wien vor einer zweiten Besetzung zu bewahren, da der französische Kaiser ein Heer von 100,000 Mann nicht im Rücken stehen lassen könne. Er war jedoch mit seiner Brigade nur ein schwaches Glied in dem großen Körper der Armee und in ihre Bewegungen verschlungen. Er that in seiner Stellung, was er thun konnte; er that seine Pflicht mit Treue und Hingebung. Mit seinen Ulanen, Husaren und Gradiskaner-Schützen traf er zuerst bei Landshut auf den Feind. Er besetzte die Stadt am rechten Ufer des Flusses, vertrieb durch das wohl genährte Feuer seiner Batterie und der in den Häusern der Stadt postirten Schützen die Feinde vom jenseitigen Ufer und drang über die schnell wiederhergestellte Brücke in der gegenüberliegenden Vorstadt Seligenthal ein. Unter fortdauernden Gefechten rückte er bis auf die Höhen von Siegburg. Erzherzog Karl suchte mittlerweile die Donau zwischen Regensburg und Ingolstadt zu erreichen, um sich dann weiter auf die einzelnen feindlichen

Corps zu werfen. Seine geschickt entworfenen Dispositionen durchkreuzte aber die Ankunft Napoleon's, den man in den spanischen Volkskrieg verwickelt glaubte, und der in vier Tagen den Weg von Paris nach dem Kriegsschauplatze zurücklegte. Derselbe ließ sogleich die Colonnen seines Heeres sich concentriren, dann griff er mit großer Uebermacht den Erzherzog bei Abensberg an und verfolgte ihn nach Regensburg, wo österreichische und französische Reiter zugleich eintrafen und in erbittertem Kampfe einander durch die Straßen jagten. Durch diese Bewegungen war der linke Flügel des Heeres, bei welchem sich Radetzky befand, von der Hauptmacht abgeschnitten und zum Rückzug gezwungen. Radetzky befehligte die Nachhut und ward Tag und Nacht von Bayern und Franzosen beunruhigt. Er machte wiederholt Front und schlug die hitzigen Angriffe zurück; allein Napoleon warf sich selbst auf die drei Corps des österreichischen linken Flügels, deren Rückzug der Generalmajor mit seiner Brigade deckte. Unter solchen Umständen durfte kein beharrlicher Widerstand geleistet werden, da es der Feind auf Umgehung und völlige Vernichtung abgesehen hatte. Es war schon Gewinn und ein Beweis von der Trefflichkeit der Truppen und ihrer Führer, daß man ohne Gedränge und Verwirrung über die Isar und endlich über den Inn zurückgehen konnte. Da sich indessen die Masse des französischen Heeres unter des Kaisers Anführung wieder gegen den Erzherzog wendete und ihn durch die blutige Schlacht bei Eckmühl auf die Straße nach Böhmen drängte, so ging der linke Flügel zum Angriff über. Diese Bewegung mußte jedoch nach einigen Erfolgen aufgegeben werden, weil Napoleon seine Operationen gegen Wien richtete und bedeutende Streitkräfte zur Bekämpfung des österreichischen linken Flügels unter Hiller detachirte. Rasch und ungestüm drangen die Franzosen unter Oudinot und Lannes über den Inn, und obgleich Feldzeugmeister Hiller mit der Hauptmacht Linz erreichte, so erlitt doch Radetzky mit der Nachhut namhaften Verlust. Ein ganzes Bataillon seiner tapferen Grenzer ward abgeschnitten und gefangen, und er selbst mußte in großer Eile bis Lambach an der Traun zurückweichen. Noch am späten Abend erhielt er Nachricht, daß die unermüdlichen Verfolger im Anmarsche begriffen seien. Er postirte sofort seine Grenzer-Schützen auf die Höhen, über welche die Straße nach dem Städtchen führt. So erwartete er, von Waldung gedeckt, den keck und unbesorgt andringenden Feind. Es war ein schöner Maiabend, die Vorhöhen der Alpen im Süden trugen noch den Winterschnee auf ihren Spitzen; das Tosen und Brausen der oberhalb der Stadt aus wilder Felsenkluft

herabstürzenden Traun unterbrach die friedliche Stille, die über Berge und Thäler ausgebreitet lag. Bald aber mischte sich in das einförmige Getöse das Knattern des Kleingewehrfeuers und das Getümmel des Kampfes. Der Angriff ward zurückgewiesen, und die Franzosen erlitten bedeutenden Verlust. Radetzky, der bei dieser Gelegenheit selbst mehrmals eine Büchse ergriffen und manchem Reiter vom Pferde geholfen hatte, wollte in der Nacht über den Fluß gehen, wie er bestimmten Befehl erhalten hätte; da kam ihm Nachricht zu, daß eine ganze Division unter Feldmarschall-Leutnant Schusthek noch in der Nähe von Efferding zurück sei und wahrscheinlich abgeschnitten werde. Diese Botschaft bewegte ihn auf's Lebhafteste. Er beschloß, nach eigenem Ermessen, auf eigene Gefahr zu handeln und seine persönliche Sicherheit daran zu wagen, um die Waffenbrüder vor dem gewissen Untergange zu bewahren. Er entsendete sogleich einen zuverlässigen Ulanen an den bedrohten General und ließ ihm melden, daß er eilends auf der wenig bekannten Ochsenstraße gegen Kleinmünchen und die Ebelsberger Brücke vorrücken solle, während er selbst den Feind mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln auf der Welser Straße aufhalten werde. Der Marsch nach Wels und weiter nach Kleinmünchen war eine der schönsten Waffenthaten auf dem unheilvollen Rückzuge; denn eine ganze Division ward dadurch glücklich gerettet. Die Gegend, die sich an der rauschenden Traun hinzieht, ist hügelig, aber überall offen und nur von einzelnen Waldparcellen durchschnitten. Sie mußte im Angesichte und unter dem Andrange eines übermächtigen, siegbegierigen Feindes durchschritten werden. Schon früh Morgens um 3 Uhr rückte derselbe über die Höhen, die er am Abend nicht hatte gewinnen können und bemächtigte sich des Städtchens. Radetzky zog sich fechtend zurück; aber auf der waldigen Fläche von Straß ließ er Halt machen, seine reitende Batterie und die gesammte Infanterie eine günstige Stellung einnehmen und empfing die nachdrängenden Feinde mit einem so mörderischen Feuer, daß sie überall zurückwichen. Er konnte nun den Marsch nach Wels mit größerer Sicherheit fortsetzen. Kaum war er hier eingerückt und hoffte, seinen müden Streitern einige Rast zu gönnen, so erscholl schon wieder Kampfgetöse, das immer näher kam. Er stieg mit seinem oft erwähnten Freunde, dem tapfern Grafen Hardegg, zu Pferde und sprengte an der Spitze mehrerer Geschwader nach dem Kampfplatze. Der Anprall der Schwadronen war so kräftig und gut geleitet, daß die feindliche Vorhut zersprengt, niedergehauen oder gefangen wurde. Als darauf die Franzosen in Masse vorrückten, zog man sich in die Stadt zurück und hielt den An-

griff gegen eine dreifache Uebermacht aus, bis die Brücke daselbst zerstört war. Dann wurde der weitere Rückzug angetreten. Durch diesen beharrlichen und erfolgreichen Widerstand war eine kostbare Zeit gewonnen. Hiller ging mit der Hauptmacht unbehindert auf der Ebelsberger Brücke über die Traun und ließ diesseits durch mehrere Regimenter den Uebergang für die nachfolgenden Kolonnen decken. Auch Schusthek, der auf der ihm bezeichneten Ochsenstraße ungefährdet auf die Hauptstraße gelangt war, sah sich durch Radetzky gegen die von Wels her drohende Gefahr gesichert. Dagegen stürmte der kühne Massena auf der Linzer Straße nach Kleinmünchen und sprengte mit leichter Reiterei voraus, um wo möglich die Division aufzuhalten. Schusthek begrüßte die Geschwader mit Kanonenkugeln und schlug sie durch einen Kavallerie-Angriff zurück. Er konnte nun seine Infanterie über die Brücke gehen lassen, während Radetzky den von Süden immer gewaltiger andringenden Feind zurückhielt. Eine Brigade Reiterei, welche unter dem Schutze eines Waldes seine Stellung zu umgehen suchte, ließ er durch Ulanen und Husaren unter dem tapfern Obersten Klebelsberg angreifen und aus dem Felde schlagen. Dagegen brachte Massena die zum Schutze der Brücke aufgestellten Regimenter durch rastlose Angriffe zum Weichen. Er nahm Kleinmünchen und drang in stürmischer Eile zugleich mit den österreichischen Truppen nach der Brücke vor. Radetzky, besorgt um den Rückzug, hatte sich den Zurückweichenden angeschlossen. Da ward nun oberhalb und unterhalb der Brücke im wüthenden Handgemenge gefochten. Der Zugang war durch Fuhrwesen gesperrt; daher fanden die retirirenden Oesterreicher nirgends einen Ausweg. Viele stürzten sich, um den Säbeln und Bajonneten zu entgehen, in die Traun, aber der tiefe Strom war nicht mitleidiger, als die blutgierigen Menschen; er verschlang zahlreiche Opfer. Andere suchten unter den Brückenjochen oder im Gestrüpp am Ufer eine Zufluchtstätte. Nachdem endlich der Knäuel der Fuhrwerke weggeräumt war, stürmten Freund und Feind, mit Kolben, Bajonnet und Säbel sich bekämpfend, über die Brücke. Unter denen, die sich glücklich einen Weg durch das Gedränge bahnten, waren Radetzky und die übrigen Generale. Auch Radetzky's Reitknecht, ein wackerer Ulane, der einem gestürzten Offizier sein Pferd überließ, rettete sich durch den Mantel seines Herrn. Er warf ihn nämlich über seine Uniform, setzte den Czako eines gefallenen Franzosen auf und stürmte, den Säbel in der Faust, mit dem oft gehörten Ruf: „En avant!“, seinem ganzen französischen Wortschatz, über die Brücke.

Uebrigens litten nicht blos die Oesterreicher schweren Verlust, sondern auch die Franzosen; denn wie dieselben in Unordnung vorwärts drangen, fanden sie am jenseitigen Ufer einen heißen Empfang. Da starrten ihnen die Bajonnete der geordneten Hauptmacht entgegen, da pfiffen ihnen die Kugeln um die Köpfe, da wurde namentlich fast die ganze Brigade Clapparede aufgerieben. Dennoch ließ Massena vom Kampfe nicht ab, sondern führte immer neue Massen ins Feuer. Die Stadt Ebelsberg gerieth in Brand, aber, von Rauch und Flammen umgeben, wütheten die erbitterten Krieger gegen einander. In den Straßen, in den brennenden Häusern, auf dem Felde umher tobte der schreckliche Kampf. Es war ein Tag des Entsetzens. Endlich, als die Uebermacht der Franzosen durch neu ankommende Divisionen immer mehr anwuchs, brach Hiller das Gefecht ab. Auf dem Rückzug nach der Ems deckte Radetzky mit seinen Schwadronen, deren Disciplin unter allen Schrecknissen des Tages unerschüttert geblieben war, die Nachhut des Heeres. Seine Brigade ward jenseit des Flüßchens wieder ergänzt, und an ihrer Spitze wies er einen Angriff von vier Kavallerie-Regimentern mit gewohnter Unerschrockenheit zurück. Man näherte sich nunmehr der Donau. Da schaute von ihrem Felsensitz die prachtvolle Abtei Mölk auf die heranziehenden Krieger, die muthig, wenn auch verfolgt vom Unglück, für das Vaterland gekämpft hatten. Es wurde ihnen hier reichlich Erquickung zu Theil, doch mußten sie schon am folgenden Tage (7. Mai) aufbrechen. Der Marsch ging dem Felsenthale Wachau entlang, wo dunkler Uferwald die Wasser des Stromes verbirgt, die an scharfen Felsenecken vorüberbrausen. Endlich erreichte man Mautern und bereitete sich zum Uebergang über den Strom, der hier in einem erweiterten Bette seine Wasser der Kaiserstadt zuwälzt. Die Gegend ist schön und fruchtbar und reich an Erinnerungen aus alter und neuer Zeit. Denn da erblickt man westlich, wo die Donau eine Krümmung macht, am jenseitigen Ufer das Städtchen Dürrenstein, dessen zinnengekrönte Mauern sich malerisch an dem schroffen, felsenreichen Berge emporziehen, und oben auf der Höhe die Burg gleiches Namens. Da wird man an den gefangenen Löwenherz erinnert, dessen Kerker nach langem Umirren sein sangesreicher Freund Blondel entdeckt haben soll. Da gedenkt man der blutigen Niederlage, durch welche 1805 Russen und Oesterreicher den Uebermuth des französischen Marschalls Mortier dämpften, da des tapfern Schmidt, der den Sieg mit seinem Leben erkaufte. Da erblickte man endlich vor sich das freundlich gelegene Krems, das Ziel der streitbaren Kolonnen, die den beschriebenen

Rückzug unter Mühseligkeiten und harten Kämpfen, doch in fester Haltung vollbracht hatten und nun den Strom überschritten, um sich drüben der wohlverdienten Rast zu erfreuen. Zwar versuchten die nachdrängenden Franzosen den Uebergang zu erzwingen, und die Verfolgung fortzusetzen; allein Radetzky mit seinen Tapfern schlug alle ihre Angriffe auf der Brücke von Mautern siegreich zurück und nöthigte sie nach einem Gefechte, das mit kurzen Unterbrechungen zwei Tage dauerte, ihr Vorhaben gänzlich aufzugeben. Er erhielt nun Befehl, mit Schusthek die Donau von Krems bis Kornneuburg zu bewahren und dem Feinde jeden Uebergang zu verwehren. Er nahm sein Quartier in Stockerau; seine Vorposten waren längs der Tullner Wildniß aufgestellt, einer waldreichen, oft überschwemmten und daher spärlich bewohnten Landschaft, die das Flußbett begrenzt.

Die Donau ist ein schöner Fluß und besonders im deutschen Oesterreich von malerischen Ufern in manchfaltigem Wechsel umgeben. Bald treten gewaltige Felsen mit Burgruinen und Dörflein bis zu dem eingeengten, schäumend daher brausenden Wasser heran, bald erweitert sich das Bett des Stromes muldenartig, oft von Inseln durchzogen, die aus dem angesetzten Schlamm entstehen und vom Hochwasser wieder fortgeführt werden. Ein treuherziger Menschenschlag wohnt in zahlreichen Städten und Dörfern auf beiden Seiten des mächtigen Stromes und baut mit fleißiger Hand die fruchtbaren Gelände, die reichlichen Ertrag liefern. Unter dem milden Scepter seiner Regenten erfreut sich dieses Volk der Früchte seines Fleißes und ist allezeit zu Fest und Kurzweil und heiterer Laune gestimmt. In der Zeit aber, von welcher wir reden, lag das Unglück mit schwerer Hand auf dem Lande; da hörte man nicht mehr den fröhlichen Ländler, noch die g'spaßigen Einfälle und Jauchzer in Stadt und Land.

Die übermüthigen Legionen Napoleon's zogen in dichten Massen, begleitet von langen Zügen der Geschütze, Tag und Nacht der Donau entlang nach der Kaiserstadt, deren Vertheidigung bald aufgegeben werden mußte. Auch die Bewohner von Stockerau, wo Radetzky lagerte, waren trübe gestimmt. Sie fuhren oftmals über die Donau und brachten dann dem Befehlshaber Nachrichten, welche ihn in den Stand setzten, seine Maßregeln zur Bewahrung des Stromes zweckmäßig einzurichten. Um so unerschütterter blieb der Held, den wir auf seinem Lebensgange begleiten. Mit gewohnter Thätigkeit war er früh und spät zu Pferde und ritt der Linie entlang bis zu der Thalbucht, wo man drüben die Burg Greifenstein auf einem Vorberge

des Wiener Waldes und weiterhin Kloster=Neuburg erblickt, manchmal auch bis zum Bisamberge, der mit dem jenseitigen Kahlenberg (Leopoldsberg) die letzte Pforte bildet, ehe der Strom in die ausgedehnte Ebene des Marchfeldes eintritt. Bei einer solchen Gelegenheit wurde er zur Theilnahme an einem Anschlag gegen die Franzosen bewogen, der von großer Wichtigkeit war. Napoleon hatte nämlich gleich nach seinem Einzug in Wien die Absicht, über die Donau zu gehen und das ganze Corps Hiller's vor Ankunft der Hauptmacht zu vernichten. Er ließ daher oberhalb der Stadt die Schwarzlackeninsel besetzen. Auf diese Insel setzte das tapfere Regiment Kerpen, unterstützt von einiger Mannschaft Radetzky's, unvermuthet über und zwang die Besatzung nach einem mörderischen Gefecht das Gewehr zu strecken.

Drei Tage nach Uebergabe der Hauptstadt erschien der Erzherzog Karl mit seinem neu organisirten und verstärkten Heere an der Donau. Er faßte den kühnen Plan, bei Linz über den Strom zu gehen, die Verbindungslinie der Franzosen zu durchschneiden, den treuen Tyrolern die Hand zu reichen und, wenn es sein müsse, durch eine Schlacht den Krieg zu entscheiden. Es ward in der That ein Versuch gemacht, aber mit zu geringen Kräften. Hätte man mit aller Macht den Entwurf verfolgt, so wären vielleicht die überraschendsten Ergebnisse seine Folge gewesen. Einen Gegner, wie Napoleon, mußte man mit ganz unerwarteten Schlägen treffen, sonst war kein dauernder Gewinn zu hoffen. Zu solchen Schlägen aber war damals das österreichische Heer wohl geeignet, denn der Heldenmuth seines Führers hatte sich den Offizieren, wie der Mannschaft mitgetheilt und bewährte sich in der furchbaren Schlacht bei Aspern. Da ward der französische Kaiser, ungeachtet seiner Ueberlegenheit, auf offenem Felde besiegt und zum Rückzug auf die Insel Lobau genöthigt. Warum Oesterreichs fürstlicher Held den Vortheil nicht verfolgte, warum er den frühern Plan mit seinem siegesfreudigen Heere nicht wieder aufnahm, warum er in unbeweglicher Ruhe stehen blieb und die Streiche des Gegners abwartete, dies ist ein Räthsel, welches durch alle Scheingründe, die man anführt, nicht gelöst wird.

Radetzky wohnte der zweitägigen Schlacht von Aspern nicht bei; er mußte auf seinem Posten bleiben. Da hörte er am Morgen feierlichen Glockenklang das Pfingstfest einläuten; aber zugleich vernahm er einzelne Kanonenschüsse und am Nachmittag den rollenden Donner der Schlacht, der nicht enden wollte und am zweiten Pfingsttage mit neuer Heftigkeit begann. Er war freudig bewegt, als ihm Abends Couriere die Siegesbotschaft über=

brachten. Er hoffte auf rasches Vorschreiten von Erfolg zu Erfolg; aber er sah sich bald in seinen Erwartungen getäuscht und zu längerem müßigen Hüteramte verurtheilt. Da beschloß er, auf eigne Faust dem Feinde drüben, der um die Burg Greifenstein sorglos lagerte, einen nachbarlichen Besuch abzustatten. Er schiffte Nachts um elf Uhr einige Schwadronen und tüchtige Grenzer und Jäger in bereitstehenden Fahrzeugen ein und ließ das willige Fischervolk kräftig in die Ruder greifen. Man hatte starken Gegenwind, der die Fahrt sehr verzögerte. Dadurch erhielten feindliche Posten von dem Unternehmen Kenntniß und zogen sich zur Gegenwehr zusammen. Als aber wohl postirtes Geschütz vom linken Donauufer zu spielen anfing, als achtzehn Boote glücklich landeten und die Mannschaft mit Säbel und Büchse über die Wachen herfiel, ward der Widerstand überwältigt. Man verfolgte die Flüchtlinge, nahm da und dort zerstreute Posten in sichern Gewahrsam und kehrte am Morgen mit Gefangenen und ansehnlicher Beute zurück. Dies war die letzte That Radetzky's während des langweiligen Wachdienstes; denn wenige Tage nachher wurde er vom Erzherzog Karl zum Feldmarschall-Leutnant und Divisions-General ernannt und dem vierten Armee-Corps zugetheilt, welches bei Markgrafen-Neusiedel auf dem Marchfelde lagerte.

Auf der weiten, einförmigen Ebene, die sich von der Mündung der March nach dem Bisamberge ausdehnt und nur gegen Norden allmälig sich erhebt, ruhte das streitbare Heer Oesterreichs, das bei Aspern den sieggewohnten französischen Kaiser seine Kraft hatte fühlen lassen. Diese Ebene gleicht an einigen sandigen Stellen einer Steppe mit spärlichem Graswuchs, im Uebrigen ist es ein unabsehbares Ackerland, mit Halmfrüchten bedeckt, woraus sich ansehnliche Dörfer mit Kirchen und Gärten, gleich lieblichen Oasen, erheben, welche die Einförmigkeit angenehm unterbrechen. Der Boden ist ein für Oesterreich geheiligter Grund; denn hier schlug der Habsburger Rudolph den stolzen Ottokar und legte damit das Fundament zur Größe des Erzhauses. Die Schlacht bei Aspern hatte der wankenden Monarchie einen neuen Stützpunkt gegeben; denn einen Gegner, der mit solcher Energie und mit solchem Erfolge kämpfte, durfte Napoleon nicht gering schätzen.

Das Heer hatte eine Stellung eingenommen von der Donau, an welche sich der rechte Flügel lehnte, bis nach dem aufsteigenden Plateau, wo der linke Flügel Markgrafen-Neusiedel besetzt hielt. In der Mitte der Stellung, in Deutsch-Wagram, hatte der Erzherzog sein Hauptquartier.

Die Soldaten waren theils in den Dörfern einquartiert, theils hatten sie sich Erdhütten errichtet und mit Rasen gedeckt, um am Tage gegen den glühenden Sonnenbrand und Nachts gegen den empfindlichen Wechsel der Temperatur Schutz zu haben. Man war übrigens nicht müßig; täglich kamen Recruten an, die eingeübt werden mußten, und aus Böhmen und Ungarn rückten zahlreiche Kolonnen gedienter Krieger ein, um mit den Waffenbrüdern auf dem Felde zu kämpfen, wo der Sieg entschieden werden mußte. So fand Radetzky die große Armee beschäftigt, als er sich nach seiner Beförderung auf seinen neuen Posten begab. Seine Division bestand aus 12 Bataillonen, 9 Escadronen und 2 Batterien; doch standen davon 4 Bataillone jenseit der Ebene an der March, um die Verbindung mit Ungarn zu erhalten. Er beschäftigte sich eifrig mit der Einübung der ihm untergebenen Truppen; besonders suchte er sie zum gemeinschaftlichen Manövriren tüchtig zu machen. Nicht weniger thätig recognoscirte er das Terrain, um mit jedem örtlichen Vortheil und Nachtheil genau bekannt zu sein. Manchmal ritt er auch am späten Abend durch das Heerlager und übersah die zahllosen Bivouac-Feuer, um welche die dunkeln Gestalten der Krieger lagerten. Da hatte er denn Gelegenheit, den unerschöpflichen Humor der österreichischen Soldaten zu bewundern. Denn noch ragten die Grabhügel, welche die Gebeine von Tausenden ihrer Kameraden umschlossen, über die Ebene empor; noch war der Boden feucht von dem hier verströmten Blut, das der Sandwirbel mit einer fahlen Decke überzogen hatte; und schon erklang wieder fröhliches Juchhei um die Lagerfeuer. Trat man zu den Bivouacs heran, so überraschten die manchfaltigen Nationalitäten, die sich hier zusammengefunden hatten, und das seltsame Sprachengemisch. Denn da plauderte, erzählte, sang Jeder in seinem Idiom, wie es ihm gefiel, unbekümmert, ob es auch Andern gefallen werde, gleich den Vögeln des Waldes, von denen auch jeder seine eigne Weise hat, die ihn selbst belustigt. Da hörte man den ernsten Böhmen seine melancholischen Reime summen, den Steyrer ein Schützenlied jauchzen, den Polen, den Kroaten das Soldatenleben, oder heimische Gewohnheiten und Sitten preisen. Der Wallone plauderte dazwischen französisch, der ungarische Husar ließ sein „Raytar! raytar!“ (Drauf! drauf!) erschallen, das wir in deutschen Reimen etwa so wiedergeben möchten:

„Reitet, reitet, brave Schaaren;
Lustig leben die Husaren,
Bis daß sie zur Grube fahren!“

Dabei schlug er im Takt mit den langen Räderspornen an den Absatz des Stiefels. Am behaglichsten nahm sich der Witz der Bursche aus dem Erzherzogthum aus, besonders der groteske Humor der Wiener. Da sang ein Niederösterreicher:

„Ein'n Sprung über's Gasserl,
Ein'n Juchazer drauf,
Ein'n Klopfer an's Fensterl:
Schön's Schatzerl mach' auf!"

Ein Anderer begann einen langen Singsang von einem schönem Jöpperl, das der Bauer seiner Bäuerin machen läßt, wozu er sechsunddreißig Stück Tuch, soviel Zwirn und Hafte braucht, als ein Esel tragen kann, wie darauf dreihundert Schneider das Jöpperl heraustragen und wie es zuletzt in den Dreck fällt. An solch burleskem Jubel fand Radetzky besonderes Wohlgefallen, und auch in späterer Zeit konnte er sich herzlich darüber freuen. Er war mit ganzer Seele Soldat und fand sein Behagen an der Fröhlichkeit der Bursche und an ihren Liedern. Deswegen liebten ihn die Leute, sie bethätigten ihre Anhänglichkeit durch fleißige Uebung und Aufrechthaltung der Disciplin während der Waffenruhe, in der Schlacht aber durch Unerschrockenheit und tüchtige Leistungen, worin er ihnen mit seinem Beispiele voranging.

Unter solchen Beschäftigungen verstrichen Wochen; der Sonnenbrand ward glühender, das Erdreich löste sich in Staub auf; der Soldat, der nicht auf der Wache stand, verkroch sich in seine halb unterirdische Hütte; selbst das Exerciren konnte nur sparsam vorgenommen werden. Endlich zu Anfang Juli zeigten sich einzelne Wolken, Vorboten willkommnen Regens, zugleich aber auch Anzeichen, daß der Feind einen Uebergang im Schilde führe. Er hatte seine Heeresmassen noch ansehnlicher verstärkt, als der Gegner, denn überall in Frankreich und in den von ihm abhängigen Ländern waren Contingente aufgeboten worden, um in dem Heerlager in und um Wien eine Macht zu bilden, die Oesterreich mit einem Schlage niederwerfen sollte. Er hatte, wie der Erzherzog, viele, zum Theil von einander sehr verschiedene Nationalitäten unter seinen Fahnen versammelt, namentlich Franzosen, Deutsche und Italiener. Der Kampf, der bevorstand, mußte eine Völkerschlacht werden, gleich der, in welcher einst der Römer Aetius gegen den Hunnenkönig auf den catalaunischen Feldern stritt.

Schon am 30. Juni erscholl Kanonendonner in der Gegend von Aspern. Der Erzherzog ließ sofort das Heer eine Bewegung vorwärts machen, er-

kannte aber bald, daß es nur auf eine Demonstration abgesehen sei, und ging in die vorige Stellung zurück. Am 3. und 4. Juli wurden die feindlichen Anstalten drohender. Daher erging die bestimmte Weisung an den Erzherzog Johann, der mit seinen Heerhaufen bei Preßburg die Donau bewachte, nach Marcheck aufzubrechen und im Falle einer Schlacht eilends heranzuziehen, um dem Feinde in den Rücken und in die rechte Flanke zu fallen, was dessen Niederlage zur Folge haben mußte. Am 4. Juli Abends um neun Uhr eröffneten die Batterien auf der Insel Lobau ihr Feuer gegen Stadt-Enzersdorf. Die österreichischen Geschütze antworteten; aber sie waren zu schwach gegen die Uebermacht. Bald ging der Ort in Flammen auf und leuchtete wie ein ungeheures Feuersignal über die ganze Gegend. Es war, als habe der Kanonendonner den Himmel herausgefordert; denn schwarze Wolken zogen sich zusammen, der Gewittersturm brach heulend los und peitschte in Wirbeln den Staub über das Marchfeld, bis der Regen flutartig niederrauschte und den Staub der Ebene, wie die Flammen von Enzersdorf löschte. Zugleich erleuchteten unaufhörliche Blitze Himmel und Erde, und der rollende Donner übertönte das Krachen der Geschütze, die allmälig verstummten. In dieser Sturmnacht entwarf der Erzherzog seine Dispositionen zur Schlacht, die er voraussah, und theilte sie den Generalen mit. Radetzky und die übrigen Divisionäre waren um ihren Chef Rosenberg versammelt und empfingen die Befehle. Dann, als auch das Gewitter etwas nachließ, begaben sie sich zur Ruhe.

Napoleon blieb während der ganzen Regennacht zu Pferde; unter seinen Augen ließ Massena sechs Brücken von der Insel Lobau über den Donauarm schlagen, und die Corps defilirten auf das linke Ufer. Als der Morgen durch die zerrissenen und allmälig verschwimmenden Wolken brach, standen schon Oudinot und Massena diesseits, Davoust war im Marsche, und die andern Corps, sowie die italienische Armee unter Eugen rückten eilends nach. Die ganze französische Macht betrug über 150,000 Mann mit 660 Geschützen, die österreichische zählte nur etwa 130,000 Streiter mit 410 Geschützen.

Nachdem die Corps geordnet waren, drangen die Franzosen vor; die Oesterreicher wichen langsam aus den vor ihrer Stellung gelegenen Dörfern Aspern, Eßling, Raschdorf, Glinzendorf u. a. Gegen sechs Uhr Abends begann endlich der Hauptangriff auf die Position an und hinter dem Rußbach, der, obgleich damals ausgetrocknet, doch Aufenthalt verursachte. Napoleon beabsichtigte die allerdings zu weit ausgedehnte österreichische

Stellung in ihrer Mitte bei Baumersdorf und Wagram zu zersprengen, sich der dahinter gelegenen Erhöhung zu bemächtigen und dadurch einen vollständigen Sieg herbeizuführen. Der erste Anfall mißlang vollständig, der zweite, mit großer Macht und Energie ausgeführt, brachte mehrere Regimenter in Verwirrung. Indessen sprengt der Erzherzog mit seinen Stabsoffizieren Grünne, Wimpfen und andern herbei, ergreift selbst im mörderischen Kugelregen eine Fahne, und die begeisterten Krieger, auf den erlauchten Führer schauend, durch seine Worte und Thaten fortgerissen, stürmen einmüthig auf den Feind, treiben ihn über den Rußbach und in aufgelöster Ordnung über die weite Ebene. Nur die Nacht und die feste Haltung der französischen Garden hemmen die Verfolgung. Etwas später, doch mit nicht geringerer Heftigkeit richteten die Feinde ihre Angriffe auf den linken Flügel unter General Rosenberg. Sie stürmten auf beiden Seiten des Rußbaches gegen Markgrafen-Neusiedel und gegen einen alten Thurm, der mit einigen Befestigungen versehen war. Am Rußbach stand Radetzky mit seiner Division und hielt alle Angriffe standhaft aus. Vierzig Kanonen hatte der Feind gegen ihn, General Nordmann und den Prinzen von Hessen-Homburg aufgefahren; aber die tapfern Männer wichen nicht, obgleich der eiserne Hagel tiefe Lücken in ihre Bataillone riß. Sie gingen wiederholt selbst zum Angriff über, und trieben endlich den Feind über den Rußbach zurück. Erst Nachts um elf Uhr endigte hier der Kampf. Das österreichische Heer war in offenbarem Vortheil. Da nun Erzherzog Johann seine Mitwirkung auf den frühen Morgen des folgenden Tages hatte zusichern lassen, so konnte man einen großen, entscheidenden Sieg erwarten. Darum ruhten die Helden, die der Tod verschont hatte, voll froher Hoffnung in den Armen des Schlafes, und die, deren Herzen gebrochen waren, ruhten noch sanfter auf dem Blutfelde; denn sie waren vor allen Täuschungen bewahrt, die den Waffenbrüdern, dem Vaterlande, dem hoffenden Monarchen und seinen siegbedürftigen Völkern bevorstanden.

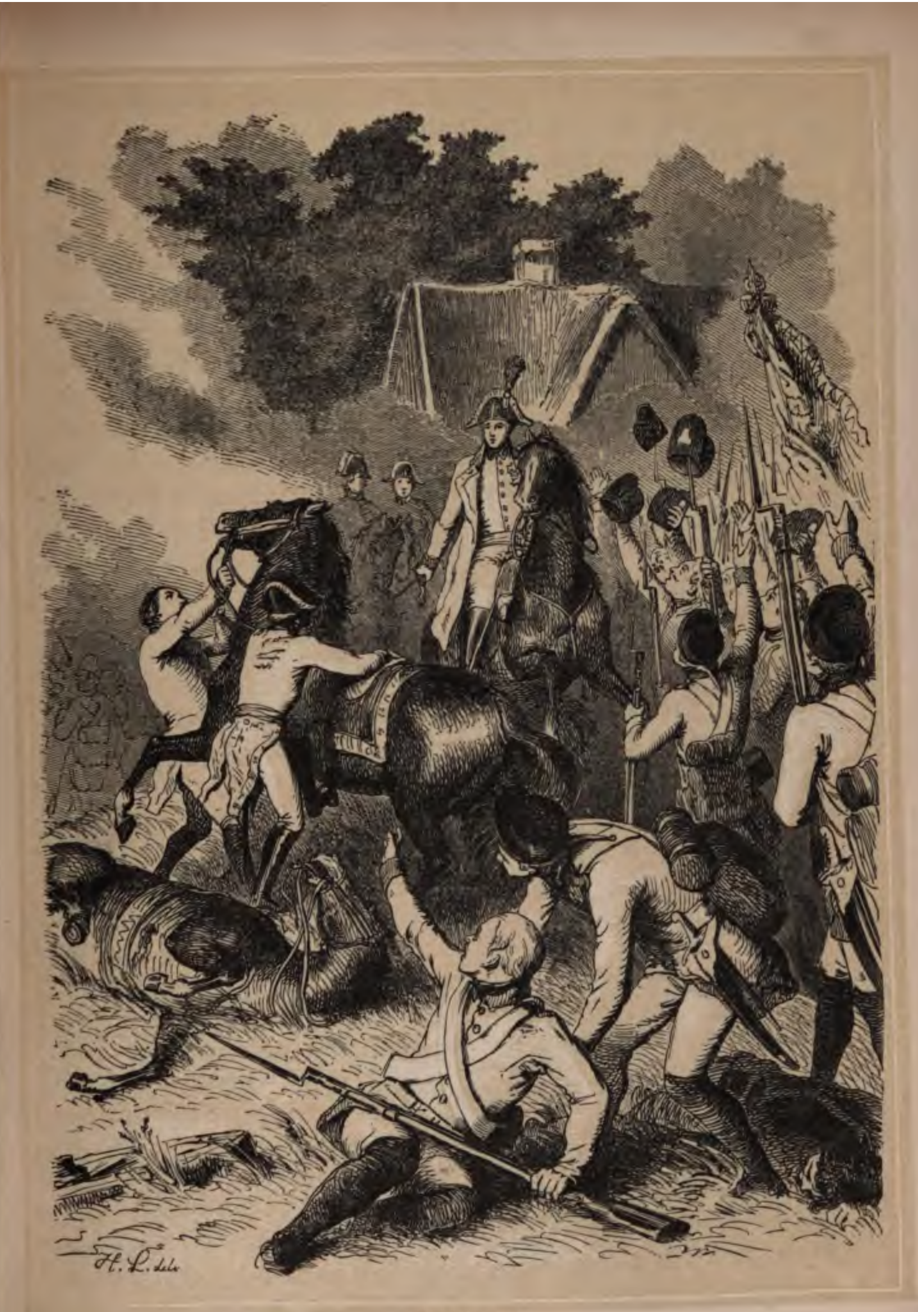
Am 6. Juli eröffnete Fürst Rosenberg den Kampf, indem er schon um 4 Uhr Morgens in drei Kolonnen über den Rußbach gegen Großhofen und Glinzendorf vordrang. Graf Radetzky führte mit zehn Bataillonen, acht Escadronen und einer Batterie den Vortrab. Er drang stürmend in Großhofen ein und bemächtigte sich gleichzeitig der ersten Häuser von Glinzendorf. Da nahte der französische Kaiser selbst auf dem bedrohten Punkte und rief neue Truppenmassen herbei; denn er hoffte hier, auf der schwächsten Stelle des Gegners, durch Umgehung den Sieg zu erzwingen,

wenn alle anderen Versuche fehlschlagen sollten. Dennoch behauptete Radetzky das Terrain, bis ein Befehl des Erzherzogs anlangte, den zu weit vorgeschobenen linken Flügel in die frühere Stellung zurückzuziehen. Sofort wich der Graf Schritt für Schritt, nirgends in Unordnung. Fast alle seine Geschütze wurden demontirt, da der Feind eine furchtbare Artillerie in Wirksamkeit setzte, seine Bataillone schmolzen zusammen; aber die übrige Mannschaft schloß immer wieder ihre gelichteten Reihen und erreichte in fester Haltung die andere Seite des Rußbaches. Indessen wuchs die Uebermacht der Franzosen in bedenklicher Weise, da die ganze Nacht hindurch frische Truppentheile über die Lobauer Brücken defilirt waren. Davoust, der Rosenberg gegenüber den Befehl führte, ließ Kolonnen rechts schwenken, weit oberhalb den Rußbach überschreiten und in der Flanke des österreichischen linken Flügels operiren. Der Fürst erkannte mit Sorgen den Zweck dieser Umgehung. Er hatte ihr fast nur Reiterei entgegenzusetzen, die aber vergeblich in die dichten Massen einhieb. Auch donnerten die überlegenen französischen Batterien unaufhörlich sowohl in der Frontstellung gegen Markgrafen-Neusiedel, als von Seiten der Umgehungs-Kolonnen. Der Fürst ließ mehrere Regimenter gegen letztere einen Haken bilden, was aber auf die Dauer nicht ausreichend war.

Während dieser Zeit formirte Napoleon Sturm-Kolonnen gegen das österreichische Mitteltreffen, das er um jeden Preis zu sprengen suchte, weil dadurch die gänzliche Niederlage des hartnäckigen Gegners entschieden war. Hier geschah es, daß der Erzherzog, wie am vorigen Tage, persönlich eingriff, Freunden und Feinden sichtbar, die Regimenter sammelte und im Sturme vorführte. Da wurden die Franzosen wiederholt geworfen und nach Aderklaa zurückgetrieben. Es war eine schöne Stunde für die österreichischen Krieger, die unter den Augen ihres verehrten Feldherrn vorwärts rückten. Gleich einem Vulkan lag vor ihnen das stark besetzte Dorf, woraus die feurigen Eruptionen ihnen entgegenschlugen. Sie drangen unaufhaltsam hinein und hindurch und verfolgten den Feind in die Ebene. Zwei Regimenter, die nicht wichen, wurden in Stücke gehauen; Fahnen, Geschütze und Gefangene fielen den Siegern in die Hände. Mit Mühe ordnete Napoleon die aufgelösten Truppentheile von neuem. Nicht weniger glücklich war der österreichische rechte Flügel. Er nahm Aspern und Eßling, erbeutete gleichfalls Geschütze und Gefangene und näherte sich unter hartnäckigem Kampfe den Donaubrücken. Vielleicht hätte der Erzherzog am besten gethan, seine ganze Kraft auf diesen Punkt zu wenden. Er hätte

vielleicht den feindlichen linken Flügel gänzlich aufgerollt, die Verbindung mit Lobau unterbrochen und dadurch das Unglück seines eigenen linken Flügels mehr als ausgeglichen. Es wäre ein kühnes, ein gewagtes Manöver gewesen; aber mit dem Tapfern ist das Glück, und es ist eine ewige Wahrheit, daß mit dem Erfolge die geistige und physische Kraft des Menschen sich verdoppelt. Diese Wahrheit haben oft die österreichischen Generale zu wenig berücksichtigt. Sie wollten allzu sicher gehen, und gaben dadurch dem kühnen, zu jedem Wagniß bereiten Gegner große Vortheile in die Hände. Mit Truppen, wie die, welche bei Aspern gesiegt hatten, war schon ein großes Spiel zu wagen.

Unterdessen wurden die Bedrängnisse des linken Flügels immer größer. Während die feindlichen Umgehungs-Kolonnen beständig vorrückten, griffen vier Divisionen in der Front die Stellung mit Ungestüm an. Radetzky vertheidigte Markgrafen-Neusiedel und die davor liegende Mühle mit Löwenmuth. Als der Feind die Mühle genommen hatte, stürmte er selbst mit einigen Bataillonen heran, das verlorne Terrain wiederzugewinnen. Da ward mit Bajonnet und Kolben im mörderischen Nahgefecht gekämpft, bis die Franzosen den Platz räumten. In diesem Zusammentreffen stürzte Radetzky's Pferd, von einer Kugel getroffen; aber der gewandte Reiter machte sich schnell von den Bügeln frei und war bald wieder hoch zu Roß unter seinen tapfern Kriegern. Zu derselben Zeit erschien der Erzherzog, vom lauten Jubel der Truppen begrüßt. Er näherte sich unter dem fortdauernden Kugelregen dem Grafen und ernannte ihn zum Beweise seiner vollen Zufriedenheit mit dessen ausgezeichnetem Benehmen zum „zweiten Inhaber des vierten Kürassier-Regiments." Die Gegenwart des Feldherrn ermuthigte die Truppen, daß sie einen neuen Anfall der französischen Colonnen zurückschlugen. Als hierauf der Erzherzog wieder nach dem rechten Flügel sich entfernt hatte, rückte Davoust in sechs geschlossenen Massen mit zahlreichem Geschütz gegen die Stellung vor. Diesem Angriffe mußten die müden Vertheidiger, die keine Reserven mehr hinter sich hatten, endlich weichen. Radetzky vertheidigte jedes Haus, jeden Graben; aber er konnte das Dorf gegen die ungeheure Uebermacht nicht länger behaupten. Wohl schlugen die tapferen Schwadronen einen Seitenangriff zurück, wohl stellten sich die Generale selbst an die Spitze ihrer Truppen und suchten den Feind aufzuhalten; allein der unerschrockene Nordmann fiel, von Kugeln durchbohrt, General Mayer, der Prinz von Koburg wurden verwundet; von zwei Seiten drohten französische Feuerschlünde, Bajonette und Säbel.



Bei Wagram.

Zu Wägner's Radetzky S. 64.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Wohl hielt noch Radetzky die Höhe hinter Markgrafen-Neusiedel besetzt und bot im fürchterlichen Kampfe dem Feinde die Stirn; wohl erhob er sich im Bügel und blickte gen Osten über die weite Marchebene, ob nicht Erzherzog Johann mit seinen frischen Phalangen heranziehe, um den wankenden Sieg wieder an Oesterreichs Banner zu fesseln; aber er sah nur auf die Legionen des Feindes, die unter Trommelwirbel und Trompetenklang und dem Donner ihrer Kanonen im Anmarsche waren. Was menschliche Kraft vermag, war geleistet worden; die Erschöpfung machte sich geltend. Da stiegen die Franzosen siegend zur Anhöhe empor, da nahmen sie den alten Wartthurm, das einzige, schwache Bollwerk der Stellung, und bedrohten die Rückzugslinie. Noch versuchte Fürst Rosenberg das Aeußerste, um sich zu behaupten. Er stellte sich selbst an die Spitze der tapfern Brigade Hessen-Homburg und that im Sturmschritt einen Angriff auf den Thurm; aber ein Kreuzfeuer von Kartätschen schmetterte seine Truppen nieder; der Prinz von Homburg wurde selbst verwundet; auch dieser letzte Versuch scheiterte an der Uebermacht. Nunmehr blieb nichts anderes übrig, als den Rückzug anzutreten. Hier gab es wohl einiges Gedränge und einzelne Zersprengte und Flüchtlinge; allein, obgleich von dem übermächtigen Feinde verfolgt, wurde doch keine Kolonne abgeschnitten, kein Regiment streckte die Waffen. Es war um Mittag, als man den Marsch in Bataillonsmassen antrat; etwas später folgten auch die übrigen Heerestheile. Sie nahmen erbeutete Adler, Fahnen, Geschütze und 7000 Gefangene mit, während die siegreichen Franzosen nur 4000 Gefangene und wenige Trophäen erbeutet hatten. Napoleon war nicht der Mann, der auf seinen Lorbeeren ausruhte, wenn noch Etwas zu thun war. Er hoffte große Resultate zu erzielen und befahl trotz der Ermüdung der Truppen, auf der ganzen Linie vorzurücken. Sofort wurden die Dörfer nach einander genommen, welche bisher die Stützpunkte der österreichischen Stellung gewesen waren, die Verfolgung aber mit aller Energie fortgesetzt. Man fand jedoch den beharrlichsten Widerstand. Die Angriffe wurden zurückgewiesen, die österreichische Reiterei ging mehrmals selbst zur Offensive über. Langsam verließ das tapfere Heer das Schlachtfeld und entschwand allmälig in der Ferne den Blicken des französischen Kaisers, der ihm seine Bewunderung nicht versagen konnte. Gegen Abend erschien endlich der lang erwartete Erzherzog Johann mit seinen Kolonnen; aber die Schlacht war geschlagen; er hatte keine andere Wahl, als sich gleichfalls zurückzuziehen. Er war zu spät gekommen; dieses Zuspät aber hat schon manchem

Staatsmann und General in die Ohren gegellt, wenn er, dem rührigen Feinde gegenüber, nicht alle Bequemlichkeit dem ernsten Rufe der Pflicht zum Opfer brachte. Uebrigens war Radetzky selbst späterhin der Meinung, daß bei der großen Uebermacht der Franzosen und der vorgerückten Umgehung auch das rechtzeitige Eintreffen des Erzherzogs Johann mit seinem Corps von etwa 14,000 Streitern den Ausgang der Schlacht nicht verändert haben würde.

Langsam und schlagfertig bewegte sich das Hauptheer über Stockerau und Hollabrunn auf der Straße nach Znaym. Radetzky war commandirt, auf der äußersten Rechten, dem Feinde zunächst, den Rückzug zu decken. Da war besonders bei Gaunersdorf auf der Straße von Wolkersdorf ein höchst schwieriges Defilee, welches das vierte Armee-Corps passiren mußte. Kam der Feind, der mit seiner gewohnten Energie die Rückzugslinie zu durchschneiden suchte, hier zuvor, so war Geschütz und Gepäck verloren. Der Graf sammelte daher Husaren, soviel er zusammen bringen konnte, die Reste von fünf Infanterie-Regimentern, Jäger und Landwehr und ein noch wenig geschwächtes Chevauxleger-Regiment. Mit diesen Truppen unterhielt er während der Nacht, die auf den unglücklichen 6. Juli folgte, das Gefecht gegen die andrängenden Franzosen. In der Morgendämmerung zog er sich auf die Höhen hinter das Dorf und schlug alle Angriffe zurück, bis das vierte Corps mit dem gesammten Heergeräthe ohne Verlust vorübergezogen war. Man muß billig über die eiserne physische Kraft staunen, welche der tapfere Führer mit seinen Schaaren nach der schweren Blutarbeit des vorigen Tages offenbarte. Es war aber der ihnen inwohnende militairische Geist, der den Leib unter solchen Anstrengungen aufrecht erhielt. Das Heer war wohl besiegt, aber seine Ehre nicht befleckt; sie sollte auch makellos erhalten werden, so lange noch ein Athemzug und eine Hand zur Führung der Waffen übrig blieb. Als das Corps das Defilee passirt hatte, schloß sich Radetzky der Nachhut an und übernahm ihre Führung. Auf jeder Höhe, die man erstieg, in jedem Dorfe, das zu durchschreiten war, an jedem Bache, dessen Ufer geeignet waren, machte er Halt und bot den Feinden die Stirn. Marschall Davoust, der hier die Verfolgung leitete, wurde durch den beharrlichen Widerstand zu dem Glauben bewogen, die österreichische Hauptmacht habe sich rechts gewendet und marschire auf der Straße nach Brünn. Dadurch wurde Napoleon selbst zweifelhaft und verlor in der Verfolgung einen ganzen Tag; der Erzherzog aber konnte nunmehr ohne Verlust Znaym erreichen und die feindlichen Angriffe zurück-

werfen. Desto heftiger wurde dagegen das vierte Armee-Corps auf dem Rückzuge gedrängt. Radetzky war fortwährend bei der Nachhut. Ein scharfes Gefecht bestand er bei Mistelbach. Als er endlich fast umgangen war, wußte er durch geschickte Manöver Siebenhirten zu gewinnen und mit dem durch seine tapfere Vertheidigung bewahrten Corps wieder in Verbindung zu treten. Am 9. Juli wurde er nach heldenmüthigem Widerstande in die Berge und Waldungen von Staatz zurückgedrängt. Hier konnten seine trefflichen Schwadronen wenig ausrichten. Er mußte fürchten, an dem Flüßchen Thaya, das der March zuströmt, abgeschnitten und umringt zu werden. Eilends entsendete er sein einziges Jägerbataillon gen Dürnholz zur Besetzung der Passage über das Wasser; er selbst aber, die Schwäche seiner Truppen geschickt maskirend, leistete bei Neudorf der Vorhut des Marschalls Davoust beharrlichen Widerstand. Mehrmals stürmte er mit seinen Schwadronen hervor und schlug die feindliche Kavallerie zurück. Dann brach er allmälig das Gefecht ab und bewerkstelligte endlich den Uebergang über die Thaya, wo er am 13. Juli Nachricht von dem bei Znaym abgeschlossenen Waffenstillstand erhielt. Während der Zeit nämlich, da er in unaufhörlichen Gefechten den Feind aufhielt, hatte der Erzherzog seinen Rückzug bewerkstelligt und an der oberen Thaya in mehreren blutigen Treffen den Franzosen gezeigt, daß der Muth und die Widerstandsfähigkeit des Heeres nicht gebrochen sei. Dies bewog den französischen Kaiser, die angetragene Waffenruhe anzunehmen. Er scheute es, die Armee zu einem letzten Kampfe der Verzweiflung zu treiben; er scheute aber auch den Volkskrieg noch mehr zu entflammen, der bereits in Tyrol wüthete und über französische Heerestheile mehrere empfindliche Niederlagen gebracht hatte. Wenn die Gebirgsbewohner in Steyermark und Illyrien, gleich den Tyrolern, sich erhoben, wenn die Reitervölker in den ungarischen Ebenen gegen ihn aufstanden, so war kein Ende des Krieges abzusehen. Durch Waffenstillstand und günstigen Friedensschluß hoffte er leichter Oesterreich vollends niederzuwerfen und, gleich anderen Ländern Europa's, sich dienstbar zu machen. Radetzky folgte mit seiner geschwächten Division dem Rosenberg'schen Corps, das nunmehr unangefochten die Straße nach Brünn und weiter nach Olmütz einhielt. Südlich von der zuletzt genannten Stadt in und um Prosnitz bezog das Corps ausgedehnte Quartiere. Die Stimmung der Truppen war nach dem gänzlichen Fehlschlagen der hochgespannten Erwartungen eine sehr gedrückte. Radetzky suchte zu organisiren und nicht blos die Offiziere, sondern auch die Mannschaft zu ermuthigen. Er zeigte, wie

die Monarchie nicht verloren sei, so lange die Krieger ihren Muth aufrecht erhielten, wie ein Umschlag der Dinge nicht unter die Unmöglichkeiten gehöre. Zugleich bemühte er sich, den natürlichen Frohsinn der Soldaten wieder zu wecken und spendete reichlich blanke Zwanziger, wenn sich die Leute bei vollen Gläsern gütlich thaten. Man berichtet uns, eine Zigeunerin, die als Marketenderin bei den Truppen war, habe bei solcher Gelegenheit mit wahrsagerischem Geschick von dem baldigen Untergange des französischen Kaisers wunderliche Dinge prophezeit. Sie stand in großem Ansehen; denn sie soll auf dem Rückzuge mehrmals im Drange der Gefahr ein Gewehr ergriffen und mit sicherer Hand Kugeln versandt haben. Wenn sie an ihrem Branntweinfäßchen stand mit den dunklen, blitzenden Augen, der rothen, turbanartigen Mütze, unter welcher das straffe, rabenschwarze Haar hervorquoll, so wußte sie mit dem Pathos einer Sibylle ihre pythische Weisheit zum Besten zu geben. Der gemeine Mann war für dergleichen Künste empfänglich, und Radetzky und die andern Offiziere ließen sie gewähren, obgleich sie natürlich keinen Werth darauf legten. Die Mittel, die der Graf zur Hebung des militairischen Geistes anwendete, waren die alten, oft erprobten: Wehrhaftigkeit der Mannschaft, Bildung der Offiziere, Disciplin, Begeisterung für den Kaiser und das Vaterland.

Zu Anfang des August erhielt er die Bestimmung, mit 15 Bataillonen und 16 Escadronen zum sechsten Armee-Corps zu stoßen; allein ehe er dem Befehle nachkommen konnte, ward seine Stellung und sein Wirkungskreis gänzlich verändert. Erzherzog Karl hatte nämlich sein Kommando niedergelegt; mit ihm war auch sein General-Quartiermeister, der rühmlich bekannte General-Major von Wimpffen, zurückgetreten. Der General der Kavallerie Fürst Johann von Liechtenstein erhielt den Oberbefehl. Er berief alsbald den Grafen Radetzky, der schon in mancher Schlacht unter seinem Kommando gefochten hatte, an die Spitze des General-Quartiermeisterstabes. Dieser hohe Posten entsprach indessen den Wünschen und der Neigung des Grafen keineswegs. Obgleich er eine gewandte Feder führte, so scheute er doch die Schreibereien, die mit dem neuen Amte verbunden waren und hätte lieber mit dem Degen in der Faust eine Division, oder ein Corps ins Feuer geführt. Er lehnte daher Anfangs den ehrenvollen Ruf ab; allein der Kaiser selbst bestätigte die Ernennung und machte sie am 21. August der Armee bekannt.

Radetzky hatte jetzt keine Wahl; er mußte in den neuen Wirkungskreis eintreten, und er bewies, daß der wackere Mann nicht von seiner

Neigung, sondern von seinem Pflichtgefühl allein bestimmt wird. Er machte sich mit dem ganzen Umfange seiner Obliegenheiten bekannt, lernte den Zustand der Armee, ihre Bedürfnisse und ihre Mängel kennen und suchte nach Mitteln, um den unzähligen Mißverhältnissen und Uebelständen abzuhelfen. Er fand aber überall unüberwindliche Schwierigkeiten. Der Typhus wüthete unter der Mannschaft und überfüllte täglich mehr die Hospitäler, in denen bisher kaum die vielen Verwundeten Unterkunft gefunden hatten; die Verpflegung der Truppen war höchst mangelhaft. Es fehlte an Geldmitteln, um eine Besserung dieser Zustände vorzunehmen, da die Finanzen erschöpft und ein Theil der Monarchie in Feindeshand war. Durch Entbehrungen an den nöthigsten Dingen war der Geist der Soldaten noch mehr entmuthigt, ihre Streitbarkeit noch mehr herabgekommen, als durch die Unfälle im Kriege. Aus diesen und anderen Gründen sah sich Radetzky genöthigt, seine immer noch genährten Hoffnungen auf einen Umschlag der Dinge gänzlich aufzugeben. Er hielt es für seine Pflicht, auf Abschluß des Friedens zu dringen. Freilich hatte er Spanien und das treue Tyrol vor Augen, wo das ganze Volk sich in Waffen erhoben hatte, um seine theuersten Güter gegen den übermüthigen Eroberer zu schützen. Eine Erhebung aller Nationen Oesterreichs in Verbindung mit der tapferen Armee, ein eigentlicher Volkskrieg, freilich auch mit allen seinen Gräueln und Wechseln, mußte noch glänzendere Resultate liefern. Radetzky war einer solchen Maßregel durchaus abgeneigt. Er war Soldat, hatte den Krieg gelernt, nicht als ein Handwerk, um eigennützigen Ehrgeiz zu befriedigen, sondern als eine dem Dienste des Vaterlandes geweihte Kunst. Er glaubte nicht, daß rohe, undisciplinirte Banden im regelrecht geführten Kampfe auf die Dauer bestehen könnten. Er meinte, in den Hochgebirgen, oder in den wenig bewohnten Haiden Ungarns sei etwa ein Guerilla-Krieg auf einige Zeit zu unterhalten, nicht aber in den reichen und dicht bevölkerten Provinzen der Monarchie. Er warnte vor einer Aufregung der Massen, weil dadurch leicht alle bürgerliche Ordnung aufgelöst, eine Umwälzung in allen Verhältnissen veranlaßt würde.

Da die Ansichten der kaiserlichen Räthe Stadion und Metternich mit den seinigen in Einklang waren, so nahmen die Unterhandlungen mit dem französischen Kaiser guten Fortgang. Derselbe hatte früher von einer Zerstückelung des ganzen Reiches gesprochen; jetzt, da er die Kraft der Armee, den Muth der Tyroler erfahren hatte, da er nicht ohne Furcht vor einer Volkserhebung war, zeigte er sich zu annehmbaren Bedingungen

geneigt. Der Friede kam zu Wien (eigentlich zu Schönbrunn) zu Stande. Er war noch immer hart für Oesterreich. Es mußte das ergebene Tyrol seinem Schicksal überlassen, Kärnthen, Krain und Dalmatien abtreten und folglich die Verbindung mit dem Meere aufgeben. Die härteste Bedingung war, daß auch die Stärke der Armee niemals den vom Sieger bestimmten Friedensstand überschreiten sollte. Dadurch war es gewissermaßen zu einer Macht zweiten Ranges, ja in ein Abhängigkeitsverhältniß zu Frankreich gebracht. So war denn das alte, herrliche Oesterreich niedergeworfen, dem fremden Eroberer dienstbar geworden; so hatten alle Anstrengungen und die Kämpfe, aller Heldenmuth der Krieger kein günstiges Resultat erzielt und ihr edles Blut war umsonst in Strömen geflossen. Diese Reflexionen schwebten den trauernden Patrioten vor, die den Fall des Vaterlandes beklagten. Sie meinten, es bleibe nichts übrig, als in duldender Resignation sich dem unabänderlichen Schicksale zu unterwerfen. Indessen schlugen auch noch hoffnungsreiche Herzen, die an eine vergeltende Gerechtigkeit im Leben der Völker glaubten, und ein solches gläubiges Herz trug Radetzky in der Brust. Darum verlor er die Hoffnung nicht und nicht den Muth zum Schaffen und Ringen nach einer bessern Zukunft.





Drittes Kapitel.

Kriegerische Thätigkeit während der Befreiungskriege.

(1813—1815.)

> Nicht rasten er kann, nicht rasten er mag;
> Es treibt ihn, er weiß nicht wie,
> Ob Krieg, ob Frieden, ob Nacht, oder Tag;
> Das war einmal sein Genie.

Es giebt Naturen, die auf der Lebensreise niemals still stehen können. Es ist ein Ferment in ihrem Wesen, das sie nicht die Hände in den Schooß legen, niemals den zurückgelegten Weg, das gethane Werk in Ruhe beschauen, niemals die Früchte ihrer Thätigkeit genießen läßt. Wenn sie an einer Lebensstation angelangt sind, so bestellen sie gleich wieder Postpferde, um weiter zu kommen, oft ins Unbestimmte, Ungeprüfte, Ungeheuerliche. Solche Naturen werden mit Recht unruhige Köpfe gescholten, die selbst zu keinem rechten Behagen kommen und auch andere in ihrem Frieden aufstören. Gegen diese unerquickliche Unruhe, die auf's Ungewisse hin beständig vorwärts treibt, hilft eine praktische Erziehung, sei es nun, daß

dieselbe in früher Jugend von verständigen Eltern und Lehrern geleitet, oder in späteren Jahren in der rauhen Schule der Erfahrung erzielt werde. Eine solche Erziehung war unserem Radetzky theils im großelterlichen Hause, theils unter den Wetterschlägen einer an großartigen Erscheinungen reichen Zeit zu Theil geworden. Dazu kam ein von Natur scharfer Verstand, der durch Bildung und beständige Uebung befähigt war, die vorliegenden Verhältnisse bis in die kleinsten Details zu durchschauen und richtig zu benutzen.

Es lag allerdings in seinem Wesen eine Rastlosigkeit, ein Vorwärtstreiben, das sich niemals zufrieden gab; allein er schweifte nicht auf's Ungewisse in die Weite, sondern er hatte einen bestimmten, einen großen Zweck vor Augen, und dieser war kein anderer, als der Dienst seines Monarchen, die Aufrichtung, der Ruhm Oesterreichs. In seinem rastlosen Vorwärtsstreben rührte er freilich die todten, stagnirenden Wasser oft unsanft auf. Er ging auch wohl in seinem feurigen Drängen zu weit, berücksichtigte namentlich bei seinen Organisations-Plänen den unbefriedigenden Zustand der Finanzen nicht; das mußte der, welcher seine Absichten zu würdigen verstand, verzeihlich finden. Zu solcher Nachsicht und Würdigung aber fühlte sich der Hofkriegsrath in Wien keineswegs berufen. Ihm galt vielmehr der unabläßig drängende Chef des General-Quartiermeisterstabes für einen unruhigen Kopf, den er gerne mit guter Manier beseitigt hätte, wenn nicht gewichtige Männer für ihn ins Mittel getreten wären. Allein seine Verdienste waren allgemein bekannt, die Erzherzoge Ludwig und Karl, die Fürsten von Liechtenstein und von Rosenberg hatten ihn in den Stunden der Gefahr als einen tapfern Soldaten und umsichtigen, niemals verlegenen Führer kennen gelernt, und sie erhielten ihn in seiner hohen Stellung. Selbst als er um Zurückversetzung in den Dienst persönlich anhielt, wurde seinem Gesuche nicht gewillfahrt. Damit war freilich weder ihm noch den Helden von der Feder ein Gefallen geschehen, denn er war nun mit denselben in einen beständigen kleinen Krieg verwickelt, worin er regelmäßig den Kürzeren zog.

Für solche Unerquicklichkeiten gewährte ihm einigen Ersatz die Anerkennung, welche seinen Verdiensten von Seiten seines Monarchen zu Theil wurde. Der Kaiser übertrug ihm nämlich am 6. September, also noch vor dem Friedensschluß, die erste Inhaberstelle des fünften Husaren-Regiments. Im folgenden Jahre erhielt er ferner das Kommandeur-Kreuz des Maria-Theresia-Ordens und zwar mit Stimmeneinhelligkeit wegen des rühmlichen

Widerstandes, den er zur Rettung einer ganzen Division auf der Welser Straße dem weit überlegenen Feinde geleistet hatte.

Diese Auszeichnungen waren ihm ein neuer Sporn, in seinen Bestrebungen nicht nachzulassen. Er sah wohl ein, daß sich Oesterreich nicht wieder im Vertrauen auf die eigene Kraft in den ungleichen Kampf mit dem weltgebietenden Frankreich einlassen könne; aber er überschaute mit unbefangenem Blick das ganze Panorama der neuen Staatenschöpfungen; konnte nicht ein unvorhergesehener Windstoß sie plötzlich niederwerfen? Er erkannte mit allen Denen, welche die Augen offen hielten, die bald heimlich schleichende, bald unverschleiert hervortretende Selbstsucht des französischen Kaisers; konnte nicht auf irgend einem Wege eine Combination gegen den maßlosen Ehrgeiz sich gestalten und Eventualitäten hervorrufen, in denen das Schwert Oesterreichs den Ausschlag geben mußte? Auf eine solche Möglichkeit sollte das Kaiserreich gerüstet sein; darum wollte er in militairischer Beziehung bessern, neugestalten, das Verfallene aufrichten. Der Finanzpunkt, meinte er, sei der letzte, den man berücksichtigen dürfe, wenn es die Ehre, den Glanz des Vaterlandes betreffe. Denn jeder Bürger gehöre mit seinem Leben und seinem Gute dem Staate an, und wenn man nur von oben bis unten in anderen, unwesentlichen Stücken spare, so seien die Mittel für das Militairwesen wohl zu erübrigen. Dergleichen Gründe machte er an betreffender Stelle geltend, aber sie wollten den Herren vom Hofkriegsrath am wenigsten in den Kopf.

Um dem endlosen, höchst unbequemen Drängen den Hauptnerv zu durchschneiden, wurde eine eigene hofkriegsräthliche Militair-Abtheilung creirt und an die Spitze derselben ein Oberst von der Linie berufen. Dieser hatte nun das Referat in allen rein militairischen Angelegenheiten zu besorgen, und der Chef des General-Quartiermeisterstabes, in dessen Geschäftskreis der Wichtigkeit und der Natur der Sache nach das Referat gehörte, blieb dabei völlig unbetheiligt. Freilich war der Vorstand der Militair-Abtheilung ein praktisch gebildeter Mann, der die Vorschläge des Stabes wohl zu würdigen verstand; allein man hatte dafür gesorgt, daß er nicht sehr energisch aufzutreten, vielleicht gar die regelrechten Zöpfe aus ihrer Lage zu bringen wagte. Es stand ihm nämlich nur die letzte Stimme im hochweisen Collegium zu, da sämmtliche Hofkriegsräthe Generalsrang hatten.

Unter solchen Verhältnissen mußte Radetzky Zurechtweisungen, Hudeleien jeder Art über sich ergehen lassen und endlich auf größere

Organisations-Pläne verzichten. Dafür wendete er seine Thätigkeit der höheren Ausbildung der Offiziere zu. Er sorgte für eine verbesserte Einrichtung des Generalstabes, er betheiligte sich an der Vermessung und Beschreibung des Landes, besonders der westlichen und südlichen Theile, wobei er immer noch den Glauben an eine neue Schilderhebung gegen Frankreich festhielt. Materialien wurden gesammelt zu einer Darstellung der letzten Feldzüge, eine Operationskarte entworfen. Er brachte seine Ansichten in dieser Beziehung selbst zu Papier und veranlaßte tüchtige Stabsoffiziere zur Abfassung von Aufsätzen über das, was Noth that.

Seine Leistungen wurden besonders von dem Minister Metternich gebilligt, seine Thätigkeit aufgemuntert. Wenn daher auch weit aussehendere Entwürfe größentheils scheiterten, so brachte er doch immerhin Leben in die militairischen Organisationen, und seinem beständigen Drängen ist es mit zuzuschreiben, daß der Staat schon im Jahre 1812 nicht mehr wehrlos dastand. Das Hülfscorps, welches Oesterreich auf Napoleon's Anforderung in diesem Jahre gegen Rußland aufstellte, war in einer respectabeln Verfassung.

Es war freilich damit der Fall eingetreten, den einst der hochherzige Erzherzog Karl als undenkbar dargestellt hatte. Oesterreichs Banner entfalteten sich im Dienste des fremden Ehrgeizes, und Fürst Schwarzenberg, dessen Herz so warm für des Vaterlandes Ehre erglühte, mußte das Heer zur Deckung der rechten Flanke der großen französischen Armee ins Feld führen; allein es sollte der erste und letzte Fall dieser Art sein. Aus der tiefsten Demüthigung und Schmach sollte der Doppeladler sich wieder erheben und seinen Flug zu Sieg und Ehren nehmen. Eine Combination trat ein, auf welche Radetzky und mit ihm alle einsichtsvollen Patrioten gehofft, auf welche alle ihre Bestrebungen gerichtet waren, eine Combination, deren Endresultat der Sturz der französischen Gewaltherrschaft war.

Radetzky folgte mit aufmerksamen Blicken den großen Ereignissen der Jahre 1812 und 1813. Der Brand von Moskau, die unbegreifliche Selbsttäuschung Napoleon's auf den rauchenden Trümmern, der schauerliche Rückzug waren ihm bedeutungsvolle Zeichen, daß ein gänzlicher Umschlag der Dinge sich vorbereite. Als man von der Niederlage der französischen Armee an der Beresina sprach und meinte, Fürst Schwarzenberg werde von Napoleon zur Rechenschaft gezogen werden, weil er leichten Kaufs die Deckung der rechten Flanke des Heeres aufgegeben habe, sagte er, der Fürst wisse, was er thue, und habe sich nur vor seinem Kaiser

zu rechtfertigen. Auch die Volksstimmung in Preußen und in Oesterreich entging ihm nicht, und als ersteres männlich zu den Waffen griff, um den Kampf für seine Existenz muthig zu bestehen, da erkannte er, daß auch für Oesterreich die Stunde des entscheidenden Eingreifens gekommen sei. Jetzt wurden seine Vorschläge zu Organisationen dringender, und fanden selbst im Hofkriegsrath Eingang. Es wurden umfassende Rüstungen angeordnet, neue Reglements eingeführt, die Truppen eingeübt und nicht blos durch sorgfältige Disciplin, sondern auch durch Erweckung vaterländischen Gefühls schlagfertig gemacht. Da war nun Radetzky der rechte Mann, der seiner Umgebung und durch sie der Armee feurige Begeisterung einzuflößen wußte. Bald stand ein Beobachtungsheer von 80,000 Mann in Böhmen, um den Unterhandlungen, die Kaiser Franz einerseits mit Napoleon, andererseits mit England und dem verbündeten Preußen und Rußland einleitete, den rechten Nachdruck zu geben. Auch die sehr zweifelhaften Siege des französischen Kaisers bei Großgörschen oder Lützen am 2. Mai und bei Bautzen am 21. Mai, sowie sein Vorrücken nach Schlesien, machten das österreichische Kabinet in seinen Maßregeln nicht irre. Es forderte Freigebung Deutschlands und Italiens, Wiederherstellung Preußens und eigene Entschädigung. Indessen ging es nicht unbedacht in den noch immer zweifelhaften Kampf; es versuchte alle Mittel, um einen ehrenvollen Frieden herzustellen, bevor es Gut und Blut seiner Völker abermals den Wechselfällen des Kriegs bloß stellte. Der staatskluge, sonst bei Napoleon sehr beliebte Metternich ging selbst nach Dresden ins französische Hauptquartier. Er ertrug die brüske Weise, mit welcher Napoleon die Unterredung führte, — man sagt, der Kaiser habe sich nicht geschämt Beleidigungen auszustoßen. Der ruhige Staatsmann wies solche in würdiger Haltung zurück und, kam immer wieder auf die Hauptsache zu sprechen. Er brachte es dahin, daß der Kaiser den Congreß zu Prag beschickte.

Radetzky, der von allen diesen Vorgängen Kenntniß erhielt, lächelte über die vergeblichen Versuche. Er meinte, er kenne Napoleon zu gut, als daß er sich dem Glauben überlasse, derselbe werde auch nur einen Schatten von seinen Anmaßungen aufgeben. Ehe indessen seine Ahnungen sich als wahr erwiesen, hatte er selbst bereits eine andere Bestimmung erhalten. Fürst Schwarzenberg war nämlich vor Eröffnung des Feldzuges der Russen und Preußen wiederholt nach Paris gegangen, um Unterhandlungen einzuleiten. Auch ihm hatte Radetzky seine Ansichten über das Nutzlose dieser Versuche mitgetheilt und versichert, es sei besser, sich in den

Sattel zu schwingen und den Franzosen mit Säbeln und Kartätschen andere Gesinnungen beizubringen. Der Fürst hatte ihm darauf vertraulich eröffnet, er werde ihn nach seiner Rückkehr als Chef seines Generalstabes in sein Hauptquartier nach Böhmen berufen, und er hielt Wort. Am 12. Mai empfing Radetzky die Ernennung zu diesem hohen Posten und folgte freudig dem Feldmarschall zu dem Beobachtungsheer. Nun war er aus den beengenden Verhältnissen in Wien herausgetreten und konnte seine unmittelbare Thätigkeit dem Heere widmen; nun arbeitete er mit Lust bald in der Einsamkeit des Kabinets, bald im offenen Felde beim Manövriren der Truppen, wie bei der Heerschau. Als endlich die Friedensverhandlungen abgebrochen wurden, als sein Kaiser am 12. August der Alliance gegen Frankreich beitrat, da pochte sein Soldatenherz, da schwang er sich in den Sattel und sprengte fröhlich dem Felde der Ehre zu. Unter dem Klirren der Waffen war er zum Manne gereift und älter geworden, und der Donner der Schlacht war für ihn ein Freudensignal, wenn sie für das gute Recht, für die Aufrichtung seines geliebten Oesterreichs geliefert wurde. Uebrigens war er eben so thätig mit der Feder, wie mit dem Schwerte. Schon am 7. Juli übergab er einen ausführlichen Operationsplan, der auf dem Princip beruhte, den französischen Kaiser zu umstellen, zu schwächen und endlich in einer Hauptschlacht zu vernichten. Diese Grundidee blieb für den ganzen Feldzug in Geltung und ist das große Verdienst Radetzky's.

Von drei Seiten umgaben die Heeresmassen der Verbündeten die französischen Armeen, die sich um Napoleon in Sachsen geschaart hatten. Die Nordarmee, zur Deckung Berlins bestimmt, unter dem unzuverlässigen schwedischen Kronprinzen Karl Johann (Bernadotte) und dem tapfern Bülow, der die Lauigkeit des erstern durch seinen feurigen Muth mehrmals wieder ausglich; die schlesische Armee unter dem löwenkühnen Blücher, oder, wie die Soldaten ihn nannten, dem Marschall Vorwärts, und die große Armee in Böhmen, bei welcher sich die Monarchen befanden, diese drei Heere waren bestimmt, einander gegenseitig zu Hülfe zu kommen. Als nun Napoleon sich mit großer Macht ostwärts gegen Blücher wandte, überschritt die große Armee das Erzgebirge und rückte gegen Dresden vor. Der Plan zum Angriff war nicht ohne Fehler, aber von Moreau, dem Sieger von Hohenlinden, der aus Amerika zur Bekämpfung des französischen Machthabers herbeigeeilt war, in allen seinen Theilen begutachtet. Anfangs krönte der beste Erfolg die Anstrengungen der Truppen. Sie drangen bis an das Pirnaer Thor vor; die Stadt schien keinen langen

Widerstand leisten zu können. Aber Napoleon kam in sturmschnellen Märschen zu Hülfe. In Stolpen hatte er den kühnen Plan gefaßt, über Pirna die Grenze von Böhmen und die Rückzugslinie der Verbündeten zu gewinnen und dann in einer Schlacht den drohenden Feind zu vernichten. Entweder fehlte ihm zur Ausführung der rücksichtslose Muth seiner Jugend, oder er erhielt Nachricht von dem nahen Falle Dresdens. So zog er es vor, den Marsch dorthin fortzusetzen. Sofort rückte ein Heerhaufen nach dem andern in die bedrängte Stadt, und mitten unter ihnen er selbst, der gewohnt war, mit gewaltiger Hand das Glück der Schlachten sich dienstbar zu machen. Noch am Abend des 26. August geschah ein Ausfall, der die Verbündeten in ihre erste Stellung zurückdrängte. In der Nacht ward der Rückzug nach Böhmen beschlossen; die französischen Heeressäulen aber brachen schon am frühen Morgen zum Angriffe hervor und begannen mit einem mörderischen Feuer die Schlacht. Der strömende Regen durchnäßte die Gewehre, so daß man bald mit blanker Waffe schlagen mußte, wo das Geschütz nicht ausreichte. Der rechte Flügel und das Mitteltreffen der Verbündeten behaupteten ihre Stellung; allein der linke Flügel ward durch einen Angriff des Königs Murat in Verwirrung gebracht. Mehrere Regimenter, die sich in Vierecke formirt hatten, wurden durch einen Reitersturm zersprengt und zum Theil gefangen. Mittlerweile befand sich Radetzky mit anderen hohen Offizieren in der Nähe des russischen Monarchen, der auf einem Hügel das Getümmel überblickte und eifrig mit Moreau sich besprach. Vorwärts dieser Gruppe war eine preußische Batterie postirt. Sie wechselte Kugeln mit zwei französischen Batterien, bei welchen sich Napoleon selbst befand und seine Befehle ertheilte. Die Stellung auf dem Hügel war daher äußerst gefährdet; Kugeln schlugen rechts und links in die Erde, eine aber mitten in den Knäuel, der sich um den russischen Kaiser gebildet hatte. Sie traf den tapfern Moreau, zerschmetterte ihm das rechte Bein und beschädigte auch, das Pferd durchbohrend, das linke. Radetzky, der gleich den übrigen hohen Personen unverletzt blieb, fuhr kaltblütig fort, Anordnungen für den Rückzug zu treffen, den man für nothwendig erachtet hatte. Als nun in dem kritischen Moment eine Ordonnanz meldete, ein französisches Corps unter Vandamme sei im Rücken der Armee bei Pirna über die Elbe gegangen, und anfragte, was zu thun sei, rief er, das Ganze überschauend, die Communication mit Böhmen müsse um jeden Preis erhalten werden. Darauf ordnete er den Rückzug in vier Kolonnen auf der Straße von Peterswalde durch das Erzgebirge nach

Teplitz. Es bleibt unbegreiflich, warum der französische Kaiser, der sonst bis zur äußersten Erschöpfung seine Siege auszubeuten pflegte, schon Abends um fünf Uhr nach Dresden zurückkehrte, warum auch seine Marschälle die Verfolgung bald aufgaben. Wohl waren die Truppen erschöpft, die Wege grundlos, der strömende Regen unbequem; allein wo das geschlagene Heer sich Bahn brach, da mußten auch die Sieger folgen können. Da letztere es vorzogen, den Verbündeten nur einige leichte Truppen nachzusenden, so konnten diese, im Rücken wenig belästigt, auf der beschwerlichen Straße nach Böhmen ohne Aufenthalt ihren Marsch fortsetzen. Radetzky war während des Rückzugs unermüdet thätig, die niedergeschlagenen Krieger zu ermuthigen, jedem Gedränge, jeder Verwirrung abzuhelfen. Bald ritt er an der Seite des Fürsten Schwarzenberg, um mit ihm zu berathen, seine Befehle entgegenzunehmen, bald sprengte er zu einzelnen Divisionen und traf die zweckmäßigsten Vorkehrungen zur Beseitigung von Hindernissen. Am 29. August rückte man in die Engpässe des Erzgebirges ein und meinte nun, ungefährdet Teplitz erreichen zu können. Bald aber hörte man Kanonendonner und als man näher kam, Kleingewehrfeuer und Kampfgetöse.

Ordonnanz-Offiziere flogen hin und her, um sichere Auskunft zu verschaffen. Man erfuhr, der französische General Vandamme sei mit 30,000 Mann auf der Teplitzer Straße vorgedrungen und drohe, die Corps der großen Armee am Ausgange der Gebirgspässe nach Böhmen einzeln anzugreifen und zu vernichten. Es wurde weiter berichtet, 8000 Russen unter Ostermann und Eugen von Württemberg hätten ihm bisher den äußersten Widerstand entgegengesetzt, seien aber langsam bis über Kulm hinaus zurückgewichen. Während sich der Feldmarschall mit dem Chef des Generalstabs berieth, was zu thun sei, jagte ein hoher Offizier heran und rief ihnen entgegen, Alles sei verloren, dem tapfern Ostermann der Arm zerschmettert, die feindliche Uebermacht im Vorrücken. Darauf bemerkte Radetzky ruhig, es handle sich hier nicht um einen Mann, sondern um das Ganze. Schwarzenberg aber fragte, ob die Russen noch Stand hielten, und als der Offizier es bejahte, fuhr er fort: „Eilen Sie zum Kaiser Alexander und sagen Sie ihm, morgen sei einer der schönsten Tage."

In der That liefen auch gleich darauf bessere Nachrichten ein. Der König von Preußen, der in der Nähe des Schlachtfeldes angelangt war, hatte ein österreichisches Dragoner-Regiment den Russen zu Hülfe geschickt. Vandamme, für den folgenden Tag auf die Hülfe der nachdrängenden Marschälle rechnend, war in eine feste Stellung bei Kulm zurückgewichen.

Derselbe suchte sich in der gefährlichen Lage zu behaupten, denn er konnte nicht glauben, daß sein kriegskundiger Meister ihn inmitten der feindlichen Heeresmassen aus den Augen verloren habe. Er hoffte auf Sieg und auf den verheißenen Marschallstab.

Dagegen bereiteten sich auch die Verbündeten zur entscheidenden Schlacht vor. Der Sommerabend war noch hell genug, um die französische Stellung zu recognosciren. Schwarzenberg und in seinem Gefolge Radetzky mit anderen Generalen, gedeckt durch leichte Geschwader, streiften durch Berge und Thäler. Sie suchten die tauglichsten Punkte für den Angriff zu erspähen. Sie entsandten auch Eilboten an den preußischen General Kleist, der mit seinem Corps über Fürstenwalde durch das Gebirge heranzog, und ließen ihn zur Mitwirkung auffordern. Erst spät in der Nacht waren die Dispositionen zur Schlacht fertig und vertheilt. Die Stabsoffiziere, die damit beschäftigt gewesen waren, konnten sich nur wenig Ruhe gönnen; aber sie genügte diesen abgehärteten Männern des Kriegs. Furcht und Hoffnung über den Ausgang des Tages besiegte jegliche Schwäche.

Des Morgens um sieben Uhr begann das Gefecht auf allen Punkten. Nach dem beharrlichsten Widerstande wichen die Franzosen. Doch hatten sie ringsum steile Höhen besetzt und benutzten den Vortheil ihrer Stellung mit Muth und Einsicht. Furchtbar rollte der Donner der Kanonen und der Hurrahruf der andrängenden Krieger in den Bergen wieder. Es kostete bedeutende Opfer, um die einzelnen Höhen zu erstürmen, und wenn eine Kuppe erstiegen war, so besetzten die Franzosen eine zurückliegende, die sie wieder mit gleicher Ausdauer zu behaupten suchten. Radetzky aber durchspähte mit geübtem Blick die verschlungenen Thalwindungen und dirigirte Kolonnen zur Umgehung feindlicher Stellungen, wodurch er mehrmals ohne Verlust seinen Zweck erreichte. Gegen elf Uhr ward der drohende Halbkreis, der das französische Heer umschloß, immer enger, und Vandamme, der auf dem Horkaberge den Gang der Schlacht beobachtete und lenkte, richtete oft seine Blicke rückwärts, um zu sehen, ob die erwartete Hülfe erscheine. Endlich blinkten auf der Nollendorfer Höhe Bajonnete und Säbel, und dunkle Massen von Kriegern tauchten auf. Er dachte an den Marschall Gouvion Saint Cyr, den er zunächst erwartete. Auch mehrere Bataillone erblickten die vermeintliche Hülfe, und weithin ertönte der siegverkündende Ruf: „Vive l'empereur!“ Radetzky, der soeben wieder eine Umgehung einleitete, ließ sich dadurch nicht irre machen. Er wußte, daß Kleist mit seinen Preußen im Anmarsche sei und gerade durch

seinen beschwerlichen Marsch auf dem Gebirgskamme, statt in der Thalschlucht, den Franzosen den letzten Ausweg verschließe, und schon im nächsten Augenblicke war auch Vandamme enttäuscht. Preußische Fahnen und Standarten wurden erkennbar, die Massen ordneten sich in Sturmkolonnen, um im Rücken des französischen Heeres zum Angriff überzugehen. Als tapferer Mann beschloß Vandamme sogleich, sich mit seiner Reiterei und allen Regimentern, die nicht augenblicklich ins Gefecht verwickelt waren, auf die anrückenden Preußen zu werfen und einen freien Weg zu eröffnen. Der Anfall wurde mit verzweifeltem Muthe unternommen; die Feuerwaffe genügte nicht mehr; es entspann sich ein furchtbares Handgemenge mit Säbel, Bajonnet und Kolben. Es gelang der französischen Infanterie, einige verlorne Dörfer mit stürmender Hand wieder zu nehmen; auch schlug sich ein Theil der Reiterei durch. In diesem wichtigen Augenblicke war es, daß Radetzky entscheidend in die Schlacht eingriff. Er forderte zu einem allgemeinen Angriffe auf, um den Preußen Luft zu machen. Er fand bei dem Oberfeldherrn williges Gehör, und bald wirbelten die Trommeln, schmetterten die Trompeten, rollte der Donner der Geschütze auf der ganzen Linie. Sofort wurden die von den Franzosen besetzten Dörfer und Anhöhen genommen, ihr Geschütz erobert, ihre Bataillone zersprengt und niedergehauen. Was nicht unter Kugeln und Schwertern fiel, ward gefangen; der ganze französische Heerestheil bis auf wenige gerettete Trümmer war vernichtet, Vandamme selbst unter den Gefangenen.



Oesterreichisches Denkmal zur Erinnerung an die Schlacht von Kulm.

Zu Wägner's Radetzky Seite 80.

Vandamme's Gefangennehmung bei Kulm.

Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

In dem Armeebericht Schwarzenberg's wurde die Mitwirkung Radetzky's zu den Erfolgen des glorreichen Tages gebührend gewürdigt, denn da heißt es von ihm: „Der Chef des Generalstabs, Feldmarschall-Leutnant Graf Radetzky, hat durch seinen Heldenmuth und seine mit dem richtigsten Coup d'oeil verbundene Thätigkeit bei jeder Gelegenheit und besonders in dem entscheidendsten Momente der Schlacht bei Kulm die wichtigsten Dienste geleistet und sich neue Ansprüche auf die Achtung der Armee erworben." Kaiser Alexander verband mit dieser ehrenvollen Erwähnung noch eine andere Auszeichnung; er übersandte ihm den russischen St. Annen-Orden erster Klasse.

In diesen Tagen ritt Radetzky mit mehreren hohen Offizieren Geschäfte wegen nach Aussig an der Elbe. Man kehrte bei der Gelegenheit in einem passenden Lokal ein, um sich zu erfrischen und ließ sich den ausgezeichneten Melniker Wein, der champagnerartig moussirte, gar trefflich munden. Da drängte sich ein Bettler mit einem Stelzfuße herein. Die Dienerschaft wollte ihn zurückweisen; allein der Graf, der den Mann aufmerksam betrachtete, trat auf ihn zu, nannte ihn beim Namen und drückte ihm herzlich die Hand. Er nöthigte ihn hierauf, an seiner Seite Platz zu nehmen; zu seinen Gefährten aber sagte er in französischer Sprache: „Mein Kamerad hier hat einst in der Mordnacht von Karansebes eben so gut den Säbel geführt, als ich; er ist mit mir bei Fleurus durch die Sambre geschwommen und hat stets seine Schuldigkeit als braver Reiter gethan; nun ist ihm dafür ein Stelzfuß, mir ein Ordensstern zu Theil geworden; daher ist es billig, daß ich dem launigen Glück etwas zu Hülfe komme." Während er sofort dem Invaliden wiederholt einschenkte, ließ er dessen Mütze im Kreise herumgehen, nachdem er selbst eine Hand voll Geldstücke hineingeworfen hatte. Sie kehrte ansehnlich beschwert zu dem Eigenthümer zurück. Von Wein und Freude ermuthigt, erhob dieser noch einmal sein Glas, trank es auf künftige Victorien seines allergnädigsten Kaisers und seines hochverehrten frühern Befehlshabers Radetzky. Dann hinkte er, ein Soldatenlied trällernd, seelenvergnügt von dannen.

Wir verdanken diesen Zug aus dem Leben des berühmten Marschalls, wie manchen andern, mündlichen Mittheilungen, die man uns mit dankenswerther Bereitwilligkeit zukommen ließ. Wir bezweifeln die Wahrheit nicht, da die Sache der Leutseligkeit und überhaupt dem Charakter unsers Helden durchaus entspricht.

Uebrigens hatte Radetzky nach dem Siege bei Kulm zu solchen Aus-

flügen, wie der, welchen er nach Aussig vornahm, hinreichende Muße, denn die große Armee blieb einige Zeit ziemlich unthätig in Böhmen stehen. Er wäre wohl gern mit der ansehnlich verstärkten Macht durch das Erzgebirge hervorgebrochen, um eine rasche Entscheidung herbeizuführen; allein er mußte seine Wünsche und Ansichten dem festgesetzten Plane unterordnen. Dieser aber ging darauf hin, den französischen Kaiser von allen Seiten immer dichter zu umschließen, einzuengen, durch einzelne Gefechte zu schwächen und endlich durch eine Hauptschlacht niederzuwerfen. Vergebens suchte Napoleon die verderblichen Schlingen zu zerreißen; seine Heere wurden in Schlesien an der Katzbach, in Brandenburg bei Großbeeren und am 6. September bei Dennewitz fast bis zur Vernichtung geschlagen. Alle Tapferkeit der Truppen, alle strategische Kunst des Feldherrn war verloren, denn sie hatten es nicht blos mit disciplinirten Soldaten und kriegskundigen Führern zu thun, sondern auch mit dem Enthusiasmus der Völker, die nicht mehr ihren Nacken unter das Fremdlingsjoch beugen wollten. Daher blieb es ohne Erfolg, daß Napoleon selbst, wie er gewohnt war, sich mit Uebermacht bald gegen den einen, bald gegen den andern seiner Gegner wandte. Derselbe zog sich entweder zurück, oder leistete auch mit geringen Kräften beharrlichen Widerstand, bis Hülfe kam. So ward von drei Seiten der Kreis um die französische Hauptmacht immer enger, und selbst im Rücken derselben schwärmten leichte Schaaren, hoben die Verbindung auf, machten Gefangene und ansehnliche Beute. Auch die böhmische Armee war mehrmals aus den Gebirgen hervorgebrochen und, wenn der französische Kaiser anrückte, dahin zurückgekehrt. Als er endlich die Verfolgung bis Kulm fortsetzte und den Schauplatz der Niederlage Vandamme's in Augenschein nahm, erlitt er selbst empfindlichen Verlust. Er wagte nun nicht mehr, Böhmen zu bedrohen. Indessen war ein russisches Armee-Corps unter Bennigsen im Anmarsch; Blücher überschritt nach York's siegreichem Treffen bei Wartenburg die Elbe und streifte bis an die Saale. Jetzt endlich war die Zeit zum entschiedenen Handeln für die große Armee gekommen; sie rückte vorwärts, schien Anfangs durch Thüringen dem vormals schlesischen Heere die Hand reichen zu wollen, wendete sich aber nördlich nach den Ebenen von Leipzig. Hier, wo schon so manche Schlacht geschlagen worden war, sollte endlich der lange unentschiedene Kampf zu Ende geführt werden.

Deutsche, Slaven, Ungarn, die russischen Völkerschaaren, alle waren unter dem Befehle Schwarzenberg's, des österreichischen Feldherrn, ver-

einigt, alle kampfbegierig, voll Hoffnung auf den Sieg. Kein Herz aber war freudiger bewegt, als das Radetzky's, da endlich das Wort „Vorwärts!" erklang. Er haßte jedes Schwanken, jede Zögerung, auch dem überlegenen Feinde gegenüber; jetzt, da man selbst die größere Macht in Händen hatte, trug er mit Unmuth den bisherigen Verzug. Daher entfaltete er eine ungewöhnliche Thätigkeit auf dem Marsche. Er entwarf Nachts mit anderen hohen Stabsoffizieren Pläne und Dispositionen für die verschiedenen Armee-Corps; den Tag über sprengte er bald vorwärts, bald rückwärts zu den Kolonnen, um Befehle zu überbringen und über deren Ausführung zu wachen.

Am 14. Oktober gelangte man in die Fläche südlich von Leipzig, wo sanfte Bodenschwellungen und Hügel die Einförmigkeit der Ebene unterbrechen. Man hatte bestimmte Nachricht, daß der Feind sich in und um Leipzig concentrire. Es kam darauf an, über seine Stellung genaue Kenntniß zu erhalten; daher stellte sich Fürst Schwarzenberg selbst mit dem Chef seines Generalstabs an die Spitze zahlreicher Schwadronen und unternahm eine große Recognoscirung. Man stieß bald auf feindliche Kavallerie, die König Murat, der berühmte Reiterführer, befehligte. Es entspann sich sofort ein ritterlicher Kampf mit blanker Waffe und Geschütz. Bei Magdeborn, wo einst nach der Sage ein frommes Mägdlein eine klare Heilquelle zur Labung kranker Menschen entdeckt haben soll, und auf den Höhen von Wachau und Liebertwolkwitz wüthete das Gefecht hinüber und herüber ohne Entscheidung. Da blinkten die Lanzen der Ulanen und Kosaken, da klirrten die Säbel der Husaren, da rasselten die Geharnischten im tapfern Anprall gegen einander.

Der Feldmarschall sowie Radetzky zogen wiederholt im Getümmel ihre Schwerter; auf der andern Seite stürmte Murat in das Gedränge der Kämpfer. Seine hohe, ritterliche Gestalt, seine glänzende, halb orientalische Kleidung, vor Allem sein kühner Reitermuth machten ihn überall kenntlich. Ein preußischer Dragoner-Offizier, Guido von der Lippe, suchte ihn zu ergreifen oder niederzuhauen, allein des Königs Stallmeister gab ihm einen tödtlichen Stoß mit dem Degen und rettete seinen Herrn. Bis zum Abend tummelten sich die Reiterschaaren, wohl 14,000 Mann, auf dem weiten, offenen Gefilde mit einander herum; da löste endlich die gänzliche Erschöpfung von Roß und Mann den erbitterten Kampf, und die Trompeten schmetterten auf beiden Seiten zum Rückzug. Viele tapfere Krieger lagen todt auf der Wahlstatt, und noch mehr Verwundete, die sich nach einem Labetrunk aus dem Mägdeborn sehnten und ihn nicht erhalten konnten.

Noch während des Reitertreffens war Napoleon mit einem großen Theile der Hauptarmee in Leipzig eingerückt und sogleich, als er den Kanonendonner hörte, durch das Grimmaische Thor nach der Dresdner Chaussee geeilt, wo er zum Theil Zeuge des erbitterten Kampfes war. Noch am Abend, in der Nacht und am folgenden Tage strömten seine Völker heran, um die Schlacht zu schlagen, durch welche die Herrschaft über Europa entschieden werden sollte. Er hatte vorher nach alter Weise sich in den Rücken der Verbündeten ziehen, Berlin besetzen und mit Aufgebung seiner Verbindung dem Kriege eine andere Wendung geben wollen; aber er mißtraute dem launenvollen Glück, das ihm in der letzten Zeit so oft den Rücken gekehrt hatte. Er zog es vor, bei Leipzig, wo ihm auch im ungünstigen Falle der Weg nach dem Rhein offen blieb, eine Schlacht zu liefern. Niemand konnte in der Brust des gewaltigen Mannes die Sorgen und trüben Ahnungen lesen, die ihn gewiß tausendfach bestürmten. Sein Aeußeres war zwar ernst, aber ruhig, selbst zuversichtlich und bestimmt. Wenn er vorher geschwankt hatte, welche Wendung er in dem unaufhaltsam fortrauschenden Strome der Ereignisse nehmen solle, so hatte er jetzt wieder die kalte, eiserne Entschlossenheit sich angeeignet, womit er einst dem Anscheine nach Herr des Schicksals gewesen war. Es schien aber in der That, als ob ihm nach den gehäuften Unglücksfällen wieder ein günstigeres Geschick lächle; denn, was er längst gewünscht, was er mit aller Anstrengung herbeizuführen versucht hatte, war eingetreten; er sah sich der böhmischen Armee allein gegenüber; er konnte den einen Gegner fassen, niederschmettern, zermalmen, ehe seine Verbündeten ihm Hülfe brachten. Denn, wie es meistens geht, die sorgfältigen Berechnungen auf das Zusammentreffen aller Hauptheere der Gesammtmacht bei Leipzig an einem und demselben Tage waren trügerisch. Bennigsen mit seinen Russen war durch örtliche Hindernisse aufgehalten, der Kronprinz von Schweden mit der Nordarmee schien ängstlich wegen seiner Verbindung mit der Elbe, vielleicht auch wenig geneigt, der Macht Frankreichs den Todesstoß zu geben. Napoleon hoffte, auch Blücher werde, für Berlin besorgt, nicht zur rechten Zeit eintreffen; allein als am 15. Oktober Abends drei weiße Raketen südwärts gegen den dunkeln Himmel aufstiegen, flammten nordwärts vier rothe Raketen auf, als wollten sie sagen: „der Alte wird kommen.“

Uebrigens verstrich der 15. Oktober unter Zurüstungen von beiden Seiten. Truppentheile, die noch entfernt standen, zogen heran, erhielten ihre Stellung angewiesen und ordneten sich nach den Dispositionen, die

der Oberfeldherr für die Schlacht entworfen hatte. Die Franzosen waren der böhmischen Armee an Zahl überlegen, obgleich Ney und Regnier mit ihren Corps noch nicht in die Linie eingerückt waren. Napoleon durfte aber die nördliche Seite seiner Aufstellung nicht entblößt lassen, da er wußte, daß der rüstige Veteran Blücher sich selten säumig zeigte. Er beorderte dahin den Marschall Marmont mit seinem Corps. Dadurch aber wurde die Truppenzahl der beiderseitigen Hauptarmeen ziemlich ausgeglichen. Jedenfalls ist es durchaus unrichtig, wenn man behauptet, der französische Kaiser habe mit bedeutend geringerer Macht am 16. Oktober gegen Schwarzenberg gekämpft.

Der ganze Plan zur Schlacht wurde von dem oft verkannten und geschmähten General-Quartiermeister von Langenau ausgearbeitet. Radetzky umfaßte mit militairischem Blick das Ganze. Er entwarf seine Ideen und Pläne in großen, allgemeinen Zügen, die Ausführung-Details Anderen überlassend. Dabei gönnte er sich keine Ruhe; er schlief wenig, war einen großen Theil der Nacht mit Berathungen oder Niederschreiben seiner Gedanken beschäftigt, dann setzte er sich zu Pferde und beritt die ganze Aufstellung, indem er namentlich alle Höhenpunkte in Augenschein nahm, um eine deutliche Uebersicht zu gewinnen. Er kam mehrmals feindlichen Vorposten so nahe, daß auf ihn und sein Gefolge geschossen wurde. In einem waldigen Terrain, wahrscheinlich in der Nähe des Universitätswaldes, erhielt er durch eine matte Kugel eine Contusion am Schenkel. Als er am späten Nachmittag seine und Langenau's Entwürfe den Monarchen von Rußland und Preußen und der Generalität vorlegte, wurden sie fast ohne Abänderung angenommen. Nur schaltete man eine Umgehung der feindlichen Stellung mittelst Ueberschreitung der untern Pleiße bei Konnewitz ein. Er machte zwar auf die Schwierigkeit des Terrains zwischen der Elster und Pleiße aufmerksam, wo überall Gräben und Kanäle das Vorrücken erschwerten; allein da die Umgehung des feindlichen rechten Flügels die größten Vortheile in Aussicht stellte, so ward dieselbe in den Schlachtplan aufgenommen. Die Folge hat indessen bewiesen, wie richtig das Urtheil Radetzky's war.

Die Armeen lagerten im weiten Halbkreise südlich von Leipzig einander gegenüber und überließen sich der nächtlichen Ruhe. Es war eine trübe, unfreundliche Oktobernacht. Die müden Krieger, unbekümmert um die Gefahren, die am folgenden Tage ihrer warteten, schliefen friedlich um ihre Waffen. Auch die Monarchen hatten das Lager gesucht; nur der Ober-

feldherr berieth noch eine Zeit lang mit dem Chef seines Generalstabs die getroffenen Dispositionen, ehe er die Ruhe suchte. Die tiefe Stille, welche auf das Getümmel und die Bewegungen des Tages gefolgt war, wurde nur von dem Ruf der Wachen und Patrouillen unterbrochen, die für die Sicherheit der Lager Sorge trugen. Mit dem ersten Morgengrauen erweckten Alarmschüsse die Hunderttausende, die auf dem engen Raume zum schrecklichen Kampfe vereinigt waren. Sie nahmen das Frühmahl ein, um sich für die Blutarbeit zu stärken, da voraussichtlich während des Tages wenig Zeit dazu übrig blieb. Ein grauer, dünner Nebel lag über den Gefilden ausgebreitet; als aber der Kanonendonner die Luft erschütterte, zertheilte sich das Gewölk, und die Sonne beleuchtete den Schauplatz der Zerstörung.

Auf einer Anhöhe hinter Wachau, im Mittelpunkte seiner Stellung, saß Napoleon selbst an einem Feldtische, auf welchem die Karte der Gegend ausgebreitet lag. Caulincourt, Berthier und andere berühmte Stabsoffiziere waren um ihn her; Adjutanten rapportirten und sprengten wieder fort, um seine Befehle zu überbringen.

Bald rollte der Donner des Geschützes der ganzen Linie entlang; die Verbündeten drangen stürmend und siegreich vor, während die Franzosen aus den besetzten Dörfern und von den einzelnen Höhenpunkten kämpfend zurückwichen. Je mehr sie aber in eine concentrirte Stellung gedrängt wurden, desto kräftiger und nachhaltiger ward ihr Widerstand. Nach einem mörderischen Kampfe nahmen die Preußen unter Kleist das Dorf Markkleeberg und behaupteten es mit verzweifeltem Muthe gegen alle Angriffe der Uebermacht. Gleichzeitig drangen Preußen und Russen in Wachau ein, konnten sich aber gegen die wiederholten Anfälle der Franzosen nicht behaupten. Wie zwei Ringer, die einander an Kräften gewachsen sind, stritten die Krieger um den Besitz des Dorfes, des Erlenwäldchens und anderer Punkte in der Umgegend. Zugleich rückte der rechte Flügel der Verbündeten in den Universitätswald und gegen Liebertwolkwitz vor, fand aber hier gleichfalls unbesiegbaren Widerstand.

Nach dem linken Flügel hatte sich Fürst Schwarzenberg gewendet. Er beobachtete von einer Anhöhe bei Gautsch, oft auch vom Kirchthurm dieses Dorfes den Gang der Schlacht. Dort und in seiner Nähe waren natürlich Radetzky und viele andere Generale. Der Fürst folgte mit den Augen dem Marsche der Kolonnen, die sich unter Anführung Meerveldt's auf dem vielfach durchschnittenen Terrain gegen Konnewitz vorwärts bewegten. Die Polen, welche, von dem ritterlichen Poniatowsky befehligt,

an der Pleiße aufgestellt waren, geriethen Anfangs ins Gedränge, als aber einige Unterstützung anlangte, behaupteten sie sich mit unbezwinglichem Muthe. Die Flüsse Elster und Pleiße, sonst sehr unbedeutend, waren durch Regengüsse angeschwollen, eben so die von ihnen ausgehenden Gräben und Arme. Daher mißlang jeder Versuch, die Pleiße bei Konnewitz zu überschreiten. Der Kampf währte bis zum Nachmittag, und der liebliche Frucht- und Wiesengrund zwischen den Flüssen ward ein blutrother Anger, wo gefällte Menschen ihr Herzblut verströmten.

Während dieser unausgesetzten und unentschiedenen Kämpfe schmiedete auf seiner Höhe hinter Wachau der Mann des Schicksals an dem unscheinbaren Feldtische seine Donner, durch welche die kühn andrängenden Gegner zerschmettert werden sollten. Wie an schwülen Sommertagen hinter Berghöhen Wetterwolken sich zusammenziehen und plötzlich, vom Sturm getrieben, mit Blitz und zerstörendem Hagel über die Fluren hereinbrechen, so stürmten zwei gewaltige Heeressäulen, aus Infanterie, hauptsächlich aber aus Kavallerie und zahlreichem Geschütz zusammengeballt, rechts und links von Wachau gegen die Verbündeten heran. Wie zwei Vulkane sprühten sie Feuer und Rauch, Tod und Zerschmetterung. Vernichtung ging vor ihnen her, Verödung lag hinter ihnen, als sie vorrückten. Der Donner des Geschützes, der ohne Unterbrechung fortrollte, übertönte jedes andere Getöse der Schlacht. Es war in der That eine Unmöglichkeit, diese furchtbaren Gewalthaufen in ihrem ersten Andrange zu hemmen. Die Kämpfer, die bisher Wachau zu behaupten suchten, wendeten sich zur Flucht, ihre Geschütze lagen zertrümmert am Boden. Standhafter behaupteten sich die Kolonnen hinter Wachau und bei Liebertwolkwitz und wichen nur langsam zurück.

Auch auf dem rechten Flügel der Verbündeten ward Seifertshain, der Krähenwald, der Kolmberg genommen, während im Mittelpunkte die zwei Kolonnen beständig im Vorrücken blieben. Sie nahmen stürmend die wichtige Schäferei Auenhain und drangen schon in Güldengossa ein, dem Mittelpunkte der Stellung der Alliirten, hinter welchem auf einem Hügel die Monarchen von Rußland und Preußen mit zahlreichem Gefolge versammelt waren. Wenn auch dieses Dorf in ihre Hände fiel, so war das Mitteltreffen der Verbündeten durchbrochen. Als Napoleon seine Schaaren hineindringen sah, hielt er den Sieg für entschieden und ließ in Leipzig die Glocken läuten. Indessen wachte auch drüben das Auge des Feldherrn.

Schwarzenberg hatte gleich Anfangs die Gefahr erkannt und auf Mittel gedacht, dem Schlage zu begegnen. Da war es nun wieder Na-

detzky, der mit Entschiedenheit, jeden Nebenzweck bei Seite setzend, die Hauptsache vor Augen behielt. Er rieth, die Reserve, die zur Unterstützung des linken Flügels bestimmt war, insgesammt heranzuziehen. Dieses geschah, und die österreichischen Divisionen, aus denen die Reserve bestand, setzten noch rechtzeitig über die Pleiße, um den Kampf wieder herzustellen. Bianchi mit seinen erprobten Schaaren kam dem tapfern Kleist zu Hülfe, der sich wie ein Verzweifelter in Markkleeberg gegen die Uebermacht behauptete. Nostitz schlug, an der Spitze von sieben Kürassier-Regimentern, den Feind von Gröbern weg, Weißenwolf rückte gegen Auenhain vor, preußische und russische Garde zog in Gülbengossa ein, dessen Vertheidiger bisher ohne Wanken alle Angriffe zurückgeschlagen hatten. Dagegen stürmte der König von Neapel mit Kürassieren und Infanterie westlich vom Dorfe vor, trieb die russische Reiterei, die daselbst aufgestellt war, in die Flucht und eroberte eine Batterie. Er hoffte auf diesem Wege den Zweck der Durchbrechung der feindlichen Mitte zu erreichen, da man die Vertheidigung des brennenden Dorfes nicht überwältigen konnte. Fürst Schwarzenberg und Radetzky waren selbst nach dem bedrohten Punkte herbeigeeilt, und das waren Männer, erprobt im ritterlichen Kampfe der Schwadronen und fähig, es mit dem kühnen Murat aufzunehmen.

„Sie erschöpfen ihre Kraft und kommen außer Athem," sagte der Fürst, als er die Geharnischten im vollen Jagen heranrasseln sah. Dann stellte er sich selbst an die Spitze der Garde-Kosaken, die schon Kaiser Alexander zum Angriff commandirt hatte. Da trafen die breiten Schwerter der Kürassiere mit den Lanzen der Männer der Steppe zusammen. Es entstand ein lange unentschiedenes Handgemenge; aber die Russen wichen nicht zurück. Hing doch von ihrem Muthe die Sicherheit ihres Kaisers und der mit ihm verbundenen Monarchen ab. Unterdessen sammelte Radetzky preußische und russische Reiterei, die zur Hand war, und stürzte sich auf den Feind. Sein Pferd ward verwundet, er erhielt selbst einen Prellschuß; endlich ward der Feind geworfen, die verlorne Batterie wieder erobert, auch die französische Infanterie, von der eigenen Reiterei überritten, in verwirrte Flucht geschlagen und bis unter ihre Kanonen getrieben, die blindlings in den dichten Knäuel von Verfolgten und Verfolgern, von Freund und Feind feuerten. Gleichzeitig erstürmte die österreichische Division Weißenwolf die Schäferei Auenhain, freilich mit großem Verlust an Leuten. In den Gebäuden, den inneren und äußeren Räumen bekämpften sich die Krieger mit äußerster Erbitterung; kein Pardon ward verlangt,



Reitergefecht bei Wachau.

keiner gegeben. Die Vertheidiger sanken Mann für Mann unter den Kugeln und Bajonneten der Sieger.

Das war der Ausgang des gewaltigen Reiterangriffs bei Wachau. Nach dessen Scheitern ward im Mittelpunkte der Schlachtordnung der verlorene Boden wieder gewonnen.

Auf dem rechten Flügel eroberten die Oesterreicher unter Klenau das verlorene Seifertshain zurück, und behaupteten den Universitätswald gegen alle Angriffe, während ihre Reiterei nicht weniger tapfer und erfolgreich die französische Kavallerie bekämpfte. Auf dem linken Flügel war nach vielen mißlungnen Versuchen Meerveldt bei Dölitz durch eine Fuhrt über die Pleiße gedrungen. Er eroberte das Schloß des Dorfes; als er aber in eine schmale, zum Theil überschwemmte Gasse gerieth, stürmten Polen und Franzosen von zwei Seiten heran. Sein Pferd wurde erschossen; er stürzte und mußte sich ergeben. Seine Bataillone wichen über die Pleiße zurück, behaupteten jedoch das Schloß gegen den Andrang der Feinde. Jenseits der Elster kämpften Oesterreicher und Franzosen mit abwechselndem Erfolg. Letztere verloren Leutsch, behaupteten sich aber in Lindenau, das für den möglichen Rückzug der französischen Armee nothwendig war.

Mit entschiedenem Glücke focht dagegen der tapfere Blücher im Norden von Leipzig bei Radefeld, Lindenthal, besonders bei Möckern. Die Franzosen wurden bis in die Vorstädte von Leipzig gesprengt.

Am 17. Oktober verhielten sich beide Armeen ruhig, nur der unermüdliche Blücher griff im Norden den Feind bei Eutritzsch und Gohlis an und jagte ihn nach der Stadt; auch bei Taucha ward mit abwechselndem Erfolge gestritten; die Franzosen behaupteten sich hier an der Parthe. Indessen rückten die noch fehlenden Heerestheile der Verbündeten in die Schlachtlinie ein, nämlich Colloredo mit einem österreichischen Corps, Bennigsen mit seinen Russen, und selbst der immer zögernde Karl Johann (Bernadotte) mit der Nordarmee zog über Breitenfeld heran, nachdem sich ihm Blücher mit 30,000 Preußen und Russen untergeordnet hatte. Auch Napoleon hatte jetzt seine ganze Macht um sich versammelt, etwa 200,000 Mann, mit denen er hoffte, den 280,000 Kriegern der Verbündeten die Spitze zu bieten. Er dachte wohl an den Rückzug und ließ durch Bertrand die Straße über Lindenau und Weißenfels offen halten; aber er konnte sich nicht entschließen, ohne Kampf die angemaßte Herrschaft aufzugeben. Ob er sich noch immer trügerischen Hoffnungen hingab, oder ob er sich nur sträubte, der eisernen Nothwendigkeit zu weichen, wie sich alles Leben convulsivisch

gegen den Tod sträubt, das wird kein menschlicher Verstand enthüllen. Indessen begann schon in der Nacht vor dem 18. Oktober der Rückzug des Gepäcks, und er selbst verließ früh um 2 Uhr das Lager und fuhr über Stötteritz nach Reudnitz, wo Marschall Ney lagerte, dann begab er sich nach Lindenau zu Bertrand. Nachdem er auch hier die nöthigen Befehle erlassen hatte, kehrte er gegen 8 Uhr nach Stötteritz zurück. Der anhebende Kanonendonner verkündigte ihm den Anfang der Schlacht; er stieg zu Pferd, während sich seine Garden hier aufstellten, und trabte nach dem Windmühlenhügel zwischen Stötteritz und Konnewitz, wo er den größten Theil des Tages sich aufhielt und die Schlacht leitete.

Seine Stellung war mehr concentrirt, sie umschloß Leipzig in einem engeren Halbkreise, als am 16. Oktober. Sie lehnte sich mit dem linken Flügel an die Parthe, wo Schönfeld den Stützpunkt bildete, und reichte mit dem rechten Flügel bis Konnewitz an der Pleiße. Im Mittelpunkt lag Probsthayda, das von zahlreichen Corps aller Waffengattungen besetzt war. Weiter im Rücken stand die alte und ein Theil der jungen Garde; doch hatte man auch die vorliegenden Dörfer möglichst mit Vertheidigungsmitteln gegen die bevorstehenden Angriffe gerüstet.

Die Verbündeten waren dagegen in fünf Heeressäulen aufgestellt. Die erste, 40,000 Oesterreicher unter dem Prinzen von Hessen-Homburg, operirte an der Pleiße, wo noch immer Poniatowsky mit Polen und Franzosen die drohende Umgehung zu vereiteln suchte; die zweite, 55,000 Preußen und Russen unter Barclay de Tolly, war gegen das feindliche Mitteltreffen in Wachau und Probsthayda gerichtet; die dritte, 50,000 Russen, Preußen und Oesterreicher unter Bennigsen, hatte die Aufgabe, zwischen dem Mitteltreffen und linken Flügel der Franzosen nach Stötteritz durchzubrechen; die vierte, 70,000 Schweden, Preußen und Russen unter dem Kronprinzen von Schweden, sollte von Taucha her über die Parthe dringen; der fünften endlich, 25,000 Mann, dem Rest der vormals schlesischen Armee, war die Bestimmung geworden, auf dem rechten Ufer der Parthe über Gohlis nach dem Gerberthore vorzurücken. Zahlreiche Kosakenschwärme vermittelten die Verbindung der einzelnen Heerestheile, und das Armeecorps unter Gyulai beobachtete die Straße nach Frankfurt. Der ganze riesenhafte Plan der Aufstellung und der verschiedenen Operationen war von Schwarzenberg's Generalstab unter Oberleitung Radetzky's ausgearbeitet worden. Man hatte dabei unendliche Schwierigkeiten zu überwinden. Man mußte von der feindlichen Stellung eine möglichst genaue

Uebersicht haben, die verschiedenen Nationalitäten, die Charaktere und Wünsche der Führer in Anschlag bringen, und diese Wünsche traten zum Theil als Bedingungen hervor, von denen eine kräftige Mitwirkung abhängig gemacht wurde. Namentlich sprach sich in dieser Weise der Kronprinz von Schweden aus, der einer bedeutenden Kraftentfaltung auf dem rechten Ufer der Parthe geradezu entgegen war, obgleich hier unzweifelhafter Erfolg zu erwarten stand. Nur ein Mann, wie Radetzky, der neben dem feurigen Eifer für die gemeinschaftliche Sache gründliche Einsicht, unermüdliche Ausdauer und unerschütterliches Vertrauen besaß, konnte die Riesenarbeit bewältigen. Er unterhielt zuverlässige Spione, schickte Husaren-Pikets nach allen Seiten aus, um die feindliche Stellung auszukundschaften, ritt selbst auf Recognoscirung, und achtete es nicht, daß ihm die Kugeln um den Kopf pfiffen und die Feder auf dem Hute zerknickten. Er meinte dann wohl, eine Feder sei wohlfeiler anzuschaffen, als ein Hut, und ein Loch im Hute leichter auszubessern, als ein Loch im Schädel.

Seine Verdienste wurden in vollem Maße von dem Oberfeldherrn anerkannt. Derselbe hatte ihn und andere hohe Offiziere vom Stabe, wie Clam, Martinitz, Langenau in seinem Gefolge, als er am frühen Morgen des 18. Oktobers das Schlachtfeld beritt und auf der Höhe von Güldengossa das Schicksal des Tages erwog. Dann eilte er nach der Meusdorfer Höhe, wo die drei verbündeten Monarchen schon versammelt waren. In ihrer Gegenwart sprach sich der Feldmarschall mit Anerkennung über seinen wackern Gehülfen aus. Gegen 8 Uhr wurde das Zeichen zur Schlacht gegeben; der Donner der Geschütze erhob seine furchtbare Stimme; bald mischte sich Kleingewehrfeuer und Kampfgeschrei darein, da die Verbündeten von allen Seiten zum Angriff vorrückten. Auch an diesem Tage wie am 16. beleuchtete die Sonne das blutige Schauspiel, nachdem sie vorher hinter Nebel und Regenwolken verborgen gewesen war. Das Feuer nahm immer mehr zu, die Erde bebte, die Gebäude zitterten; es war keine Pause mehr zu unterscheiden, denn 1600 Feuerschlünde schleuderten Tod und Verderben auf Alles, was Leben hatte. Ringsum sah man das Aufblitzen der Geschütze und dichte Dampfwolken und, wenn der Lufthauch den Qualm aus einander trieb, blinkten Bajonnete, Schwerter und da und dort glänzende Harnische. Bald gingen die Dörfer, in welchen die Krieger den Kampf der Vernichtung kämpften, in Flammen auf, todte, sterbende, verwundete Soldaten bedeckten die Wahlstatt, Blutlachen dampften auf dem Gefilde, wo sonst der friedliche Ackermann seine Furchen zog, und, um-



Die Schlacht bei Leipzig.

geben von diesen Schrecknissen — es ist unglaublich, aber von Augenzeugen bestätigt — spielten russische Soldaten, welche rückwärts in Reserve standen, blinde Kuh und andere Kurzweil nach dem Takte einer mißtönigen Schnarre.

Es sind wohl schon Schlachten geliefert worden, in denen eine gleiche Menschenmasse gegen einander stritt, wie bei Leipzig; auch haben der griechische Speer, das römische Schwert, der mongolische Säbel nicht weniger mörderisch gewüthet, als die neueren Waffen; allein keine Schlacht hat jemals einen solchen Anblick dargeboten, als die des 18. Oktobers, in keiner wurden solche Mittel der Zerstörung aufgeboten, in keiner soviel geistige und materielle Kraft entfaltet. Es war, als ob die alten Titanenkämpfe der Mythe Wahrheit würden, als ob die flammenden Blitze, die rollenden Donner des Zeus an diesem schreckensvollen Tage in Wirklichkeit träten.

Wir geben eine Uebersicht von den Kämpfen, die um Leipzig tobten, da eine ausführliche Beschreibung nicht in unserem Plane liegen kann. Wir bemerken zuvor, daß Radetzky, sowie der Oberfeldherr, auf der südlichen Seite überall, wo Hülfe Noth that, sich persönlich betheiligten und mehrmals in die äußerste Gefahr kamen.

Auf dem linken Flügel drangen die Oesterreicher mit großer Unerschrockenheit an der Pleiße vor. Sie nahmen Dösen im stürmischen Anlauf und rückten weiter gegen Dölitz, wo Poniatowsky lange mit ihnen in zweifelhaftem Kampfe rang. Nach erhaltener Verstärkung eroberten sie das Dorf. Dagegen konnten sie trotz aller Anstrengung die Lösnitzer Deiche nicht überwältigen. Im Mitteltreffen rückten Preußen und Russen siegreich in Wachau ein, erstürmten hierauf nach einem mörderischen Gefecht die Schäferei Mensdorf und gingen auf Probsthayda los, durch dessen Fall die französische Mitte gesprengt werden sollte. Der König von Neapel führte hier den Oberbefehl und unter ihm Marschall Victor. Hinter dem Dorfe standen zahlreiche Truppenmassen in tiefen Kolonnen zur Unterstützung und Ablösung der Vertheidiger. Die Verbündeten unternahmen sieben Stürme, allein immer vergeblich. Der Feldmarschall und Radetzky eilten selbst herbei; letzterer stürzte mit den unverzagten Brigaden in das Dorf, aus welchem ihnen, wie aus einem Höllenrachen, ein fürchterliches Feuer entgegensprühte. Sie drängten die Feinde durch die Straßen, obgleich sich aus den massiven Häusern ein mörderischer Kugelregen ergoß.

Nun aber führte Napoleon selbst einen Theil der Garden heran. Diese, gefolgt von anderen Massen, drangen mit unwiderstehlicher Gewalt

vor und trieben die Verbündeten unter großem Blutvergießen aus dem Schlüsselpunkt ihrer Stellung. Alle Batterien diesseits und jenseits waren auf das Dorf und die nächste Umgebung gerichtet; es war ein betäubendes Krachen, wovon der Boden zitterte. Der Löwe vertheidigte hier seinen letzten Schlupfwinkel, und es gab kein Mittel mehr, ihn zu vertreiben. Dagegen versuchten auch die Franzosen vergeblich hervorzubrechen und ihrerseits die Verbündeten zu zersprengen. Sobald ihre Divisionen hervordrangen, wurden sie von dem unaufhörlich arbeitenden Geschütz niedergeschmettert. Ehe das Gefecht hier völlig abgebrochen ward, eilte der Feldherr mit seinem Gehülfen auf einen andern Schauplatz, wo nicht minder hartnäckig gestritten wurde. Die dritte Heeressäule der Verbündeten hatte bereits Baalsdorf, Zweinaundorf und andere Orte genommen, sah sich aber in Holzhausen durch den tapfern Macdonald aufgehalten. Das Gefecht wogte ohne Entscheidung hin und her, bis, wahrscheinlich nach Radetzky's Disposition, das Dorf umgangen wurde, worauf sich die Franzosen nach Stötteritz zurückzogen. Leichteres Spiel hatte die Nordarmee, der sich, wie oben bemerkt, Blücher angeschlossen hatte. Schon am frühen Morgen erzwang sie den Uebergang über die Parthe bei Taucha, darauf rückte sie unter heftigen Gefechten über Plaußig, Mockau, Paunsdorf, Sellerhausen vor. Württembergische und sächsische Regimenter gingen zu ihr über, und eilends wich Marschall Marmont bis Schönefeld zurück. Nach einem mörderischen Gefecht wurde auch dieses Dorf genommen, die Reiterei aber, die Napoleon zu Hülfe schickte, in die Flucht geschlagen. Ney suchte die Höhen bei Volkmarsdorf zu behaupten; allein die Angriffe der verbündeten Kavallerie brachten die französischen Vierecke in Verwirrung, so daß eine völlige Niederlage bevorstand. In diesem Augenblicke erschien Napoleon mit Garden, stellte die Ordnung wieder her, konnte aber den fernern Rückzug der französischen Truppen hier nicht hindern. Die Verbündeten verfolgten sie, und nur die zunehmende Dämmerung hinderte die Einnahme von Volkmarsdorf, dem letzten Bollwerke nach dieser Seite.

Auf dem rechten Ufer der Parthe eroberte die fünfte und schwächste Heeressäule der Verbündeten die Dörfer Gohlis und Pfaffendorf und stürmte gegen das Gerberthor, wo indessen das mörderische Feuer mehrerer Batterien den Siegern Schranken setzte. Wäre hier eine größere Macht versammelt gewesen, so hätte man schon an diesem Tage die Stadt erobert und dem Rückzuge der Franzosen die größten Hindernisse in den Weg gelegt. Radetzky's Vorschläge waren darauf berechnet, Blücher hatte

darauf gedrungen und nur des Kronprinzen Weigerung sie vereitelt. Dieser war freilich Franzose von Geburt und verleugnete seine Abkunft nicht.

Am Abend versammelte Fürst Schwarzenberg die siegreichen Führer auf einem Hügel links von der großen Straße zwischen Liebertwolkwitz und Probstheyda. Er theilte ihnen die Resultate des Kampfes und seine Dispositionen für den folgenden Tag mit. Ferner erließ er Befehle an Gyulai, Platow und andere Befehlshaber, sich nach Naumburg in Bewegung zu setzen, wohin Napoleon seinen Rückzug nehmen mußte; er machte zugleich bemerklich, daß auch York nach der Saale aufgebrochen sei. Während die Versammlung noch auf seine Worte hörte, brach die sinkende Sonne zwischen dem Gewölk hervor und übergoß mit einem rothen Schein die Feldherren und die Wahlstatt. Im Abendroth erglänzten die Fenster von Leipzig und die Waffen und Rüstungen der streitbaren Schaaren. Das letzte Aufblitzen der Geschütze erblich vor dem klaren Scheine, der wogende Pulverdampf und der aufqualmende Rauch brennender Dörfer ward sanft geröthet, wie er über die Ebene hinzog. Es war ein eigenthümlicher Anblick und stimmte unwillkürlich die Herzen zur Andacht und zum Danke gegen den, der ein Herr ist über Leben und Tod, über Sieg und Niederlage. Schweigend blickten die versammelten Männer auf das wunderbare Schauspiel, das bald in der Dämmerung wieder verschwand. Darauf trat der Feldherr zu Radetzky, seinem tapfern Gehülfen. Er hatte selbst das Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens von seinem Kaiser erhalten und machte nun das Commandeur-Kreuz von seiner Brust los. Er überreichte es dem Grafen, indem er die ehrenden Worte hinzufügte: „Dieses Kreuz hat vormals der große Laudon getragen; ich kann es keinen würdigeren Händen übergeben, als den Ihrigen." — Radetzky hatte nicht aus eitelm Ehrgeiz, aus selbstsüchtiger Ruhmsucht tapfern Muth bewiesen; seine rastlosen Bestrebungen, sein ganzes Leben waren der Sache geweiht, die er als gerecht erkannt hatte; allein für den Beifall der Edeln war er empfänglich, wie es jeder wackere, strebsame Mann ist. Daher rührte ihn diese Auszeichnung tief, und seine ganze Haltung verrieth mehr, als die schlichten Worte seines Dankes, wie sehr er die Achtung seines Feldherrn zu schätzen wußte. Auch die anderen hohen Offiziere bezeigten ihm durch herzliche Glückwünsche ihre Theilnahme an der seltenen Ehre, welche ihm zu Theil geworden war, und vielleicht mißgönnte sie ihm keiner; seine Verdienste, seine Bescheidenheit, die sich niemals vordrängte, hatten die Scheelsucht entwaffnet.

Die Herbstnacht lagerte sich über das Gefilde, die Bivouacfeuer glänzten auf dem weiten Siegesfelde fern und nah; nach und nach verklangen die Stimmen der trotz aller Anstrengungen und Entbehrungen ungebeugten Krieger, als äußerste Ermüdung ihre Augen schloß. Viele tapfere Kämpfer aber schliefen den Schlaf des Todes, andere ächzten und stöhnten verwundet in ihren Schmerzen; denn bei der Menge der Verwundeten konnte nur allmählich für Verband und Pflege gesorgt werden. Noch übler stand es damit bei den Franzosen. Tausende von ihren Verwundeten hatten sich nach Leipzig geschleppt, oder waren dahin gebracht worden. Sie lagen in den Hospitälern, in Kirchen, auf dem Markte mit zerschmetterten Gliedern.

Vielleicht nicht geringere Schmerzen erduldete Napoleon, dessen Ehrgeiz, dessen Stolz durch die Niederlage tödtlich verwundet war; aber sie wütheten nur in seiner Seele, kein Muskel, kein Zucken auf seinem Marmorantlitz verrieth die innere Bewegung. Um 9 Uhr Abends kam er mit seinem wenig glänzenden Gefolge zur Stadt. Er traf nun die erforderlichen Dispositionen zum Rückzug, gab Befehle, daß verschiedene Stege über Kanäle und Mühlgräben abgetragen, auf der Hauptstraße dagegen mehrere Brücken über die Pleiße und Elster geschlagen werden sollten. In der allgemeinen Bestürzung wurden diese Anordnungen sehr unvollständig in Ausführung gebracht. Dagegen zogen sich die französischen Corps vor Tagesanbruch aus den behaupteten Dörfern zurück und nahmen in der Stadt oder doch in der nächsten Umgebung Stellungen, die zur Vertheidigung geeignet waren. Bald erhob sich von neuem der Donner des Geschützes; die Verbündeten rückten zum Angriffe vor, erstürmten die wenigen Punkte, welche die Franzosen noch inne hatten, und trieben die flüchtigen Haufen in die Stadt. Sie schritten sofort zum Sturm auf die äußeren Thore, wo sie Macdonald und Poniatowsky mit äußerster Anstrengung aufzuhalten suchten. Nach einem mörderischen Gefecht drangen sie endlich in die Vorstädte und Alleen und bestürmten nun auch die inneren Thore. Die tapferen Vertheidiger setzten ihnen hier den beharrlichsten Widerstand entgegen.

Mittlerweile schlichen sich mehrere Jäger-Bataillone in das unvertheidigte Rosenthal nach dem Jakobs-Hospitale. Eine Hinterthüre öffnete ihnen den Paß nach einem Brückensteg, der nicht abgebrochen war. Sie gelangten an die Angermühle und den Mühlgraben. Da sahen sie vor sich das Gedränge des Rückzugs. Sogleich eröffneten sie ein zerstörendes Feuer auf den Feind, dessen verwirrte Massen den Kugeln ein nicht zu fehlendes



Karl Fürst von Schwarzenberg.

Zu Wagner's Radetzky Seite 96.

Ziel darboten. Der Erfolg machte sie kühn; sie gingen durch die Gärten, die sich in dem fruchtbaren Grunde ausbreiten, nach der Elsterbrücke vor. Ueber diese drängten sich unausgesetzt die flüchtigen Schaaren Napoleon's, nachdem er selbst kurz vorher denselben Weg genommen hatte. Die Brückenpfeiler waren unterminirt, um sie nach dem Uebergange der Armee in die Luft zu sprengen und der Verfolgung der Verbündeten Einhalt zu thun. Der französische Offizier aber, dem die Ausführung dieser Maßregel übertragen war, hatte sich nach Lindenau entfernt und einen Feldwebel mit einiger Mannschaft zurückgelassen. Sobald dieser die Scharfschützen und auf der andern Seite Kosaken und Ulanen erblickte, legte er die zündende Lunte an. Die Explosion erfolgte, ringsumher Alles zerschmetternd, und der letzte Rettungsweg für die Ueberreste des geschlagenen Heeres war versperrt. Die angeschwollenen Wasser der Elster verwehrten die Heimkehr in das ferne Vaterland. Wohl schlugen sich Macdonald und der tapfere Poniatowsky mit ihrem Gefolge durch feindliche Heerhaufen und warfen sich in den Fluß; aber nur dem erstern gelang es, das jenseitige Ufer zu erreichen; der Polenfürst, der letzte Sprößling polnischer Könige, fand darin seinen Untergang.

Um diese Zeit drangen die Verbündeten von allen Seiten siegreich in die Stadt. Die Franzosen, etwa noch 15,000 kampffähige Männer, streckten die Waffen; außerdem fielen 30,000 Verwundete und Kranke, 300 Stück Geschütze und eine große Menge Gepäck in die Hände der Sieger.

Die Monarchen hielten sofort unter dem Jauchzen der Einwohner ihren Einzug in der Stadt, wo man nach den Schrecknissen der letzten Tage wieder im Gefühle der Sicherheit frei aufathmete. Sie trafen auf dem Markte zusammen; da reichten sie einander die Hände und gelobten in der engen Verbindung zu beharren bis ein dauernder Friede den Völkern Ruhe, den Thronen Sicherheit gewähre. Nun erschien der Stadtkommandant und überreichte seinen Degen und die Schlüssel der Stadt.

Im Drange des Gefechts war auch Radetzky an die Pleiße gekommen, wo er Anordnungen zur Verfolgung des flüchtigen Feindes traf; darauf begab er sich zurück, um seinen Oberbefehlshaber aufzusuchen. Dieser befand sich an der Seite der verbündeten Monarchen. Als sich der tapfere Graf dem Kreise der Herrscher nahete, ward ihm durch Verleihung des Commandeur-Kreuzes des Leopold-Ordens eine neue wohlverdiente Auszeichnung zu Theil, womit sein Kaiser seine langjährigen Dienste, insbesondere seine aufopfernde Thätigkeit während der Völkerschlacht bei Leipzig auszeichnen wollte.

Bescheiden, was er zu sein nie aufhörte, empfing er das Zeichen der kaiserlichen Huld; dann aber dachte er an das, was noch vorlag, an die Verfolgung des Feindes. Er wäre gern sogleich mit der gesammten Macht aufgebrochen; allein die Erschöpfung der Truppen nach dem dreitägigen Riesenkampfe war zu groß; man muße ihnen Erholung gönnen und sich damit begnügen, daß Gyulai und York bereits vorausgesandt waren, den feindlichen Rückzug zu stören. Radetzky suchte daher gleichfalls die Ruhe auf. Die von Prellschüssen verursachten Verletzungen machten ihm viel Schmerzen; allein als Soldat achtete er nicht viel darauf; er ließ sie ärztlich besorgen und genoß dann nach den großen Anstrengungen einen gesunden Schlaf. Als er am Morgen erwachte, wurde ein Gardekosak angemeldet. Der bärtige Steppenmann überbrachte einen Labetrunk aus der kaiserlichen Feldflasche. Das war ein willkommenes Stärkungsmittel mit seinen verschiedenerlei Zuthaten, das beste Mittel, den Magen eines Kriegsmanns gegen den Einfluß der kalten Herbstnebel zu schützen. Radetzky kannte die kaiserlichen Liqueurchen schon von Böhmen her; denn nach der Schlacht bei Kulm hatte ihn Alexander mehrmals mit ähnlichen Erfrischungen versorgt. Während er noch beschäftigt war, in Gesellschaft seiner Adjutanten den leckern Imbiß zu sich zu nehmen, erschien eine andere Botschaft von Seiten des russischen Monarchen. Es ward ihm der St. Georgs-Orden als ein Beweis der hohen Anerkennung seiner unermüdlichen Thätigkeit überreicht.

So fielen dem tapfern Manne nach dem Siege die Kronen und Kränze reichlich zu, die er längst verdient hatte; aber sie konnten seinen Eifer nicht vermehren; denn seine ganze Thätigkeit, alle seine Kräfte waren in höchster Spannung darauf gerichtet, das Motto seines Lebens zu verwirklichen, und das war kein anderes, als: das Haus Oesterreich und sein gutes Recht über Alles! Das war bedeutungsvolleres Motiv, als Ordenssterne und Ehrenbänder, die oft genug dem Scheinverdienst dargereicht werden, während die Brust des bescheidenen Ehrenmannes der äußern Decoration entbehrt, aber ein Herz voll Treue und aufopfernder Hingebung umschließt.

Noch am 20. Oktober beschäftigte sich Radetzky mit der Anordnung des Marsches der Armee zur Verfolgung der Franzosen gegen Erfurt. Er eilte selbst nach Audigast, wo ein heftiges Gedränge das rasche Fortschreiten hemmte. Seine Dispositionen stellten die Ordnung und freie Passage wieder her. Dasselbe geschah zu Pegau, als das vierte Armee-Corps die Brücke daselbst passirte und Reiterei, Fußvolk, Geschütz und Wagen sich zu

einem dichten Knäuel verwickelt hatten. Er schaffte überall Rath und machte den weitern Marsch möglich. Dadurch geschah es, daß man dem französischen Kaiser, der von Lützen und Weißenfels heranzog, bei Naumburg zuvorkam und ihn nöthigte, rückwärts bei Weißenfels über die Saale zu gehen. Er verlor dadurch eine für ihn kostbare Zeit und wurde in dem von Bergen eingeschlossenen Thale von Freiburg, wo er auf Nothbrücken die Unstrut überschritt, von den Verbündeten erreicht. Nach einem hartnäckigen Gefecht setzte er unter großem Verlust an Mannschaft und Geschütz seinen Rückzug fort. Kosaken umschwärmten ihn, leichte, bewegliche Corps fielen da und dort in den flüchtigen Zug, machten Gefangene, erbeuteten Fahnen, Geschütz, Kriegskassen und Gepäck. Unter den Kanonen von Erfurt sammelte und organisirte Napoleon sein fast aufgelöstes Heer; es zählte noch 80,000 streitbare Krieger, denen ein großer Troß dienstuntauglicher Leute folgte. Schon nach zwei Tagen mußte er sich wieder in Marsch setzen, da von der rechten Seite die Nordarmee, von der linken aber über Jena Schwarzenberg drohend heranzog.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Verfolgung keineswegs mit der erforderlichen Energie geleitet wurde; denn wenn die gesammte Macht der Verbündeten rasch, wie Radetzky wollte, und auf den kürzesten Straßen gefolgt wäre, so hätte sie die französische Armee vor Erfurt zum Stehen gebracht, oder hinter Erfurt umgangen und unter den nachtheiligsten Umständen zu einer Schlacht gezwungen, die allem Anscheine nach mit ihrer Vernichtung geendigt hätte. Man ließ ihr aber Zeit, sich auszuruhen, neu zu organisiren; man begnügte sich, von Ferne zu folgen und durch leichte Reiterei ihren Marsch zu beunruhigen. Man wollte vielleicht dem geschlagenen Feinde goldene Brücken bauen; man kannte und scheute den alten Löwen; man fürchtete, er könne wieder Stand halten und durch einen unerwarteten Schlag plötzlich wieder seine Krallen zeigen. Allein seine Kräfte und auch sein Genie waren erschöpft; er zog seines Weges, öffnete sich durch das Treffen bei Hanau, wo ihm Bayern und Oesterreicher die Straße verlegt hatten, freie Bahn nach Frankfurt und zog endlich unmuthig über den Rhein.

Radetzky befand sich auf dem Marsche im Gefolge des Feldmarschalls, oft auch bei den verbündeten Monarchen. Er war nicht mit dem Degen, sondern mit diplomatischen Verhandlungen beschäftigt. Denn schon wurden Stimmen laut, welche sich dahin aussprachen, es sei vorläufig genug geschehen, man könne auf seinen Lorbeeren ausruhen und, längs dem Rhein-

strom gelagert, den Winter über sich bei feurigem Rheinweine gütlich thun. Er aber, der unermüdliche Chef des Generalstabs, war der Meinung: so lange noch etwas zu thun bleibe, sei Nichts gethan; er äußerte sich rückhaltlos über die Nothwendigkeit, dem Feinde keine Frist zur Erholung zu gönnen, sondern ihn in seinem eigenen Lande aufzusuchen. Er kam mit der Armee nach Frankfurt, wo er sich nur kurze Zeit aufhielt, und folgte dem Feldherrn nach Höchst in sein Hauptquartier. Es war die alte Siegesstraße, die er schon einmal mit dem tapfern Clerfait gekommen war. Wie freudig hatte er damals mit seinen gepanzerten Reitern den flüchtigen Feind über die herbstlichen Stoppelfelder gejagt und doch nur einen kurzen Siegestraum geträumt! — Aber jetzt — welch' eine andere, größere Zeit war angebrochen! Wie glühten die Herzen so vieler Edlen für das deutsche Vaterland, das vormals so wenig beachtet war! Wie waren sie bereit, für seine Ehre, für sein Recht den letzten Blutstropfen hinzugeben! Hegte er doch selbst den Wunsch, die Hoffnung, sein Kaiser werde wieder die deutsche Krone auf sein Haupt setzen, die er einst unter dem Zujauchzen des Volkes in Frankfurt empfangen. Er ritt die Straße nach Hochheim fort. Daselbst trieben Gyulai's Schaaren nach einem scharfen Gefecht den Nachtrab der Franzosen von den Höhen, wo der feurigste Rheinwein seine Heimat hat. Unter den siegreich vordringenden Bataillonen waren auch einige Freiwillige aus dem Rheinland. Als diese den schönen deutschen Strom erblickten, begrüßten sie den alten Vater Rhein mit lautem Jubel, die anderen Truppen stimmten ein in den Freudenruf; es war, als feiere Deutschland seinen herrlichsten Strom, und zugleich seine eigene Befreiung vom Joche des Fremdlings. Wo aber deutsche Männer ein Fest feiern, da darf es an Sang und Klang und vollen Pokalen nicht fehlen; und sie waren in dem Lande,

„Wo der Feuerwein in der Rebe träumt,
„Bis geboren im Becher bei'm Mahl er schäumt.

Daher wurden bald Fäßlein edlen Hochheimers herbeigeschleppt und das Lied angestimmt:

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben ...

Radetzky vermehrte die Freude, indem er mit seiner bekannten Liberalität da und dort ein Fäßlein spendete.

Ein bejahrter Landmann aus dem hessischen Orte Ginsheim, der in jenen Tagen mehrmals im Hochheimer Lager war, erzählte uns, ein statt-

licher, mit Orden und Sternen geschmückter Offizier habe ihn einst freundlich angeredet und gefragt, ob er nicht in den neunziger Jahren in den Niederlanden gedient habe. Auf seine bejahende Antwort habe er weiter gefragt, warum er denn seinen Zopf nicht mehr trage. Als er darüber in Verlegenheit gekommen sei, habe derselbe lachend zu einigen umstehenden Herren gesagt, der Zopf scheine bei Hohen und Niederen aus der Mode gekommen zu sein. Vielleicht war der hohe Offizier unser Radetzky, und er erinnerte sich seiner Prophezeihung in Mainz vom Abschneiden des Allerweltzopfes. Dieser Repräsentant des alten Systems war damals total abrasirt; Oesterreich, Preußen und das ganze übrige Deutschland, Fürsten und Völker, sahen einander offen und ehrlich ins Angesicht, zogen Hand in Hand gegen den gemeinsamen Feind, ein ungeahntes Hochgefühl durchdrang alle Herzen, ein neues, frisches Leben pulsirte in allen Adern, ein energischer Trieb nach Vorwärts circulirte in den Kabinetten, im Militärwesen, und alle diese Factoren vereinigten sich in dem Entschlusse, die Wohlfahrt der Nation fest und dauerhaft zu begründen. Daß Zöpfe wieder wachsen können, sollte Radetzky später erfahren; damals war er einer von den Männern, deren Rathschläge gebührend gewürdigt wurden.

Manchfache Verhandlungen wurden in Frankfurt gepflogen; denn in dieser alten Krönungsstadt der deutschen Kaiser waren die verbündeten Monarchen, ihre Minister und Heerführer versammelt, um über die Verwaltung der besetzten herrenlosen Länder und über die fernere Führung des Krieges zu rathschlagen: Die Friedenspartei schien Anfangs überwiegend; man knüpfte Unterhandlungen mit Napoleon an; man wollte ihm ganz Frankreich, das gesammte linke Rheinufer und Belgien überlassen. Es war aber, als ob ihn eine unsichtbare Macht mit Blindheit geschlagen habe, daß er das unaufhaltsam über ihn kommende Verhängniß nicht erkannte; er lehnte die Vorschläge verächtlich ab. Nunmehr blieb nichts Anderes übrig, als sich zu seiner Bekämpfung zu rüsten.

Die Armeen mußten vollzählig gemacht, die Geldmittel herbeigeschafft, für Geschütz und Heerwesen Sorge getragen werden. Das war aber damals leicht zu erreichen; denn die Völker Deutschlands, im Taumel des Sieges und der Befreiung, brachten willig jedes geforderte Opfer, um es auf dem Altare des Vaterlandes niederzulegen. Die Jugend griff begeistert zu den Waffen; in allen Ländern bildeten sich Schaaren von Freiwilligen. Es war eine große, herrliche Zeit.



Versuch des Kaisers Napoleon, Unterhandlungen anzuknüpfen.

Feldzug in Frankreich.

Zur Bekämpfung des Feindes im eigenen Lande schien Vielen der Winter eine höchst ungeeignete Jahreszeit, und die Männer, die schon während des Marsches Verzögerung beantragt hatten, suchten jetzt um so mehr den unvermeidlichen Feldzug auf den Anfang der bessern Jahreszeit zu verschieben. Da trat nun Radetzky in einer Sitzung, welcher die Monarchen beiwohnten, mit einer ausführlichen Denkschrift hervor. Er entwickelte darin den ganzen Operationsplan, bezeichnete die Straßen, die man einhalten müsse, die Beschaffenheit der Länder, die man zu durchziehen, der militärischen Kräfte, über die man zu verfügen habe. Er zeigte mit schlagenden Gründen, wie nothwendig es sei, die Verpflegung der ungeheuren Heeresmassen auf Frankreich zu wälzen. Er bewies endlich, wie man selbst an Hülfsmitteln zur Führung des Krieges reich sei, wie man daher eilen müsse, den Rüstungen des Feindes, den Entwickelungen aller seiner Hülfsquellen zuvorzukommen. Diese Schrift war mit so viel Klarheit und Sachkenntniß abgefaßt, daß jeder Widerspruch verstummte und der Winterfeldzug einstimmig beschlossen wurde.

Niemand freute sich mehr über den Beschluß, als der alte Blücher, der sich schon längst über die Federfuchser, wie er zu sagen pflegte, geärgert hatte. Er war der Mann von Thaten, nicht vom Rathen. Er führte mit Muth und Energie den Degen, aber die künstlich aufgebauten Perioden der Diplomatensprache waren ihm ein Gräuel. Radetzky dagegen handhabte das Schwert und die Feder mit gleicher Gewandtheit, Eigenschaften, welche damals seinen Einfluß auf die ganze Kriegführung feststellten. Leider fehlte es durchaus an einer mit ausgedehnter Vollmacht ausgerüsteten Oberleitung; denn selbst des Grafen fürstlicher Freund, Schwarzenberg, konnte nicht immer handeln, wie er wollte. Der Hofkriegsrath tagte nicht mehr in Wien, sondern in den verschiedenen Heerlagern, und das war und blieb ein Hemmschuh für die freie Bewegung der verschiedenen Heerestheile. Daher konnte es der Kronprinz von Schweden wagen, sich von den Operationen gegen Frankreich zu trennen, um seine eigenen Zwecke gegen Dänemark zu verfolgen. Nicht ohne Mühe machte sich Bülow mit seinen Preußen und Russen von ihm los, um Holland und Belgien zu befreien und von Norden her in Frankreich einzudringen.

Die übrigen Operationen erfolgten nach dem im Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg durch Radetzky ausgearbeiteten Plane. Blücher sollte durch Lothringen, Schwarzenberg durch die Franche Comté in das Innere von Frankreich vordringen; in der Champagne sollten sie zusammentreffen und, mit den von Belgien anrückenden Truppen Bülow's vereinigt, nach Paris marschieren. Da die Neutralitäts-Erklärung der Schweiz verworfen wurde, so ging die ehemals böhmische Armee am 21. Dezember und den folgenden Tagen bei Basel über den Rhein. Die Kanonen der französischen Festung Hüningen begrüßten die defilirenden Kolonnen; allein das Feuer war unwirksam. Doch bemerkte Schwarzenberg dem Chef des Generalstabes, dieses Bollwerk von Frankreich müsse fallen, wenn man in Paris den Frieden dictire. — Radetzky erinnerte daran, daß ganz Elsaß von Rechts wegen abgetrennt werden müsse; aber der Fürst meinte, Niemand lerne die Diplomaten ganz aus; man könne ihre Beschlüsse nicht voraussagen.

Am ersten Tage des Jahres 1814 ging Blücher bei Kaub über den Rhein, die anderen Heerhaufen folgten an verschiedenen Punkten. Weder er, noch Schwarzenberg fanden bedeutenden Widerstand; denn die Trümmer der französischen Macht waren theils zur Verstärkung der zahlreichen Festungen verwendet, theils zur Deckung der Gränze auf eine weite Linie vertheilt und darum an keinem Orte den feindlichen Massen gewachsen. Elsaß, die Franche

Comté und andere Bezirke wurden großentheils besetzt, die Festungen berennt, die Vogesen überschritten. Widersetzlichkeit der Bewohner ward strenge geahndet. — Ungeachtet der Disciplin, welche die verbündeten Heerführer sorgfältig aufrecht zu erhalten suchten, fehlte es nicht an Plünderung und mancherlei Mißhandlungen. Frankreich empfand jetzt die Geißel des Krieges, die es so oft über andere Länder gebracht hatte. Besonders waren es die Kosaken und andere leichte Truppen, die, weithin durch Bourgogne und Champagne streifend, große Unbilden übten.

Die beiden Hauptheere waren beständig im Vorrücken, während die französischen Marschälle Victor, Marmont, Oudinot, Ney mit ihren geschwächten Corps eilends zurückwichen. Schon näherte man sich der Stadt Troyes, dem festgesetzten Vereinigungspunkt. Trafen hier die Armeen zusammen, so durfte man hoffen, das Hurrah auf Paris, wie Napoleon den Zug nannte, ohne erhebliche Hindernisse in Ausführung zu bringen. Indessen der französische Kaiser schlief nicht; er war in Paris unerwartet auf Widersprüche der gesetzgebenden Körper gestoßen, die sich ihm sonst sklavisch untergeordnet hatten. Er beseitigte sie durch Machtsprüche, erließ Proclamationen an das Volk zur Erhebung in Masse gegen die feindliche Invasion, betrieb die neuen Aushebungen, sorgte für Einübung der Truppen und suchte namentlich die nöthigen Geldmittel zu beschaffen. Er trat endlich in heimliche Unterhandlungen mit Kaiser Franz, an dessen Vatergefühl er appellirte, da mit dem Sturze des französischen Kaiserthums auch Marie Louise von ihrer hohen Stellung verdrängt werde. Als er aber sah, daß Oesterreich entschlossen sei, mit gewohnter Treue die eingegangenen Verträge zu halten, blieb ihm kein anderes Mittel zur Behauptung seiner Macht, als das Schwert. Mit seinen Garden und zahlreichen neu ausgehobenen Truppen ging er zur Armée ab. Vorerst suchte er die drohende Vereinigung der beiden feindlichen Heere zu vereiteln und warf sich zunächst auf Blücher, der bis Brienne vorgedrungen war. Hier, wo er selbst, als Knabe und Jüngling, Unterricht in den Wissenschaften, besonders in der Kriegskunst erhalten hatte, ward die erste Schlacht in diesem Feldzuge geliefert. Trotz seiner Uebermacht konnte er nur geringe Vortheile erringen, da seine Neulinge den geübten, sieggewohnten Kriegern der Verbündeten nicht gewachsen waren. Indessen ging doch Blücher nach La Rothiere zurück. Schwarzenberg hatte sich auf die Nachricht vom Vorrücken Napoleons nach dem Flüßchen Aube gewendet, um seinem Kampfgenossen die Hand zu bieten. Er ließ zunächst Gyulai und andere Corps unter der Oberleitung Radetzky's nach La Rothiere abgehen. Sobald

diese Verstärkungen eintrafen, griff Blücher ohne Zögerung die französische Armee an und zwang sie nach einem blutigen Treffen, das bis um Mitternacht dauerte, zum Rückzug. Der Chef des Generalstabes erhielt für seine umsichtige und muthige Theilnahme an dem rühmlichen Kampfe den Alexander-Newsky-Orden. Er wurde auch zu dem Kriegsrathe zugezogen, der sich einige Tage nach dem erfochtenen Sieg auf dem Schlosse von Brienne versammelte. Dort hatten sich die Monarchen und die vornehmsten Heerführer eingefunden. Es wurde besonders darüber verhandelt, ob man mit vereinigter Macht, oder abermals in zwei Heeressäulen auf Paris marschiren solle. Dagegen erhoben sich die Stimmen mehrerer Generale und unter ihnen die Radetzky's, welche meinten, man habe es aus allzu großer Bedächtlichkeit versäumt, gleich am zweiten Februar, dem Tage nach der Schlacht, den erschöpften Feind zu verfolgen; man solle jetzt das Versäumniß wieder gut machen, indem man mit gesammter Kraft dem französischen Kaiser zu Leibe gehe. So viele Gründe auch für diese Ansicht sprachen, ging die Versammlung doch nicht darauf ein. Alle Nebenwege waren grundlos, fast nicht zu passiren, der Unterhalt für die große Truppenmasse in der winterlichen Zeit nicht aufzutreiben; der Marsch nach Paris die Einnahme der französischen Hauptstadt schien endlich sicherer das Ende des Krieges herbeizuführen, als eine Schlacht, deren Ausgang das Genie des Gegners zweifelhaft machte. So kam man zu dem Schlusse Blücher solle auf der Straße von Chalons, Schwarzenberg südlicher auf der von Troyes nach Paris vorrücken. Nach diesem Plane wurden die Operationen sogleich zur Ausführung gebracht.

Napoleon hatte sich mit seinen entmuthigten Truppen nach Troyes zurückgezogen. Vor dem Andrange der feindlichen Uebermacht setzte er seinen Rückzug nach Nogent an der Seine fort, wo ein Theil seiner alten Garde zu ihm stieß und dem Heere wieder Haltung und Selbstvertrauen gab. Daselbst nahm er eine feste Stellung und behauptete sie, obgleich der rasch vordringende Feind ihn auf beiden Seiten überflügelte. Wie ein starker, geübter Fechter lauerte er auf eine Blöße seines Gegners, und nicht umsonst. Denn Blücher zog wohlgemuth in mehreren getrennten Abtheilungen seines Weges, als ob kein Grund zu Besorgnissen vorläge. Auf ihn warf sich der französische Kaiser, nachdem er alle Schwierigkeiten der grundlosen Wege überwunden hatte. Die vorgerückten Corps wurden geschlagen, zum Theil zersprengt; Blücher selbst sah sich bald von allen Seiten umringt und angegriffen. Zwar schlug er sich mit unverzagtem Muthe durch, indem seine tapferen Krieger, in Vierecke formirt, den Feinden die Spitze boten; allein er

erlitt doch großen Verlust und mußte bis Chalons zurückweichen. Daselbst sammelte er seine geschwächten Heerestheile und ergänzte sie durch zahlreiche Bataillone, die im Nachrücken begriffen waren.

In Paris kamen mit der Botschaft auch die Trophäen an. Züge von Gefangenen, erbeutete Fahnen und Geschütze wurden durch die Straßen geführt und erhöhten die freudige Stimmung der Hauptstadt. Bald aber langten auf der Straße von Troyes Flüchtlinge an, die berichteten, feindliche Truppen seien im Anmarsch, Kosaken, plattnasige Baschkiren und andere Barbaren zeigten sich schon zehn Stunden von Paris. Die Nachrichten waren begründet; denn die große Armee rückte heran, besetzte Fontainebleau, nahm Montereau an der Seine im raschen Angriff, und ihr Vortrab streifte bis Melün. Auch Napoleon erhielt Kenntniß von diesen drohenden Bewegungen. Er ließ von der Verfolgung der schlesischen Armee ab, um zur Rettung der bedrohten Hauptstadt herbeizueilen. Da er, wie gewöhnlich, mit unglaublicher Schnelligkeit marschirte, so überraschte und schlug er die vorgerückten Corps. Er stürmte sofort auf Montereau los, wo er die Seine überschreiten und der verbündeten Hauptmacht in den Rücken kommen wollte. Hier aber behauptete der Kronprinz von Würtemberg mit seinem Heerhaufen von 20,000 Würtembergern und Oesterreichern seine Stellung. Erst am zweiten Tage folgten die tapferen Schaaren langsam und in fester Ordnung der Hauptarmee.

Indessen machten diese Nachtheile und noch mehr der angeordnete Rückzug einen entmuthigenden Eindruck auf die Truppen, besonders auf die Oesterreicher. Sie gedachten der früheren unglücklichen Einfälle in Frankreich, die mit glänzenden Erfolgen angefangen und mit Niederlagen geendigt hatten. Sie waren gewohnt, beim Vorrücken ihre Kopfbedeckung mit grünen Büschen zu schmücken; auch jetzt in der Winterzeit trugen sie Fichtenzweige. Als nun der Rückzug angeordnet wurde, legten sie die grünen Reiser ab und setzten niedergeschlagen den Marsch fort. Dieser allgemeinen Entmuthigung suchten die Führer auf alle Weise entgegenzuwirken, und vornehmlich that dies Radetzky. Er entwarf im Auftrage des Feldmarschalls eine feurige Proclamation an das Heer. Er sagte darin, daß der Rückzug nur angeordnet sei, um mit Blücher in Verbindung zu treten, daß man alsdann wieder zum Angriff übergehen und nicht stille stehen werde, bis das tapfere Heer siegreich in Paris eingezogen sei. Diese Anrede verfehlte ihre Wirkung nicht, und was sie verhieß, sollte bald in Erfüllung gehen. Denn die Nordarmee der Allirten unter Bülow war von Belgien aus über die französische Grenze

gegangen; der unermüdliche Blücher eilte, sich mit ihr zu vereinigen und dann abermals auf die Hauptstadt loszugehen. Dem drohenden Schlage zuvor zu kommen, überließ Napoleon den Marschällen Oudinot, Gerard und Macdonald die Verfolgung der großen Armee; er selbst mit der Hauptmacht wendete sich nordwärts. Er hoffte die einzelnen Corps der schlesischen Armee an der Marne zu überraschen, aber umsonst; sie zogen sich eilends zusammen und setzten den Marsch nach Soissons an der Aisne fort. Er folgte ihnen mit äußerster Schnelligkeit. Er wollte sie vor Soissons, das eine franzö-



Bei Bar für Aube.

sische Besatzung hatte, mit gewaltiger Hand fassen und zermalmen; allein die Stadt hatte schon der Nordarmee die Thore geöffnet, und unangefochten zog Blücher über die Brücke und vereinigte sich auf dem rechten Ufer der Aisne mit Bülow. Nun beschloß der Kaiser, da jede strategische Kunst erschöpft, jeder andere Weg versperrt war, das Glück der Schlachten gegen die vereinigte feindliche Macht zu versuchen. Er ging weiter oberhalb über die Aisne, und rang am 7., 9. und 10. März in den mörderischen Treffen bei Craonne und Laon um den Sieg. Er wurde jedoch genöthigt, mit großem Verluste das Feld zu räumen.

Mittlerweile drängten die Marschälle Oudinot und Gerard die große Armee; sie nahmen die Stadt Bar für Aube und drangen kühn mit stürmender Hand auf die Anhöhen hinter der Stadt vor. Der Ruf der angreifenden Krieger: „vive l'empereur!“ verbreitete den Glauben, daß noch immer Napoleon mit dem ganzen Heere im Anmarsche sei. Allein auf der andern Seite waren Männer, die sich weder durch Worte, noch durch Waffen schrecken ließen. Besonders war es der bairische Oberbefehlshaber Fürst Wrede, der eine Schlacht beantragte. Sofort befahl Feldmarschall Schwarzenberg, daß man gegen den Feind Front mache; Radetzky ordnete darauf die Kolonnen und war selbst mitten im Sturm des Angriffs, der jetzt begann. Er hatte den grünen Strauß wieder an den Federhut gesteckt und sprengte dahin und dorthin im Getümmel des Kampfes, die Befehle des Feldherrn überbringend. Bald erschien er im Wirbel des Reitertreffens, bald bei den vorrückenden Infanterie-Kolonnen, bald hielt er an den Geschützen, die ohne Unterlaß ihre feurigen Schlünde eröffneten. Die Soldaten aber kannten ihn wohl und empfingen jubelnd die Befehle zum Angriff. Fürst Schwarzenberg selbst, der sich mehrmals ins dichteste Kampfgetümmel wagte, wurde am Oberarm verwundet. Er fuhr aber fort, die Schlacht zu lenken, ohne sich verbinden zu lassen. Gegen diese vereinigten Anstrengungen suchte sich der Feind vergebens zu behaupten. Die französische Kavallerie, Roß und Mann, wurde von dem eisernen Hagel niedergeschmettert, das Fußvolk von den Höhen herabgetrieben. Als endlich der tapfere Wrede die Stadt Bar erstürmte, wendeten sich die feindlichen Heerhaufen zur Flucht. Zwar vereinigte sich Macdonald mit den geschlagenen Truppen; allein auch er konnte die Fortschritte der Verbündeten nicht aufhalten. In zwei Treffen, bei la Forté und Bar sur Seine mußte er weichen und auch Troyes den Siegern überlassen, die alles Land zwischen der Seine und Marne besetzten.

Radetzky, der für seine bewiesene Tapferkeit den bairischen Max-Josephs-Orden erhalten hatte, warnte vor der Zersplitterung der Kräfte, und nicht umsonst; denn seine Stimme hatte im Kriegsrathe Gewicht. Als daher die Nachricht einlief, Napoleon rücke in Gewaltmärschen heran, wendete sich Fürst Schwarzenberg von den wieder vordringenden Marschällen nach Arcis sur Aube, um daselbst das Heer zu concentriren. Die verschiedenen Corps waren zum Theil 12 bis 15 Meilen von einander entfernt; sie konnten nicht so schnell kampffähig zur Stelle geschafft werden, wie es der Andrang der Franzosen forderte; allein der Feldmarschall erwog, daß er dem Feinde gewachsen sei und beschloß, auch mit getheilter Macht den Kampf anzunehmen.

Man hat der österreichischen Kriegführung vielseitig und vielleicht nicht mit Unrecht übertriebene Vorsicht und Bedächtlichkeit vorgeworfen; allein den Muth zur offenen Feldschlacht, wenn die Umstände dazu aufforderten, haben die Feldherrn Oesterreichs niemals verleugnet. Dies hatte Napoleon selbst bei vielen Gelegenheiten erfahren; dennoch glaubte er jetzt, als ihm abermaliges Vorrücken seiner Marschälle gemeldet wurde, Schwarzenberg sei auf dem Rückzuge begriffen und er habe es an der Aube nur mit dem Nachtrab zu thun. Er marschirte auf beiden Seiten des Flusses, indem er feindliche Husaren und Kosaken vor sich hertrieb. Er besetzte Arcis, obgleich das von Kanälen und Flußarmen durchschnittene Weichbild der Stadt zur Entfaltung größerer Truppenmassen ungünstig war. Er suchte die jenseitige Fläche zu gewinnen. Da er die von Hügeln gedeckte Hauptmacht der Verbündeten gar nicht übersehen konnte, so ließ er die leichten Truppen derselben, die auf der Ebene manövrirten, durch seine Kavallerie angreifen; allein sogleich erfolgte ein allgemeiner, furchtbarer Reitersturm, der seine Schwadronen unaufhaltsam mit sich fortriß und auf das im Defilé verwickelte Fußvolk zu werfen drohte. Napoleon selbst warf sich unter die flüchtigen Schaaren, sammelte sie, führte sie von neuem in's Gefeht. Lanzen, Säbel und Kugeln wütheten um ihn her. Es schien, er suche den Tod, einen rühmlichen Abschluß seines thatenreichen Lebens. Er hielt bei einer brennenden Granate; ihre zerschmetternden Trümmer trafen seine Umgebung, nicht ihn. Ein anderes Loos war ihm von der unsichtbaren Macht bereitet, die über den menschlichen Geschicken waltet. Er hatte sich mit ihr in den allzu kühnen Kampf eingelassen: er mußte unterliegen.

Den ganzen Tag rang er mit dem Muthe der Verzweiflung um den Sieg; vergebens. Am Abend und in der Nacht rückten Oudinot, Gerard und Macdonald in seine Reihen ein; doch verstärkten sich auch die Gegner und wohl im größern Maße. Der Ausgang einer zweiten Schlacht war daher höchst zweifelhaft, und Napoleon wagte nicht, dem launenvollen Glücke zu vertrauen. Er, der mit raschem, sicherm Griff das Rechte zu erfassen pflegte, stand jetzt vor der verschlossenen Pforte der Zukunft und tastete daran herum, wie gewöhnliche Menschen, und vermochte keinen Ausgang aus den peinlichen Zweifeln zu finden. Er befand sich zwischen zwei feindlichen Heeren, die einzeln ihm überlegen waren, deren Vereinigung ihn zermalmen mußte. In dieser Stellung durfte er nicht länger beharren. Sollte er sich nach Paris zurückziehen und unter den Mauern der Hauptstadt, unterstützt von ihrer Bevölkerung, die letzte Schlacht für Thron und Leben wagen?

Oder sollte er sich ostwärts wenden, die Verbindung der feindlichen Macht mit Deutschland unterbrechen, mit Hülfe der Besatzungen in den Festungen einen neuen Kampf eröffnen, dessen Wechsel seinem Genie Spielraum verstatteten? Er vertraute auf die Zaghaftigkeit der Verbündeten; er glaubte, sie würden ihn nicht aus den Augen lassen; daher wählte er den letztern Weg.

Am Morgen trat er nicht ohne Verlust den Rückzug aus dem schwierigen Terrain von Arcis an, marschirte auf beiden Seiten der Aube, wie er gekommen war, und zog dann weiter an die obere Marne.

Fürst Schwarzenberg beobachtete am Mittage des 2. März die Bewegungen der französischen Armee in der Richtung von Vitry. Er konnte ihren Zweck noch nicht einsehen; am Abend aber war er darüber im Klaren und entschied sich im Gespräch mit Radetzky dahin, den französischen Kaiser ziehen zu lassen und mit Aufgebung der Verbindungslinie unverzüglich nach Paris zu marschiren. Das aber war schon längst der Lieblingsgedanke des Stabschefs, und er stimmte freudig bei. Um sich Gewißheit zu verschaffen, rückte der Feldmarschall nach Vitry. Französische Depeschen, die man auffing, setzten bald die Absichten Napoleons außer Zweifel. Eine Berathung, die bei Kaiser Alexander statt fand, blieb ohne Resultat. Der Plan des Fürsten drang noch nicht durch. Man beschloß nur den Marsch nach Chalons, um mit Blücher in Verbindung zu treten. Unterwegs wiederholte Schwarzenberg, dem Kaiser zur Seite reitend, seine Vorschläge und fand willigeres Gehör. Auf einem Hügel eine halbe Stunde von Vitry stiegen die gegenwärtigen Heerführer ab und schlossen einen Kreis. Es waren: Alexander selbst, der Feldmarschall Radetzky, Diebitsch und andere. Hier entwickelte der Fürst klar und bestimmt seinen Operationsplan, und nun erst nahm ihn die ganze erlauchte Versammlung einmüthig an.

Man hat viel über die gepflogenen Berathungen hin und her geredet und dem Kaiser Alexander das Verdienst des endlichen Resultats zugeschrieben; namentlich hat man sich nicht entblödet, Mancherlei von der Zaghaftigkeit der österreichischen Helden zu fabeln. Es ist aber jetzt außer Zweifel, daß der Entschluß, die Verfolgung Napoleons aufzugeben und mit vereinigter Macht nach Paris zu ziehen, von Schwarzenberg ausging. Der russische Monarch stimmte bei; er schlug dadurch alle Einwendungen der Bedenklichkeit nieder. Dieses Verdienst bleibt ihm ungeschmälert; allein den Impuls gaben jene Männer, deren Muth über alle Anfechtungen erhaben ist; sie sprachen zuerst das kühne Wort: „Auf, nach Paris!"



Am Vorabende der Einnahme von Paris.

Einnahme von Paris.

Nach der Disposition des Feldmarschalls wurde ein Heerhaufen von 10,000 Mann, meist Kavallerie und Geschütz, zur Verfolgung Napoleons befehligt; die übrige Armee trat unter dem Jubel der Krieger den Marsch gen Westen an. Blücher, der schon bis Chalons vorgerückt war, um sich mit der Armee zu vereinigen, erhielt gleichfalls die Weisung, auf die Straße nach Paris einzulenken. Wie lachte dem Alten das Herz, als er die willkommene Botschaft empfing! Eilends trieb er die Marschälle Marmont und Mortier, die bisher ihm nachgerückt waren, vor sich her und unter die Kanonen der großen Armee. Nur mit Mühe vermochten die französischen Heerführer mit den Trümmern ihrer Corps den weitern Rückzug zu bewerkstelligen. In Eilmärschen folgten die Verbündeten, alle Hindernisse überwältigend, allen Widerstand siegreich niederwerfend. Besonders war es Radetzky, der zum raschen Vorrücken antrieb. In der Ebene von la Fère Champenoise stieß man auf eine französische Kolonne von 5000 Mann, die Proviant und Munition dem französischen Heere zuführen sollte. Sie vertheidigte sich muthig gegen preußische und russische Reiterei. Radetzky ließ die Vierecke von allen Seiten angreifen und leitete das Gefecht mit solcher Geschicklichkeit, daß kein Mann dem Blutbade, oder der Gefangenschaft entging.

Radetzky befand sich bei dem Vortrab, als man sich am 29. März der stolzen Hauptstadt Frankreichs näherte. Er erblickte die Hügelkette von Romainville, Belleville, Chaumont, die steile Höhe des Montmartre, die, gleich einem natürlichen Bollwerke, Paris im Osten und Norden umschließen. Ihre lieblichen Haine und Gärten, Weinberge und Landhäuser, sonst, in den Tagen des Friedens, von Spaziergängern zu Roß und zu Fuß, von lebensfrohen Menschen wimmelnd, starrten jetzt von Kanonen, und wehrhafte Männer der Pariser Nationalgarde, alte, in Schlachten ergraute Krieger und junge Mannschaft der Linie marschirten auf, um die Weltstadt zu vertheidigen.

„Der Strom des Krieges hat sich rückwärts gewendet," sagte Radetzky zu dem Oberfeldherrn, „hier muß er sein Ende erreichen." Er rieth darauf, über die Seine zu gehen und auf dem linken Ufer, wo keine Vertheidignng möglich sei, ohne Schwertstreich, mit klingendem Spiele in die Stadt einzuziehen. Dem Einwande, daß darüber einige Tage verloren gehen und Napoleon Zeit gewinnen könne, einen verzweifelten, unberechenbaren Schlag im Rücken der Armee auszuführen, setzte er entgegen: man habe dergleichen nicht mehr zu fürchten, des Gegners Reich sei zu Ende, seine Schläge ohne Wirkung. Indessen entschied sich der Kriegsrath für den augenblicklichen Angriff, und der Generalstab entwarf unter der Leitung seines Chefs den Operationsplan, der vorzüglich darauf berechnet war, die minder schwierigen Positionen des Feindes zu nehmen und dann durch Umgehung und Bedrohung von der Seite, die steilen Hügel, besonders den Montmartre, zu überwältigen. Nach dieser Disposition fand am 30. März der Angriff Statt. Zum ersten Male nach Jahrhunderten vernahmen die Pariser den Kriegsruf feindlicher Heere. Sie standen in banger Erwartung an den Barrieren, in den Straßen und lauschten auf den Donner der Schlacht, die über ihr Schicksal entschied. Anfangs hörten sie einzelne Schläge des groben Geschützes, darauf das Knattern der Büchsen und Musketen, als die Plänkler auf einander trafen; es war, wie das dumpfe Grollen der hochgehenden See, bevor der Sturm losbricht, der dem lecken Fahrzeug den Untergang bereitet. Bald entbrannte der Kampf auf der ganzen Linie im weiten Halbkreis mit geringer Unterbrechung. Indessen wurde nach mörderischen Gefechten ein Dorf und ein Hügel nach dem andern von den Verbündeten erstürmt, und Nachmittags wehte auch von der Höhe des Montmartre die weiße Fahne der Unterwerfung.

Zu Anfang des Gefechtes, als Radetzky beschäftigt war, die Angriffs-Kolonnen zu ordnen, ritt ein Gardekosak auf ihn zu. Er trug eine silberne



Feldflasche und überreichte sie, sein Pferd anhaltend, dem General, indem er ehrerbietig meldete: „Der gute Czar Alexander übersendet Ew. Excellenz ein Schnäpschen." Radetzky kannte diese Aufmerksamkeit des Monarchen schon von Leipzig her, wie wir berichtet haben; seitdem war sie ihm oftmals auf Märschen und selbst im Schlachtgetümmel zu Theil geworden.

Nach Eroberung der äußern Linie konnte natürlich Paris nicht länger vertheidigt werden; es wurde eine Kapitulation abgeschlossen, nach welcher die Linientruppen abzogen, die Stadt aber sich den Siegern unterwarf. Am folgenden Tage hielten die Monarchen von Rußland und Preußen, desgleichen Schwarzenberg und die anderen Generale an der Spitze der Armeen ihren Einzug in die französische Hauptstadt. Die Pariser aber, wechselnd in ihren Empfindungen, wie der Farbenschiller des Meeres, strömten ihnen entgegen, begrüßten sie mit Jubel, wie sie dies nur von den Bürgern ihrer eignen Hauptstädte hätten erwarten können, und freuten sich über das Aussehen und die kriegerische Haltung der Truppen, welche in tiefen Kolonnen einrückten. Sie bewährten ihr beneidenswerthes Talent, sich in jede Lage, unter jede Regierungsform zu fügen und durch eine sinnreiche Logik sich selbst den Glauben beizubringen, diese Verhältnisse seien gerade für sie und um ihretwillen geschaffen. Mancher National-Gardist, der noch am Montmartre tapfer gefochten hatte, wußte sich jetzt zu überreden, die Alliirten seien zur Befreiung Frankreichs vom Militär-Despotismus gekommen, sie hätten ihnen die Thore aufgemacht.

So hatte sich denn erfüllt, was vor beinahe zwanzig Jahren Freunde Radetzky's, als nahe bevorstehend, gehofft hatten: Oesterreichs Heer war in Paris. Von jenen Genossen unsers Helden lebte keiner mehr; sie waren auf den Schlachtfeldern im Norden und Süden gefallen. Nur er hatte alle Schläge des Schicksals überdauert und freute sich des endlichen Sieges der gerechten Sache. Wie vormals auf dem Monte Croce, im Angesichte von Genua, so faltete er jetzt in der Weltstadt die Hände zum Gebet und dankte der unsichtbaren Hand, welche ihn bisher im Sturm der Schlacht so wunderbar erhalten hatte, und flehte, daß sie Oesterreichs Völker und Oesterreichs Herrscherhaus gnädig bewahren wolle. Er hatte ein frommes Herz in der tapfern Brust, aber auch, wie in der frühen Jugendzeit, den fröhlichen Soldatensinn, der gern sich freut und Andere an der Freude Theil nehmen läßt. Daher versammelte er Abends Freunde und Waffenbrüder um sich und spendete reichlich die edelsten französischen Weine, nach dem Ausspruche des Dichters:

„Ein deutscher Mann kann keinen Franzmann leiden,
Doch seine Weine trinkt er gern."

Dergleichen heitere Stunden waren selten, denn der Ernst der Zeit forderte von allen bedeutenden Männern ernste Erwägung. Welche Verfassung sollte Frankreich erhalten, damit künftig die Ruhe Europa's nicht mehr gefährdet werde? Konnte man es wagen, die Familie der Bourbonen wieder in ihre Rechte einzusetzen, ohne eine neue Revolution und Störung des Weltfriedens hervorzurufen? Und war nicht Napoleon noch an der Spitze einer Armee? Wenn er der Alte ist, meinten erfahrene Krieger, und unter ihnen Radetzky, so wendet er sich rasch nach den mittäglichen Provinzen, verbindet sich mit Augereau, drängt die Corps unter dem Prinzen von Homburg und Bianchi zurück und gewinnt durch den Erfolg neue Kraft. Diese und andere Gegenstände beschäftigten die Männer, von deren gemeinschaftlicher Entschließung die Feststellung der Verhältnisse abhing.

Während der erzählten Vorgänge war der französische Kaiser voll Vertrauen auf seine strategische Operation an der Marne aufwärts gezogen. Die Angriffe der Reiterschaaren auf seine Nachhut hatten ihn in dem verderblichen Glauben erhalten, die ganze verbündete Armee folge ihm nach. Zu spät ward er durch die Aussagen von Gefangenen enttäuscht; zu spät erhielt er durch unzweifelhafte Depeschen die bestimmte Nachricht, daß die vereinigte Macht der Gegner auf dem Marsche nach Paris begriffen sei. Er kehrte eilends um, rückte in Gewaltmärschen vorwärts; er hoffte noch, seine Hauptstadt werde sich so lange halten, bis er dem Feinde in den Rücken falle. Seine Ungeduld wuchs, da er immer noch ohne weitere Kunde war. Er bestieg einen Wagen und fuhr in Begleitung von etwa 30 Personen den Truppen voraus. Am 30. März, dem Tage der Schlacht vor Paris, langte er in Fontainebleau an; aber noch in der Nacht fuhr er mit einigen Vertrauten auf der Straße von Paris weiter. Wenige Meilen von der Hauptstadt stieß er auf General Belliard, der sich mit einiger Reiterei hierher zurückgezogen hatte. Er erhielt von demselben sichere Auskunft über den Stand der Dinge, namentlich über den bevorstehenden Einzug der Verbündeten in Paris. Er wollte dennoch die Reise fortsetzen, indem er glaubte, irgend ein günstiger Zufall werde ihm Gelegenheit geben, unbemerkt durch die feindlichen Reihen in die Stadt zu gelangen. Man überzeugte ihn mit Mühe von der Unmöglichkeit dieses abenteuerlichen Unternehmens, von der Gewißheit der Gefangenschaft. Er kehrte endlich nach Fontainebleau zurück. Hier nahm er nicht in einem der Prunkzimmer des Schlosses, sondern in einem entlegenen, abgeschiedenen Gemache Wohnung. Er hatte aber in der selbstgewählten Einsamkeit schwere, sorgenvolle Stunden, sorgenvollere, als er jemals

über ein gekröntes Haupt gebracht hatte. Er sandte Caulincourt nach Paris, um auf jede Bedingung zu unterhandeln; allein dieser kehrte mit dem Bescheide zurück, daß man sich mit seinem Gebieter in keine Unterhandlungen mehr einlasse, daß seine Absetzung bereits ausgesprochen sei. Von diesem Augenblicke an war er der Alte nicht mehr, dessen Entschlossenheit zum Aeußersten Radetzky und andere Generale noch immer gefürchtet hatten. Er war zu sehr an das Glück gewöhnt. Im eifrigen Betreiben seiner Entwürfe hatte er mit allen Mitteln des Genies, der niederschmetternden Gewalt und auch des schreiendsten Unrechts seinen Weg aufwärts verfolgt. Jetzt, da sein Pfad in furchtbaren Abstürzen niederwärts ging, schwankte er unsichern Trittes hin und her zwischen Extremen. Den wahren Muth im Unglück eignet man sich nur in einer langen, mühereichen Schule an; zwei Jahre der gehäuften Niederlagen konnten den stolzen Geist Napoleon's nicht zu jener Heldengröße erziehen, die sich auf den Höhen des Lebens, wie in seinen Tiefen voll weiser Mäßigung, unerschüttert und ehrenwerth beweist. Es läßt sich nicht verkennen, daß er hier zu Fontainebleau, schwankend, von einem Entschlusse zum andern überspringend, von den äußeren Eindrücken beherrscht, in einer wenig würdigen Haltung erscheint. Dürfen wir einem Napoleon unsern Radetzky gegenüberstellen, so steht dieser dem Typus, der uns von einem Helden vorschwebt, in seinem wechselvollen Leben näher, als jener, und er zeigte diese Größe im glänzendsten Lichte, als er, ein hochbejahrter Greis, der Feindesflut die männliche Stirn entgegenbot; während manche seiner Freunde und Genossen vor der Gefahr zaghaft zurückwichen. Ist es uns endlich vergönnt, eine noch kühnere Vergleichung aufzustellen, so ist der Geist, der Oesterreichs Völker und Regierung unter Kämpfen und Niederlagen beseelte, der Ausfluß nicht eines antiken, sondern eines christlichen Heldenthums, das muthig für sein heiliges Recht mit dem Schicksale ringt, seine zerschmetternden Schläge ohne eitles Murren erträgt und im Glücke ohne Uebermuth nur das begehrt, was ihm die Gerechtigkeit nicht versagen kann. Ihm gegenüber erscheint Napoleon und, wenn man will, das revolutionäre und das kaiserliche Frankreich wie ein Meteor, das im raschen, flammenden Fluge am Himmel herzieht und dann schnell sinkend in Nacht vergeht.

Am 4. April hielt Napoleon Musterung über das Heer und wurde mit lautem Jubel begrüßt. Als er erklärte, man wolle die verhaßten Bourbonen auf den französischen Thron zurückführen, verlangten die Soldaten den Marsch nach Paris. Da folgten ihm die Generale Ney, Macdonald,

8*

Oudinot und Andere in das Schloß und erklärten ihm, daß sie in einen Bürgerkrieg nicht willigen, ihm nicht nach Paris folgen würden, daß er der Herrschaft entsagen und auf diese Bedingung weiter unterhandeln solle. Nach langen, heftigen Debatten unterschrieb er die Entsagungsurkunde, jedoch nur zu Gunsten seines Sohnes, der unter der Regentschaft der Kaiserin den Thron besteigen solle. Als die Marschälle nach Paris kamen, fanden sie, daß man sich schon für die Bourbonen erklärt habe und unbedingte Entsagung Napoleon's verlange. Während ihrer Reise griff der Letztere den Plan wieder auf, über die Loire zu gehen und den Krieg fortzusetzen. Er forderte sie nach ihrer Rückkehr auf, ihm zu folgen. Da sie sich weigerten, unterschrieb er endlich die Entsagungsurkunde, verlangte sie jedoch bald zurück, und wechselte in seinen Entschlüssen, bis es zu spät war, mit den Waffen in der Hand zu siegen, oder zu fallen. Er erhielt durch den abgeschlossenen Vertrag die kleine Insel Elba und ansehnliche Revenuen. Nach erfolgtem Abschluß trat er wieder in sein einsames Gemach. Die inneren Kämpfe, die er in der Nacht bestanden, hat kein menschliches Auge gesehen. Am Morgen erschien er krankhaft bleich, wankenden Schrittes. Er nahm schmerzgebeugt von seiner Garde Abschied. Seine politische und kriegerische Laufbahn war dem Anschein nach vollendet.

Nach dieser nothwendigen Abschweifung kehren wir zu Radetzky zurück, der in Paris an allen Verhandlungen thätigen Antheil nahm und nebenbei mit vielen hochgestellten Personen in freundliche Verhältnisse trat. Von dem König von Preußen, der nicht weniger als andere Monarchen seine Thätigkeit zu würdigen wußte, erhielt er um diese Zeit die erste Klasse des rothen Adlerordens.

Als der Pariser Friede abgeschlossen war, geleitete er die Armee in die Heimat. Er trat in Wien wieder in seine frühere Stellung als Chef des General-Quartiermeisterstabes. Unterdessen hatte sich in der Hauptstadt Oesterreichs der Congreß versammelt, der die verschiedenartigsten Ansprüche der Fürsten, die Ländertheilungen und Entschädigungen regeln sollte. Da hatte denn auch Graf Radetzky vielfältige Gelegenheit, mit fürstlichen Personen, mit Feldherren und Staatsmännern Ideen auszutauschen, die gegenseitigen Erfahrungen zu vergleichen, freundschaftliche Verbindungen zu schließen. Eben so anspruchslos, wie mild in seinem Urtheil, und gewinnend in seinem Benehmen, verkehrte man gern mit ihm. Die Verhandlungen selbst waren äußerst schwierig, und mehrmals schienen die schroff einander entgegenstehenden Ansichten und Ansprüche die Lösung durch

das Schwert zu fordern. Nicht selten ward auch Radetzky zur Berathung gezogen, und er bemühte sich, so weit sein Einfluß reichte, bald mit größerem, bald mit geringerem Erfolge zwischen den Parteien zu vermitteln.

Die Rückkehr Napoleon's von der Insel Elba, sein rascher Zug nach Paris förderte endlich den Abschluß der verschiedenen Traktate und ein neues Bündniß gegen den Mann, dessen friedlichen Versicherungen man nach den gemachten Erfahrungen keinen Glauben beimaß. Die Ausrüstung der Heere Oesterreichs, das auf zwei Kriegsschauplätzen, in Italien und in Frankreich, auftreten mußte, war insbesondere Gegenstand der Thätigkeit Radetzky's. Er legte einen Plan vor, wie der Rheinübergang zu bewerkstelligen sei und später eine ausführliche Denkschrift über die Führung des Krieges sowol gegen Napoleon, als auch gegen seinen Schwager Murat, der die Sache der Verbündeten verlassen und sich dem Verbannten von Elba angeschlossen hatte. Im Mai ging er nach Italien und besprach mit General Frimont die kriegerischen Operationen. Aber schon zu Ende des Monats war er wieder zurück und begab sich nun zu dem Feldmarschall ins Hauptquartier nach Heidelberg. Ernstliche Gefechte fielen in diesem Feldzuge von Seiten der großen Armee nicht vor, denn Wellington's und Blücher's entscheidender Sieg bei Waterloo öffnete die Grenzen von Frankreich und die Thore von Paris. Zum zweiten Male innerhalb funfzehn Monaten kam Radetzky in die französische Hauptstadt. Der Aufenthalt daselbst war ihm sehr erwünscht, denn es war für ihn ein hoher Genuß, mit geistvollen Männern, von deren Einfluß die Geschicke Europa's abhingen, im Gespräche über Vergangenes und Zukünftiges sich zu unterhalten. Fürst Wrede, der Herzog von Wellington, Hardenberg, Humboldt, auch Talleyrand, der Vicekönig Eugen lernten seinen Werth kennen und schätzten ihn hoch.

Der zweite Pariser Friede machte diesem freundlichen Verkehr ein Ende. Radetzky kehrte abermals auf seinen Posten nach Wien zurück. Er fand daselbst Vieles verändert, was ihm seine Stellung verleidete. Die Ruhe in Europa war durch Napoleon's Verbannung auf die einsame Insel im atlantischen Ocean auf lange Jahre gesichert, der deutsche Bund errichtet, die heilige Alliance abgeschlossen. Man besorgte keine Störung des Weltfriedens. Daher erhoben die bequemen Leute, die unverbesserlichen Anhänger des Althergebrachten wieder ihre Häupter und suchten die Neuerer, die Vorkämpfer des Fortschrittes entweder auf geräuschlose Weise zur Seite zu schieben, oder doch unschädlich zu machen. Radetzky, mit seinem Vorwärtsdrängen auf Verbesserungen in allen Zweigen des Militärwesens,

war ein scharfer Dorn in ihrem Ruhekissen. Sein schöpferischer Genius, der nicht still stehen konnte, hatte für sie etwas Schreckhaftes; er erschien ihnen wie der böse Geist der endlosen Unruhen. Aber sie wußten sich, wie vormals, zu helfen; sie setzten ihm in einem immer wiederkehrenden Veto die vis inertiae, d. i. Kraft der Schlaffheit oder vielmehr der Trägheit entgegen, die alle seine Bestrebungen vereitelte. Völlig entmuthigt zog er sich endlich vom Hofkriegsrath zurück. Die Geheime-Raths-Würde, die er von seinem Kaiser erhielt, die französischen, hannöverischen, badnischen Orden, womit ihn andere Fürsten schmückten, entschädigten ihn nicht für die Täuschungen in seiner amtlichen Stellung. Sein Leben war ein stetes Schaffen; es verlor an Werth, wenn ihm dieses versagt war.





Viertes Kapitel.

Thaten und Streben im Frieden.

(1816—1848.)

Ist denn der Friede nur ein Stillestand? —
Ruh'n auch die blanken Schwerter in den Scheiden,
Der tapfre Mann hält an den Griff die Hand,
Blickt weit hinaus in fern entlegne Zeiten
Und ahnt: dort steigt der Krieg herauf am Rand
Der Berg'. Er führt sein treues Heer, zu streiten
Im Waffenspiel, daß einst im Grau'n der Schlacht
Es steh' für Oesterreichs uralte Macht.

Wir haben unsern Helden in einer wenig befriedigenden Lage und Stimmung verlassen. Er wünschte und erhielt 1816 einen andern Posten. Er wurde als Divisions-General der Kavallerie nach Oedenburg versetzt. In dieser Stadt hatte er einst, wie wir berichtet, gar angenehme Zeiten ver-

lebt, und auch jetzt fühlte er sich freier, behaglicher, als unter dem unmittelbaren Einflusse des Hofkriegsrathes zu Wien. Seine Thätigkeit war freilich auf einen engern Kreis beschränkt; allein er konnte sich in diesem Kreise mit Freiheit bewegen, während ihm dort jede Bewegung abgeschnitten war. Doch sollte er auch in diesen bequemeren Verhältnissen nicht lange beharren. Zwei Jahre nach seiner dienstlichen Versetzung berief ihn der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich-Este, Oberst-Kommandirender von Ungarn, nach Ofen, um als sein ad latus (Stellvertreter in vorkommenden Fällen) zu fungiren. Diese Berufung aber zog neue, zum Theil sehr unangenehme Verwickelungen und Mißstimmungen nach sich. Radetzky, obgleich mild und liebenswürdig im Umgang, war doch zu wenig Höfling, um unter allen Verhältnissen allen Personen angenehm zu sein. Er nahm vielleicht in Verfolgung seiner Absichten, in Aeußerung seiner wohlbegründeten Meinung zu wenig Rücksicht. Er machte vielleicht Verstöße gegen die Umgebung des Fürsten; er hatte auch kein Hehl, wenn er seine Ansichten nicht mit denen des Fürsten selbst in Uebereinstimmung bringen konnte. Auf diese Art gerieth er wieder in eine schiefe Stellung, die nicht minder unerquicklich war, als jene zu Wien.

Nur auf kurze Zeit wurde er aus der üblen Lage befreit, da er den Befehl erhielt, sich nach der Hauptstadt zu begeben, um daselbst großartige Kavallerie-Manöver in Gegenwart des russischen Monarchen zu leiten. Er entledigte sich dieses Auftrages zur höchsten Zufriedenheit des Kaisers, der ihm, wie wir wissen, sehr freundlich gesinnt war. Während der Befreiungskriege hatte er zu Zeiten ein Schnäpschen aus der kaiserlichen Feldflasche erhalten; jetzt empfing er in Anerkennung seiner Verdienste den russischen Ehrendegen in Brillanten.

Nach dieser glänzenden Episode mußte er auf seinen Posten in Ofen zurückkehren. Er eröffnete sich hier, da er auf seinem eigentlichen Felde, auf dem der praktischen Thätigkeit im Militärwesen, überall gehemmt war, einen andern Wirkungskreis. Er nahm statt des Schwertes die Feder zur Hand und schrieb Aufsätze des verschiedenartigsten Inhalts. Krieg und Friede, Politik und Oekonomie, Pferdekenntniß und Gartenbau behandelte er mit einer Einsicht und Gründlichkeit, die bewies, daß er sich mit allen diesen Gegenständen theoretisch und praktisch vertraut gemacht hatte. Man muß billig erstaunen, daß dieser Mann, der im rauhen Kriegsleben alt geworden war, der fast auf allen Schlachtfeldern gefochten hatte, noch Zeit und Lust gewann, sich mit der friedlichen Kunst des Feld- und Gartenbaues zu befassen. Man wird unwillkürlich an den römischen Kaiser Diocletian erinnert, der sich

nach einer Reihe kriegerischer Thaten und Siege in das entlegene Salona zurückzog und — seinen Kohl baute.

In der That hatte Radetzky zu jener Zeit ähnliche Gedanken, wie Kaiser Diocletian. Es gab keine Schlachten mehr zu liefern; der Friedensstand des Garnisonslebens war ihm verleidet; er wünschte und hoffte, den Rest seines Lebens unter wissenschaftlichen und landwirthschaftlichen Beschäftigungen zubringen zu können. Er meinte, recht glücklich zu sein, wenn er auf diesem Felde durch mündliches und schriftliches Wort, wie durch praktische Thätigkeit andere Menschen belehre und aufmuntere. Er hatte unter den steten Plackereien, wodurch man seine großartige Thätigkeit in Fesseln legte, die schwere Kunst erlernt, sich ein Asyl zu ermitteln, wo er eine bescheidene Werkstätte für sein emsiges Streben und Schaffen ungestört aufschlagen konnte. Er hoffte, darin eine leidliche Zufriedenheit zu finden, während doch zu seiner vollen Befriedigung ein weiter, unbeschränkter Raum nothwendig war. Das Schicksal aber hatte ihm Besseres vorbehalten, als damals seine kühnsten Wünsche reichten; es bereitete ihm auf weitschauender Höhe einen Aladins-Palast, wo seinem schaffenden Genius die Freiheit zu Theil ward, in die menschlichen Geschicke einzugreifen. Sollen wir es aber Zufall oder Faktum nennen, wenn eine unerwartete Wendung im Leben der Völker unsern Radetzky von den Schranken frei macht, die so lange seine Thatkraft niedergehalten hatten, wenn dagegen der Geist Napoleon's auf den einsamen Felsen im Weltmeer gebannt wird, wo seine Riesenkraft in ohnmächtigem Zürnen sich bald verzehrt? Ist es nicht vielmehr die sittliche Weltordnung, die sich, wie im großen Ganzen der Geschichte des Menschengeschlechtes, so in seinen Koryphäen abspiegelt? Wer mit unbefangenen Blicken dem Lebensgange jener beiden Männer nachfolgt, der wird darin die alte Wahrheit ausgeprägt finden:

Was gut und edel ist und rein, besteht;
Was Selbstsucht schafft, wie groß es sei, vergeht.

Während seines Aufenthalts in Ofen leitete Radetzky mehrmals großartige Manöver. Einem solchen wohnte auch einstmals Kaiser Franz bei. Es wurde ein Zusammentreffen feindlicher Heerestheile fingirt, wobei der Feldmarschall-Leutnant das eine Corps, Erzherzog Ferdinand das andere kommandirte. Als die unblutigen Gefechte beendigt waren, versicherte der Kaiser, sein Vetter wäre wol übel weggekommen, wenn man die Sache ernsthaft genommen hätte. Dergleichen Waffenübungen unterbrachen die Einförmigkeit des Dienstes, nicht aber die wissenschaftliche Thätigkeit Ra-

detzky's. Er las viele Zeitschriften, besonders solche, die Verbesserungen im Militärwesen mittheilten, schaffte sich eine reichhaltige Sammlung von Karten und gediegenen Büchern an und fuhr zugleich fort, theils in ausführlichen Aufsätzen, theils in aphoristischen Entwürfen seine Gedanken über Alles niederzulegen, was dem Staate und dem Heere Nutzen bringen konnte. Er hoffte, diese Concepte ausarbeiten zu können, wenn er nach seiner langen Dienstzeit in Ruhestand versetzt würde. So vergingen ihm zehn Jahre in anscheinender Unthätigkeit, während er doch mit emsigem Schaffen die Resultate einer thatenreichen Vergangenheit und eines fortwährenden Forschens niederschrieb.

Im Februar des Jahres 1829 wurde er zum General der Kavallerie ernannt, und im November erhielt er den Posten eines Kommandanten der Festung Olmütz. Daß der friedliche Dienst ein ehrenvoller Ruhestand war, erkannten er und seine Freunde sehr wohl. Letztere sprachen es unverholen aus, nur durch Feindseligkeit und Ränke sei ein so kenntnißreicher, erfahrener und thatkräftiger Mann, wie Radetzky, dem Heere und dem Vaterlande entzogen worden; er selbst bezog freudig sein Friedensquartier, wo ihm, wie er hoffte, reichlich Muße gewährt wurde, seine schriftlichen Entwürfe zu ordnen und weiter auszuführen. Hier wollte er besonders seine Ideen über großartige Befestigungen zum Schutze der Monarchie, über Verwendung und Führung der Artillerie, Infanterie und Kavallerie in größeren Truppenkörpern zusammenstellen und für die Veröffentlichung ausarbeiten. Bei der Lebhaftigkeit, womit er einen Lieblingsgedanken zu verfolgen pflegte, zögerte er nicht, Hand ans Werk zu legen, und war bald an seinen schriftlichen Arbeiten mit derselben Lust und Liebe thätig, wie sonst, wenn er auf dem Marsche, oder im Getümmel der Schlacht die Kolonnen ordnete. Zu seiner Erholung befaßte er sich auch mit Gartenanlagen und hatte seine Freude daran, wenn die gepflanzten und gepflegten Kräuter, Blumen und Bäume gediehen. Ferner ließ er von Zeit zu Zeit sein kleines Heer ausrücken und manövriren, wobei er nicht müde wurde, die Offiziere zu belehren und zum Fortstreben in ihrem Berufe zu ermuntern. Er war bei dieser Lebensweise leidlich zufrieden. Obgleich er schon das dreiundsechzigste Lebensjahr überschritten und so viele Strapazen ertragen hatte, erfreute er sich doch einer guten Gesundheit und ungeschwächter Geistesfrische. Er gab sich daher der angenehmen Hoffnung hin, durch seine Schriften seinen Lieblingsideen in einem weiten Kreise Eingang zu verschaffen, ohne daß er das lähmende Veto stagnirender Behörden werde zu fürchten haben.

Die Erwartungen, die der gealterte Held von einem ruhigen, friedlichen Feierabend nach dem mühereichen Tagewerk hegte, wurden durch die Juli-Revolution in Paris gestört. Drohender gestaltete sich die Lage von Europa. In Deutschland und noch mehr in Italien geriethen die Völker in Aufregung. Erreichbar schien, was man vorher als Chimäre betrachtet hatte, die Selbstständigkeit der Nationalitäten. In diese allgemeine Unruhe griffen Menschen ein, die den Umsturz des gesetzlich Bestehenden wollten, um aus der Dunkelheit hervorzutreten und eine Rolle zu spielen. Aber unerschüttert stand Oesterreich, der Hort des Rechtes und der bewährten Ordnung, in seinem innern Kern noch nicht unterwühlt von der im Finstern schleichenden Umsturzpartei. Es brachte sein Heer in Italien auf einen achtunggebietenden Fuß. General Frimont, ein bewährter Krieger, trat an die Spitze der Armee; vor seinen Bajonnetten entflohen die Unruhstifter, und die alte Verfassung ward überall erhalten. Der neue Befehlshaber kannte und schätzte den in Olmütz fast vergessenen Radetzky; denn er hatte oft an seiner Seite die Waffen geführt. Er erbat sich ihn zum Gehülfen, und der Kaiser genehmigte die Bitte. Am 26. Februar 1831 erhielt der Festungs-Kommandant seine Bestallung für Italien und damit die Anwartschaft zu neuen, rühmlichen Thaten.

Er betrat den Garten von Europa mit anderen Gefühlen, als damals, da er, als ein junger, kriegslustiger Kavallerie-Offizier, dem Rufe seines väterlichen Freundes Beaulieu gefolgt war. Zwar war er auch jetzt, obgleich bedeutend gealtert, nicht unempfänglich für die Reize und Fülle, welche die Natur über Italien ausgegossen hat; aber das Leben selbst mit seinen Anforderungen, die Ausführung seiner weit aussehenden Entwürfe nahmen ihn vorwiegend in Anspruch. Hier lagen die Schlachtfelder, wo einst Oesterreichs Kräfte so oft zertrümmert worden waren. Er wußte, daß dieses schöne Land eine der ergiebigsten Provinzen, aber auch die angreifbarste Seite des Kaiserstaates war. Alle seine Gedanken vereinigten sich sofort in der einen Idee, das lombardisch-venetianische Königreich durch eine starke Wehrverfassung seinem Monarchen zu sichern, dem es, als dem Erben der deutschen Kaiser, nach uralten Rechten gehörte. Er war kaum vierzehn Tage in Mailand, so trat er schon mit mehreren Anregungen hervor, welche darauf hinzielten, der Armee größere Beweglichkeit im Manövriren zu verschaffen. Der Oberbefehlshaber, ein tapferer Soldat von altem Schrot und Korn, war den vorgeschlagenen Verbesserungen keineswegs geneigt. Er meinte, das stattliche Heer, wie es sei, habe bisher ausgereicht und werde auch künftig

allen Ereignissen mit Glück die Stirne bieten. Veränderungen eines schon erprobten Zustandes seien mißlich und ihr Erfolg durchaus unsicher. Bei diesen Gründen mußte sich Radetzky beruhigen; als aber schon im November 1831 Frimont zum Präsidenten des Hofkriegsrathes in Wien ernannt und er selbst mit dem Oberbefehle über die Armee in Italien betraut wurde, erhielt er freien Spielraum und säumte nicht, zur Ausführung seiner Ideen vorzuschreiten. Er hatte aber an dem Chef seines Generalstabes, dem Obersten von Heß, einen Mann, der ihn nicht nur verstand und auf seine Gedanken einging, sondern der auch bald durch gegenseitige Hochachtung und Freundschaft mit ihm verbunden war. Er ging mit ihm täglich um, hörte seine Ansichten über die wichtigsten Dinge und suchte in Gesprächen mit dem kenntnißreichen Manne nicht seine Meinung zur Geltung zu bringen, sondern die Wahrheit, die möglichst richtige Auffassung eines Problemes sich und ihm klar zu machen. Beide Männer waren darüber einverstanden, daß man sich im Frieden für den Krieg vorbereiten müsse, daß die Armee im Frieden eine möglichst vollendete Ausbildung für die Operationen im Kriege erhalten müsse. Schon während des Winters wurde damit der Anfang gemacht und theoretischer Unterricht ertheilt. Man verfertigte Modelle von Thon, oder anderem Material, die größere Terraintheile darstellten. Die operirenden Heereshaufen wurden durch hölzerne Vierecke, Posten und Plänkler durch Nadeln mit Siegellackköpfen bezeichnet. Die Mannschaft erhielt Anweisung, diese Modelle selbst zu verfertigen und erlangte darin große Kunstfertigkeit. Während des Sommers suchte man auf den Exercirplätzen, oder in größeren Manövern auf unbebauten Flächen die praktische Anwendung zu erzielen.

Um über die Richtigkeit und den gültigen Werth der Vorschriften sicher zu sein, wurden die taktischen Bewegungen mehrmals unter den Augen der im Kriege wohlerfahrenen Führer vorgenommen, betreffenden Falls abgeändert und wiederholt, bis über das Resultat kein Zweifel mehr obwaltete.

Nachdem man über alle Einzelnheiten Gewißheit erlangt hatte, wurde eine Manövrir-Instruction aufgestellt. Sie sollte eine feste Norm für die Verwendung größerer Truppenkörper sein. Alle Bewegungen in Brigaden, Divisionen und Corps waren darin festgestellt. Die Kommandirenden wußten jetzt, wie sie in solchen Abtheilungen sich aufstellen und taktisch bewegen sollten. Die Bataillone desselben Regimentes standen fernerhin nicht mehr in einem, sondern in zwei Treffen. Die leichte Fußbrigade wurde auf zwei Bataillone Jäger oder Grenzer, zwei leichte Kavallerie-Divisionen und eine Kavallerie-Batterie normirt, während die Linienbrigade vier bis fünf Bataillone und

eine Fußbatterie erhielt und in zwei oder drei Treffen aufgestellt wurde. Darnach konnte namentlich die den Brigaden und Divisionen zugetheilte Artillerie bei allen Bewegungen ihren Aufstellungspunkt leicht finden.

Eine ähnliche Manövrir-Instruction wurde für die Reiterei ausgearbeitet, wobei Radetzky seine früheren Ideen über Verwendung dieser Waffe in größeren Massen in Anwendung brachte. Ganz neu waren darin die Anweisungen über Auf- und Abmarschiren, über die Bewegung in schrägen Linien und über Flankenangriffe, was er Alles nach seinen Erfahrungen anordnete.

Ein weiterer Schritt, die Armee tüchtig und schlagfertig zu machen, war eine ins Einzelne gehende Feld-Instruction. Sie bezweckte besonders, die Linientruppen auch für den Plänklerdienst herzurichten, und war so populär gehalten, daß auch der gemeine Mann sie begreifen konnte.

Alle diese Anweisungen wurden im Sinne und Geiste Radetzky's und unter seinen Augen von dem Chef seines Generalstabes ausgearbeitet; die Vorrede zu der Manövrir-Instruction aber ist aus seiner eigenen Feder geflossen, und sie bezeichnet eben so seine Bescheidenheit, wie seine lautere Begeisterung für seinen Beruf und seine Liebe für den Soldaten. Er schließt mit den Worten: „So nehmt denn, biedere, treue und tapfere Truppen unsers allverehrten Monarchen, die gegenwärtige Lehre des Manövrirens in größeren Körpern mit Liebe und Einsicht auf. Laßt uns muthig das Werk vollenden, das vor mehr als zwanzig Jahren sein erlauchter Bruder in unserer Armee begann; und sowie ihr seine Lehre bis nun mit Würde und Sorgfalt übtet, so laßt uns auch jetzt auf gleiche Weise in dem verfahren, was, auf jene gebaut, die fortschreitende Bildung aller Heere erneuert von uns fordert, damit wir immer geachtete und gefürchtete Gegner aller Jener werden, welche die Ruhe unsers glücklichen Vaterlandes stören sollten."

Alle diese Vorkehrungen und Neuerungen stießen Anfangs auf keine Hindernisse. Man ließ den strebsamen Mann gewähren, so lange er nicht unbequem wurde. Indessen kam endlich der Kostenpunkt zur Sprache und erregte Anstoß. Er hatte sich zwar bemüht, zu den Sommerübungen Wüstungen und Heiden möglichst zu benutzen, und die Lombardei enthält trotz der gartenmäßigen Benutzung des Bodens doch bedeutende Strecken, wo der Wassermangel nur eine spärliche Kultur zuläßt. Es gab aber gleichwol Ansprüche auf Entschädigung, und noch größere Kosten verursachten die Auslagen für Quartier und Lager. Radetzky gab hierzu bedeutende Summen aus seinen eigenen Mitteln; allein diese reichten bei weitem nicht aus, und nun erfolgten Einwendungen und ernste Abmahnungen, die er alle geduldig

hinnahm, ohne sich in seinem Verhalten beirren zu lassen. Er ließ die Uebungen in größeren Massen den ganzen Sommer hindurch fortsetzen, eilte mit seinem Stabschef von einem Lager ins andere, von der Adda bis an den Mincio und die Etsch mit einer Raschheit und Beweglichkeit, die bei seinem Alter fast unbegreiflich war. Er ließ dann nach einem improvisirten Plane Scheingefechte vornehmen, wodurch er die Manövrirfähigkeit der Mannschaft und die strategische Befähigung der Offiziere kennen lernte und immer mehr praktisch heranbildete. Noch wichtiger aber war der soldatische Gemeingeist, welcher dadurch in dem ganzen Heere geweckt wurde. Der Soldat war stolz, ein Glied dieses tüchtigen Truppenkörpers zu sein, und besonders dem Feldherrn, der ihn mit seltener Leutseligkeit behandelte, von ganzer Seele ergeben.

Das einträchtige Zusammenwirken Radetzky's mit dem Chef seines Generalstabes wurde schon im Sommer 1834 unterbrochen; der Letztere erhielt nämlich die Beförderung zum Brigade-General und Station in Mähren, statt in Italien, wo er fast unentbehrlich geworden war. Diese Trennung hatte einen sehr ungünstigen Einfluß auf Radetzky. Er war und blieb auf lange Zeit verstimmt. Wie an einen Jugendfreund hatte er sich an den gleichgesinnten Heß angeschlossen; er pflegte ihn seine rechte Hand zu nennen, die seine großartigen Gedanken geschickt und energisch zur Ausführung brachte; und nun war das Band ohne genügenden Grund zerrissen. Es war ein Schlag, der nicht besser geführt werden konnte, um ihn auf's Tiefste zu verletzen. Indessen hielt ihn seine Verstimmung nicht ab, in der gewohnten Thätigkeit fortzufahren. Er veranstaltete im Oktober am Schlusse der Sommerübungen eine Concentrirung der sämmtlichen disponiblen Truppen in Lagern zwischen der Etsch und dem Mincio. Es war ein Soldatenleben, wie mitten im Kriege. Mehrere Tage hindurch wurden von ganzen Heerestheilen Scheinschlachten geliefert. Der Kanonendonner rollte, das Kleingewehrfeuer knatterte; die Jäger im grauen Rock mit dem aufgeschlagenen Filzhut, die Grenzer im braunen Gewande schritten den Linien-Bataillonen voran, oder zogen sich nach den Umständen hinter sie zurück. Der Pulverdampf umhüllte die Massen; daraus brach die schwere Reiterei mit den blitzenden Helmen und Kürassen hervor, oder es sausten Husarenschwärme mit fliegendem Dolman und Ulanen-Geschwader in bunter Kleidung daher und ließen im Anprall ihr Hurrah erschallen. Der alte Feldherr aber ritt häufig von einem Flügel zum andern, da und dort von einzelnen Truppentheilen mit lautem Jubel begrüßt, oder er erstieg auch wol zu Fuße eine steile Anhöhe, und das Alles mit der Lebhaftigkeit und Raschheit eines jungen Mannes.



Ausmarsch zum Lager.

Eine eigenthümliche Romantik gestaltete sich Abends in den Lagern, wenn die Bivouacfeuer die kriegerische Völkerversammlung beleuchteten und bei ihrem Scheine die Nationalitäten des Kaiserstaates nach den so verschiedenartigen Physiognomien und Uniformen aus der Dunkelheit hervortraten. Wir haben unsere Leser schon damit bekannt gemacht, als wir mit ihnen den blutgedüngten Boden des Marchfeldes beschritten. Hier aber schmausten die Krieger nach den unblutigen Mühseligkeiten des Tages mit größtem Behagen und tranken den italienischen Wein, den die braune Marketenderin für blanke Zwanziger bereitwillig einschenkte. Da und dort schnarrte der Dudelsack und erklangen Lieder in den verschiedenartigsten Mundarten. Wir fügen einige czechische Strophen bei, die uns ein alter böhmischer Soldat aus jener Zeit mitgetheilt hat.

Schau, das Mädchen droben weinet
An des Berges Rand,
Und die Abendsonn' bescheinet
Röthlich ihr Gewand.

Und sie klagt ihr Leid den Tannen,
Klagt es früh und spat;
Ach, ihr Liebster zog von dannen,
Denn er ist Soldat.

Doch er wird ihr wiederkehren
In das stille Thal,
Wenn der Krieg vorbei, mit Ehren
Einst als Korporal.

Auch Radetzky durchschritt manchmal die Lager und blieb wol an einem Bivouac-Feuer stehen, um die malerische Scenerie zu betrachten und die Lust der Leute durch eine Spende von Silberlingen zu erhöhen. Da mußte er denn einst recht herzlich lachen, als er von einigen Wiener Soldaten das burleske Lied vom „schönen Jöpperl“ wieder hörte, das dreihundert Schneider trugen und fallen ließen. Eine andere Gruppe saß um einen glimmenden Span herum, deutete eifrig mit den Fingern darauf und sang im Chorus, während einer den Takt schlug:

„Unser guter Bruder Laudon,
Laudon ist todt!
Laudon ist mause- mausetodt —
Laudon ist todt.“

Dies wiederholten die Leute ohne Unterbrechung, nur wurden die Stimmen immer leiser, je mehr der Span erlosch, erhoben sich aber, wenn er zuweilen heller aufglimmte, und erstarben endlich mit dem letzten Funken im leisen Flüstern. In solch origineller Weise feierten die Soldaten das Andenken des großen Eroberers von Belgrad nach ihrer Weise. Wir haben einen solchen Vortrag mit entsprechender Pantomime selbst beobachtet und uns an dem unnachahmlichen Humor nicht wenig ergötzt. Möge man uns verzeihen, daß wir dabei vielleicht zu lange verweilen. Wir meinen, durch solche Züge das Bild, das wir dem Leser von unserem Feldherrn und seinem Heere zu geben wünschen, in bestimmteren Umrissen hervorzuheben, als wenn wir uns auf den Bericht der geschichtlichen, eingreifenden Begebenheiten beschränken.

Die großartigen Uebungen und Herbstmanöver, sowie die sachgemäßen Instructionen erregten bald allgemeine Aufmerksamkeit. Auch unterließ Radetzky nicht, Abschriften von den Reglements an viele Notabilitäten von Fach zu senden, mit denen er überhaupt fortwährend in Briefwechsel stand. Unter diesen befand sich namentlich General Graf Clam-Martinitz, früher Ordonnanz-Offizier des Fürsten von Schwarzenberg. Dieser machte mit großer Bescheidenheit einige Einwendungen. Er meinte unter Anderem, nach dem neuen Reglement werde ein tüchtiger General an der Spitze größerer Reitermassen niemals fehlgehen, ein bornirter dagegen wisse nicht, was er mit der Masse anfangen solle, und die detaillirten Vorschriften seien für ihn ganz verloren. Für den guten Befehlshaber genüge aber auch

das alte Reglement, und die bisherige Unbeholfenheit rühre nicht sowol von dem Mangel an sachgemäßem Reglement, als von dem Mangel an Uebung im Großen, da man immer nur in einzelnen Regimentern, nicht in größeren Truppenkörpern die Exercitien vornehme. Der Schluß des Briefes ist bezeichnend für das Verhältniß, in welchem der Verfasser mit Radetzky stand; wir fügen ihn deshalb bei: „Du siehst, mein verehrter Gönner, daß mein Glaubensbekenntniß mich viel weiter führte, als ich Anfangs wollte, und es bleibt mir daher Nichts übrig, als die Hoffnung und die ganz gehorsame Bitte auszusprechen, daß Du meine höchst überflüssigen Bemerkungen mit Nachsicht lesen und als unwillkürliche Aeußerungen meines Interesses an dem Gegenstande betrachten mögest, den Du aus viel höheren Standpunkten und, gestützt auf den Ruhm und die Erinnerung eigener Thaten, mit Sicherheit beherrschest, während ich gerade nur soviel davon weiß und erlebt habe, um mir zu sagen, wieviel mein Wissen und meine Erfahrung mir abgehen läßt."

Durchaus beistimmend äußerten sich in ihren Antwortschreiben auf Radetzky's Mittheilungen sein alter Waffengefährte Langenau und der tapfere Tettenborn, der in den Befreiungskriegen mit seinen leichten Geschwadern den Franzosen soviel Schaden zugefügt hatte. Beide waren damals in Wien und meinten, trotz der vielen Gegner würden die neuen Instructionen doch wol zur allgemeinen Geltung kommen. In der That wurde auch eine Prüfungs-Commission angeordnet, welche entscheiden sollte, ob diese Neuerungen überhaupt nöthig seien. Von den vierzig Gliedern derselben sprachen sich sieben und dreißig bejahend und nur drei verneinend aus. Dennoch wurde die Einführung der Instructionen nicht durch einen Erlaß allgemein verfügt, sondern sie mußten sich selbst Bahn brechen, und das geschah, wenn auch langsam, doch sicher, da sie strategisch und taktisch von unbestreitbar richtigen Prämissen ausgehen und in logischer Folge sich entwickeln. Sie sind mehr oder weniger die Grundlage der neuern Kriegführung geworden.

Während sich übrigens Radetzky in der Armee ein gewaltiges Schwert bildete, um gegen die Feinde seines Kaisers im offenen Felde zu bestehen, dachte er auch darauf, einen starken Schild gegen Angriffe von außen und von innen herzurichten. Denn der Zustand der Halbinsel war damals äußerst bedrohlich. Die Franzosen hatten ohne alle Veranlassung Ancona besetzt, und die Revolutionairs von Italien, durch keine Erfahrung belehrt, hofften, unter dem Schutze des Bürgerkönigs von Paris für ihre Nationalität die dreifarbige Fahne erheben zu können. Es herrschte überall eine dumpfe Gährung. Unter diesen Umständen sah sich der General nach einem festen

Bollwerke um, das, als Basis der kriegerischen Operationen, zur Concentrirung der Armee geeignet sei. Er wählte dazu die alte berühmte Stadt **Verona** auf beiden Seiten der Etsch. Daselbst hatte man vor sich die kleine Festung Peschiera am Ausflusse des Mincio aus dem Gardasee, zur Linken das unbezwingliche Mantua. Er ging mit diesem Plane schon seit dem Jahre 1831 um, schlug vorsichtig nur wenig umfangreiche Werke vor und griff die Kosten möglichst niedrig. Er hoffte, das Uebrige werde sich von selbst als nothwendig herausstellen und Verona sich nach und nach zu einem Waffenplatze ersten Ranges gestalten. In dieser Erwartung täuschte er sich damals; man mußte erst die bittersten Erfahrungen machen, ehe man sich entschloß, die großartigen und soliden Forts zu errichten, die gegenwärtig die Festung umgürten. Eisenbahnen, Hafenbauten und andere allerdings gemeinnützige Werke erheischten ungeheuere Summen; und da Nichts zu drängen schien, so kargte man mit ängstlicher Sorge da, wo es ebenfalls die Wohlfahrt des Staates galt, aber nicht so zu eilen schien; und dennoch kam es darauf an, die schwächste Seite der Monarchie in wehrhafte Verfassung zu setzen.

Unter solchen Verhältnissen stieß **Radetzky** mit seinen Berechnungen und Anforderungen auf bedeutende Schwierigkeiten. Man gab sogar nicht undeutlich zu verstehen, wie er selbst mit seinen eigenen Mitteln übel haushalte, so sei er auch ein schlimmer Wirthschafter in seiner amtlichen Stellung. Allerdings war er mit seinen Finanzen oft in Zerwürfniß; aber dieses hatte nicht seinen Grund in selbstischen Bedürfnissen — seine Lebensweise war ganz einfach — sondern in dem kameradschaftlichen Verhältniß, welches er mit seinen Waffengefährten unterhielt. An seiner Tafel speisten die Offiziere des Hauptquartiers und wer sonst von höheren Militairbeamten gegenwärtig war. Er gab mit großartiger Liberalität, wo irgend das Bedürfniß vorlag und er machte sich wenig Sorge, wenn dadurch ein Deficit in seiner Kasse entstand. Eben so forderte er ja vom Staate bedeutende Geldmittel nicht für sich, sondern zum Schutze der Monarchie. Dazu aber hielt er die Befestigung von Verona für unentbehrlich, und er verfolgte seine Entwürfe mit zäher Beharrlichkeit, die endlich ans Ziel führte. Freilich erhielt die Festung nicht die Ausdehnung, welche er beabsichtigte; aber er gewann doch einen Stützpunkt für die Armee, dessen Wichtigkeit sich in der Stunde der Gefahr gar bald bewähren sollte. Dagegen scheiterte sein Plan, auch die Hauptstadt Mailand mit einer Citadelle und anderen Werken zu versehen. Das Geschrei über seine Geldverschleuderung erhob sich lauter als jemals, und er mußte auf seine Projecte Verzicht leisten.

Im Winter von 1834 auf 1835 wurde der bejahrte Feldherr gefährlich krank. Er litt an einem bösartigen Husten und Unterleibsübel. Seine bisher bewahrte körperliche Rüstigkeit nahm zusehends ab, und auch sein Geist war niedergedrückt, wozu vielleicht die Entfernung seines Freundes Heß nicht wenig beitrug. Man fürchtete allmähliche Auflösung eines Lebens, das für das Vaterland unschätzbaren Werth hatte. Dennoch genas er gegen alle Erwartung an Körper und Geist, und trat wieder mit der gewohnten Thätigkeit in den Geschäftskreis ein; nur ließ sich nicht verkennen, daß er ernster und in sich abgeschlossener geworden war.

Nicht weniger schwer, als die eigene Krankheit, berührte ihn das Ableben des Kaisers Franz, dem er mit unerschütterlicher Ergebenheit im Unglück und im Glück bereits 43 Jahre hindurch gedient hatte. Der vielgeprüfte Monarch hatte seinen treuen Diener wohl erkannt, seine Verdienste belohnt, seinen redlichen Eifer oft gegen Ränke oder Selbstsucht in Schutz genommen.

Durch diese und andere Vorkommnisse ließ sich Radetzky nicht haarbreit von seiner Bahn abdrängen. Er griff die Befestigung von Mailand wieder auf; er schlug vor, die Stadt mit Thürmen nach dem System des Erzherzogs Maximilian zu umgeben. Für diesen Plan sprachen sich auch der Erzherzog selbst und der ausgezeichnete Ingenieur Birago günstig aus; allein der Kostenpunkt war und blieb die Klippe, an welcher das Project scheiterte. Während der Schriftenwechsel darüber theils in freundschaftlicher, theils in amtlicher Form geführt wurde, ließ der General die Sommerübungen der Truppen und die Herbstmanöver in umfassender Weise fortdauern. Den Uebungen wohnte er so oft als möglich selbst bei, um die Leute zu den erforderlichen Leistungen anzufeuern. Besonders lag ihm die Ausbildung der Artillerie am Herzen. Er verordnete tägliches Scheibenschießen, setzte öfters Preise aus, und suchte auch die Raketenbatterien für den Dienst im Felde brauchbar herzustellen. Bei einer solchen Gelegenheit wurde ihm die Lippe von einer fehlerhaft auffliegenden Rakete zerrissen, wovon ihm eine kleine Narbe zurückblieb.

Der schlagfertige Zustand des Heeres zeigte sich immer mehr bei den jährlichen Schlußmanövern. Da gingen die Bewegungen in Massen, wie in kleineren Abtheilungen mit einer Präcision, Folgerichtigkeit und Raschheit vor sich, die auch fremde Offiziere in Erstaunen setzte.



Im Lager.

Der Feldherr und seine Umgebung.

Was aber die Armee vielleicht vor allen anderen Truppen auszeichnete und sie zu einem fest zusammenhaltenden Körper verschmolz, war der Geist, der, vom Feldherrn ausgehend, alle Glieder durchdrang und belebte.

Er, dem im Dienste Disciplin, Ordnung und Genauigkeit über Alles wichtig schien, war außer dem Dienste wie ein Vater unter seinen Kindern. Mit dem Offizier wie mit dem gemeinen Manne redete er freundlich, für Jeden hatte er ein ermunterndes Wort. Er erkundigte sich nach den Dienstjahren, manchmal sogar nach der Heimat, den Familienverhältnissen und anderen Dingen, die den General so wenig interessiren konnten, die ihn aber in den Stand, setzten, die Bedürfnisse des Mannes kennen zu lernen und, wenn möglich, zu seiner Zufriedenstellung beizutragen. In seinen Gemächern empfing er Bekannte und Unbekannte, Einheimische und Fremde. Es bedurfte gewöhnlich gar nicht der Anmeldung, um Zutritt zu erlangen. Schon des Morgens um fünf Uhr war er zu sprechen; da nahm er wichtige Meldungen an, und beschäftigte sich mit drängenden Arbeiten. Um sechs Uhr frühstückte

er Kaffee oder Chocolade mit seinen Adjutanten und Ordonnanz-Offizieren, vier Stunden später wurde in derselben Gesellschaft ein frugales Gabelfrühstück genossen. Um vier Uhr war die Mittagstafel servirt. Vor Tische versammelten sich die herkömmlichen und die besonders eingeladenen Gäste in einem an den Speisesaal stoßenden Zimmer, wo sie der edle Wirth auf seine verbindliche Weise empfing. Wenn angerichtet war, lud er mit freundlicher Miene zum Eintritt in den Speisesaal ein, wobei er manchmal die älteren Herren voranschob. Diese saßen wol öfters an seiner Seite rechts und links an der langen Seite der Tafel, aber nicht immer. Er zog manchmal auch einen jungen muntern Offizier neben sich, und hatte es überhaupt nicht gern, wenn bei Tische ein Rangverhältniß beobachtet wurde. Die Unterhaltung war lebhaft; schien sie einmal ins Stocken zu kommen, oder in banales Geplauder sich zu verlieren, so wußte er ihr bald eine interessante Wendung zu geben, sprach über politische oder militärische Zustände der Gegenwart und der Vergangenheit, urtheilte darüber mit der Reife der Erfahrung und des langjährigen Nachdenkens, und wußte auch Anekdoten und Erlebnisse auf originelle, oft humoristische Weise damit zu verweben. Dadurch ermunterte er auch Andere, sich ohne Scheu auszusprechen, was dem Gespräche die Würde der Freiheit und Ungezwungenheit verlieh. Geist, Gediegenheit nnd ergötzlicher Humor waren bei diesen Mahlzeiten, wie bei den selteneren Abendzirkeln gern gesehene Tischgenossen. Manchmal wurde ein Lied von sangesfertigen Kehlen angestimmt, oder man brachte Instrumente zum Vorschein und improvisirte ein Concert; manchmal wurden launige, oft gereimte Trinksprüche ausgebracht, welche die Heiterkeit erhöhten. Da erhob einer der Gäste das volle Glas mit dem perlenden Rothwein und sprach:

„Verehrte Herrn und Kameraden,
Lassens' einmal die Becher laden;
Wir bringen ein Victoria
Des Kaisers allerhöchsten Gnaden,
Dem General und den Soldaten
Und uns'rer Mutter Austria.“

Und dann wieder sprach ein Anderer:

„Weil wir heute tüchtig exerciren
Und mit vollen Gläsern manövriren,
Haltet in Bereitschaft das Gewehr;
Denn es gilt dem Führer und dem Heer.
Der gebessert unsre mag're Gage
Durch die allerreichlichste Menage,
Der uns einst soll führen in die Schlacht,
Ihm vor Allen sei ein Hoch gebracht!“

So saßen die kriegerischen Männer, wie eine Familie, um ihren Feldherrn und väterlichen Freund geschaart, und schmausten behaglich und tran-

ken die Fülle des lieblichen Weines. Unter den Genossen dieser modernen Tafelrunde nennen wir vor Allen den nachmaligen Feldmarschall-Leutnant von Heß, der als Chef des Generalstabes bis in den Sommer 1834 fungirte und dann in der Zeit der Gefahr 1848 dem Feldherrn zurückgegeben ward. Der kleine, hagere Mann mit dem geistreichen Auge, der frischen Gesichtsfarbe und der Genialität in Wort und That ist einer von den wenigen Gefährten unsers Radetzky, welche ihn überlebt haben. Er, damals etwa 60 Jahre alt, verstand ihn ganz, und schritt mit ihm, vorbereitend, ordnend, vollendend, auf der Bahn des rastlosen Schaffens zum Ziele.

Nach dem Abgange dieses ergebenen Freundes unsers Helden im Jahre 1834 trat Feldmarschall-Leutnant von Schönhals an dessen Stelle. Er bildete in mancher Beziehung einen Gegensatz zu seinem Vorgänger, mit dem er etwa von gleichem Alter war. Seine schlanke Gestalt, seine edlen Gesichtszüge nahmen auf den ersten Blick für ihn ein. Er war unter den Beschwerden des Kriegsdienstes frühzeitig ergraut, sonst hätte man ihn für bedeutend jünger halten können. Er bewegte sich in gesellschaftlichen Kreisen wie im Dienste mit Ruhe und sicherem Takt. Eben so war seine mündliche und schriftliche Rede leicht, gewählt und stets gehaltvoll. Nicht nur die Proclamationen und Armeebefehle, die er im Auftrage des Feldherrn entwarf, geben davon Beweise, sondern auch die meisterhafte Schilderung der Feldzüge in den Jahren 1848 und 1849, die er in seinen „Erinnerungen eines österreichischen Veteranen" mit Freimüthigkeit entworfen und als ein Denkmal seines Geistes der Welt hinterlassen hat. Nicht weniger verdienstlich sind die von ihm verfaßten Biographien Frimont's, Haynau's, Welden's, eine Monographie der Schlacht von Austerlitz und andere kriegsgeschichtliche Aufsätze. Obgleich er bei seiner diplomatischen Ruhe und Gemessenheit niemals das Vertrauen des Feldherrn in dem Grade besaß, wie F.-M.-L. von Heß, leistete er doch in den Kriegsjahren durch seine vielseitigen Talente die wichtigsten Dienste als erster General-Adjutant.

Jung, strebsam, voll Eifer stand ihm der zweite General-Adjutant, Oberst Schlitter, zur Seite. Ferner befanden sich im Gefolge des Feldherrn und an seiner Tafel als ständige Genossen die bewährten Flügeladjutanten Diller und Leykam, der General-Intendant Graf Pachta, der Major Graf Fergates, Kommandant der Stabs-Dragoner, die im dunklen, malerischen Waffenkleide den General umgaben und seine Befehle durch das Getümmel der Schlacht den Befehlshabern überbrachten. Würdige Tischgenossen waren ferner die Ordonnanz-Offiziere und andere hohe



F. Z. M. Karl von Schönhals.

Zu Wägner's Radetzky S. 184. Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Militärs, die, wie sie an den Mahlen des alten Helden Theil nahmen, so auch ihr Blut für ihn und die gerechte Sache vergossen. Wir nennen hier Langwieler, Huyn, Eberhard, Pimodan, Haizinger, und besonders den Artillerie-Director Stwrtnik. Wer sonst von Generalen und hohen Offizieren im Hauptquartiere gegenwärtig war, durfte gleichfalls an der Tafel nicht fehlen. Der seiner Person in den letzten Tagen seines Lebens so nahe attachirte General-Major von Steger befand sich zu jener Zeit, von der wir vorhin sprachen, noch nicht in der Umgebung des Marschalls. Oft waren in dieser seltenen Gesellschaft gegenwärtig der Erzherzog Albrecht, der würdige Sohn des Siegers von Aspern, der gegenwärtige Kaiser Franz Joseph, im Jahre 1848 noch ein zarter Jüngling und schon an kriegerischem Muthe dem Ahnherrn ähnlich, Fürst Felix von Schwarzenberg, der nachmalige, ruhmvolle Minister, die tapferen Generale Wratislaw, Appel, Wocher, Strasseldo, Wohlgemuth und namentlich der verwegene d'Aspre.

Wie Radetzky die oberen Offiziere an seine Person zu fesseln und für die Sache des Vaterlands tüchtig zu machen und zu begeistern verstand, so gewann er auch die Liebe und Hingebung der Mannschaft überhaupt, vom Leutnant bis zum Trainsoldaten. Oft trat er während der Manöver oder im Feldzuge an ein Bivouac-Feuer. Wenn dann Alle aufsprangen, wehrte er mit Hand und Mund. „Bleiben's sitzen, machen's keine Sachen," rief er fast unmuthig, und mischte sich dann in die Unterredung mit einer Herzlichkeit, welche bewies, daß aus ihm nicht berechnende Klugheit, sondern die angeborene Freundlichkeit und Gemüthlichkeit sprach. Oft ließ er einem gemeinen Manne ein Paar Zwanziger in die Hand gleiten, oder er steckte sie ihm in die Patrontasche, oder legte sie einer Schildwache auf den Stein, damit sie dieselbe bei der Ablösung mitnehme. „Trinken's, Freund, auf's Wohl unsers Kaisers," fügte er dann freundlich hinzu.

Wie der Feldherr durch humane Behandlung und herzliche Theilnahme das ganze Heer an sich zu fesseln wußte, so that jeder Befehlshaber mit seiner Mannschaft. Dadurch ward in der italienischen Armee jenes militärische Hochgefühl und jener kameradschaftliche Geist erzeugt, von dem wir schon geredet haben; dadurch wurden jene Truppen zu einer festen, gediegenen Masse verschmolzen, die unter den Stürmen der Auflösung fest zusammenhielt und einen Damm bildete, an dem sich die Wogen der Revolution brachen. Es fand hier ein Verhältniß statt, wie zur Zeit des Mittelalters zwischen Ritter und Knappen, ein begeistertes Streben, durch Heldenmuth

und Opferfreudigkeit das Höchste zu leisten, was von dem Krieger gefordert werden konnte. Auch nach seiner äußern Zusammensetzung ließ sich das Heer einigermaßen mit jenen begeisterten Schaaren vergleichen, die unter Gottfried von Bouillon zur Eroberung des heiligen Landes auszogen. Die glänzenden Uniformen der Generale, ihre grünschillernden Federbüsche und blitzenden Sterne, die Harnische der Kürassiere, die Lanzenfähnlein der Ulanen, die fliegenden Dolmane der Husaren, und dann die verschiedenen Uniformen des Fußvolks, vom fröhlichen Schützen und dem manchmal das Gebot vergessenden Grenzer bis zum bärtigen Grenadier bildeten, wie schon wiederholt bemerkt, ein seltsames und doch höchst interessantes Ganzes. Was ihm besonders ein eigenthümliches Gepräge gab, waren die Stabsdragoner im Costume der deutschen Reiter des dreißigjährigen Krieges und die morgenländisch gekleideten und gerüsteten Sereschaner. Letztere, etwa vierzig Mann, in rothen, mit Gold verzierten Jacken und weiten, bis an die Knie reichenden Hosen, Pistolen und Jataghan im Gürtel, waren eine Art Leibwache des Generals; Erstere, in grauen Reithosen, schwarzen Waffenröcken mit glänzenden Metallknöpfen und weißen Bandelieren, von den weißen Mänteln umwallt, waren gleichfalls um die Person des Feldherrn geschaart. Ihre breiten, mit hellglänzendem Korb versehenen Schwerter, ihre schwarzen Stulphandschuhe und aufgeschlagenen Hüte mit den nach hinten fallenden Federbüschen vollendeten das alterthümliche Ansehen dieser tapfern Schwadron.

„Ein tapferes Heer ist des Landes Schutz und Wehr, und verdienet Brod und Ehr," nach diesem Grundsatz verwaltete Radetzky sein Militär-Kommando in Italien. Er war daher unermüdet beschäftigt, den Soldaten für seinen Dienst willig und tüchtig zu machen. Er bewirkte, daß ihnen weißeres, schmackhafteres Brod, als das sonst gewöhnliche, gereicht, eine für die Sonne Italiens geeignete leichtere Bekleidung zugestanden, daß große Lagerzelte, eiserne, einschläferige Bettstellen eingeführt wurden. Ganz besonders lag ihm die Sorge für die Kranken und Verwundeten am Herzen. Er erkannte, daß die sogenannte böse Luft (Malaria) an manchen Orten in Italien mehr Opfer dahinraffe, als blutige Schlachten, und ward daher nicht müde, die Spitaleinrichtungen und die Behandlung seiner leidenden Waffenbrüder zu verbessern. Er verlangte für diesen Zweck mehr und immer mehr, und berührte dadurch auf eine oft unsanfte Weise den wunden Fleck der Finanzen. Sein alter Freund und Genosse von früheren Feldzügen, Graf Hardegg, der damals Präsident des Hofkriegsrathes war, schrieb ihm in dieser Beziehung wohlmeinend:

„Ich glaube Dir bemerken zu müssen, daß nach meiner Meinung man sich vor der Hand nur bestreben sollte, das Erreichbare zu erlangen. Der Hoffnung, daß die ärztliche Kunst und Wissenschaft in Bälde einen so raschen Fortgang nehmen werde, kann ich mich nicht hingeben. Sie werden immer nach ihren Methoden pfuschen, curiren und dogmatisiren. Wenn wir unserseits es nur dahin bringen, daß die armen Kranken reinlich gehalten werden, daß sie nicht aus Mangel an Nahrung zu Grunde gehen, daß Ordnung in den Spitälern herrscht, so haben wir unserer Pflicht Genüge geleistet."

Als Radetzky nicht nachließ, seine Anforderungen mit einigem Ungestüm zu wiederholen, so trat zwischen beiden ausgezeichneten Männern eine merkliche Kälte ein, die jedoch schnell beseitigt wurde, sobald höhere Pflichten ihr kräftiges Zusammenwirken forderten.

Während dieser manchfaltigen Beschäftigungen dauerten die Uebungen der Truppen und die Herbstmanöver unausgesetzt fort. Wie die kriegerische Bürgerschaft von Sparta, oder die Legionen Roms an den Grenzen der Barbaren fortwährend nur dem Waffendienst oblagen und dadurch allen anderen Völkern überlegen waren, so standen in gleich wehrhafter Verfassung die Heerhaufen Oesterreichs in ihren italienischen Garnisonen, oder in den Feldlagern zur Zeit der Manöver. Durch ganz Europa verbreitete sich der Ruf dieser großartigen Waffenspiele. Aus Rußland und Schweden, aus England und Frankreich und besonders aus den Nachbarländern kamen hohe Militärs, um die umfassenden Vorübungen für den Krieg in Augenschein zu nehmen. Alle diese fremden Offiziere wurden von dem Feldherrn zur Tafel gezogen, und sardinische Befehlshaber, wie Bava, Sonnaz, Lamarmora, die nachmals das Schwert gegen das kaiserliche Oesterreich zogen, speisten hier mit dem Sieger von Novara und seinen Tapferen, und erfreuten sich der geistvollen Reden und launigen Trinksprüche, welche die Genüsse der einfachen Tafel erhöhten.

Die Verdienste des tapfern Heerführers, der jetzt schon ein Grundpfeiler des Staates war und bald seine Burg werden sollte, wurden von seinem Monarchen besser erkannt, als vom Hofkriegsrath. Kaiser Ferdinand ernannte ihn nämlich bei seiner Krönung in Prag zum Feldmarschall. Am 17. September 1836 erhielt er diese höchste militärische Würde, die seine bescheidenen Wünsche weit überstieg. Damals aber stand er im 70sten Lebensjahre, und hatte dem Staate bereits 52 Jahre mit ungeschwächtem Eifer und ohne selbstische Absichten gedient. Die hohe Auszeichnung änderte übrigens weder an seinen Bestrebungen, noch an seinem humanen, leutseligen

Wesen das Mindeste. Er blieb der freundliche Wirth, der gute Kamerad, der Soldatenfreund, aber auch der vorsorgliche General, der Kriegszucht und fortgesetzte Waffenübung streng aufrecht erhielt und mit weitblickendem Geiste die Zukunft umspannte. Dagegen gab ihm der neue Rang den Nachbarstaaten gegenüber ein größeres Ansehen und in dieser Beziehung hatte der Marschallsstab für ihn allerdings Werth. Denn er suchte nicht blos durch ein schlagfertiges Heer dem Kaiser das schöne lombardisch-venetianische Königreich zu sichern, sondern auch dadurch, daß er das Interesse der italienischen benachbarten Regierungen immer fester an die Macht Oesterreichs kettete. Er begab sich daher jährlich bald an den einen, bald an den andern der kleinen Höfe, und überall, in Lucca, Modena, Parma, Florenz, ward er mit unverstelltem Wohlwollen und großen Ehrenbezeugungen empfangen, da man in ihm die Stütze sowol des Kaiserreichs, als auch der übrigen Souveräne Italiens gegen die heimlichen Umtriebe der demokratischen Partei erkannte. Was den königlichen Hof von Turin betrifft, so ging er damals gewiß von derselben Ansicht aus, und schloß sich eben so aufrichtig, wie die fürstlichen Staaten, an den mächtigen Nachbar an. König Karl Albert war schon im Dezember 1831 zum Inhaber des fünften Husaren-Regiments ernannt worden, das seit dem Feldzuge von 1809 den Namen Radetzky geführt hatte. Er übersandte dafür dem General im Februar 1832 das Großkreuz seines St. Mauritius- und Lazarus-Ordens, ohne zu ahnen, daß er den Mann damit schmücke, der berufen war, einst im Gottesgericht der Schlachten die Krone von seinem Haupte zu stoßen ......

Zwei Jahre später erhielt Radetzky das Senator-Großkreuz des Konstantin- und Georgs-Ordens von der Erzherzogin Marie Luise von Parma, an deren Hofe er ein stets willkommener Gast war.

In den Jahren 1838 und 1839 ward der greise Feldherr mit neuen Ehren überhäuft. Kaiser Ferdinand decorirte ihn bei seiner Krönung in Mailand mit dem Orden der eisernen Krone, König Karl Albert mit dem Annunciade-Orden; der Papst übersandte ihm das Großkreuz des Gregorius-Ordens und Kaiser Nikolaus von Rußland das Andreas-Ordenskreuz. Die letztere Auszeichnung war eine Folge der gastlichen Aufnahme, die der Großfürst-Thronfolger auf seiner Reise bei dem greisen Marschall gefunden hatte. Da war der hohe Gast in das militärische Leben und Schaffen des Feldherrn eingeführt worden, hatte mehreren jener großartigen militärischen Uebungen und Revuen beigewohnt, an seiner Seite unter dem Klange kriegerischer Musik die romantischen Seen bereist und sich seiner geistvollen,

belehrenden, nicht selten auch launigen Unterhaltung erfreut. In dem Rescripte, welches der Kaiser den Ordens-Insignien beifügte, gedachte er der würdigen Aufnahme, die sein Sohn bei dem Marschall gefunden hatte und zugleich der Achtung, in welcher Letzterer während der ruhmvollen Feldzüge bei seinem Vater gestanden habe. Als späterhin, im Jahre 1846, der Kaiser selbst nach Mailand kam, trat er in der Uniform des österreichischen Husaren-Regiments, dessen Inhaber er war, ohne Umstände bei dem Feldherrn ein, und übergab ihm eigenhändig die diamantenen Insignien des Andreas-Ordens. — Eben so einfach und entfernt von allem Nimbus hatte früher der geistvolle Friedrich Wilhelm IV. von Preußen den Marschall in seiner Operations-Kanzlei aufgesucht und sich in heiterer Stimmung mit ihm unterhalten. Ueberhaupt unterließ es keine fürstliche Person, kein Reisender von Bedeutung, der nach Mailand kam, sich dem kommandirenden General vorzustellen. Er war schon zu jener Zeit eine der hervorragendsten europäischen Celebritäten geworden.

Es gab übrigens damals auch Leute in Wien und anderwärts, welche meinten, das Soldatenspiel sei einmal eine Liebhaberei des alten Herrn, und er treibe wegen dieser Marotte auch ein wenig Schwarzseherei, das heißt, er träume und rede von Gefahren, die am Ende nur in seinem Gehirn existirten; er spiele den getreuen Eckhard, um sich und seine kostspieligen Soldaten wichtig zu machen. Allein niemals war ein redlicher Wächter, ein getreuer Eckhard nöthiger, der mit dem blanken Heldenschwerte die unbedachte Jugend Italiens vor der magischen Pfeife der Revolution zurückschreckte. Denn die Zeit rückte mit raschen Schritten heran, wo die Pläne der Umsturzpartei zur Reife kommen sollten. Die Männer dieser politischen Richtung hatten lange genug im Finstern gearbeitet, um sich endlich mit ihren Entwürfen ans Licht des Tages hervorzuwagen. Sie hatten den Völkern den schäumenden Becher des Nationalgefühls gereicht; sie forderten dafür von ihnen ihr Blut. Sie spiegelten ihnen ein freies Vaterland, eine nationale Unabhängigkeit vor, und meinten dann unter diesem Aushängeschilde die Rolle Robespierre's, oder Cromwell's spielen zu können. Berauscht von dem Gedanken an eine längst untergegangene Größe, taumelten die Völker dem Abgrunde der Revolution zu, die, jede heilsame Schranke niederwerfend, göttliches und menschliches Recht mit Füßen tritt und, wie die Erfahrung lehrt, der Freiheit selbst ihr Grab bereitet. Mag auch die Berechtigung der Völker zu einer selbständigen Entwickelung vielleicht nicht in Frage zu stellen sein, so läßt sich die Entfaltung der Nationalität doch

nur auf dem Wege des Rechts erringen; der Weg des Unrechts, der unberechtigten Gewalt hat weder im Privatleben, noch im öffentlichen einen erfreulichen Ausgang. Daher war namentlich in Italien, wo man jedes Mittel zum Zwecke, auch die kunstgerechte Handhabung des Stilets, für erlaubt hielt, der tragische Schluß des nun beginnenden Drama's vorauszusehen. Nur das Wie der endlichen Entwickelung konnte keine menschliche Klugheit ermessen, und darum blickten alle wohldenkenden und weiterschauenden Männer mit schweren Sorgen in die Zukunft. Zu ihnen zählte vornehmlich Radetzky, der auf dem Schauplatze, mitten im Parteiengewühl stand und alle Schritte der Häupter der Bewegung mit scharfem Auge beobachtete.

Er sah, wie der heilige Vater selbst, der, den Forderungen der neuen Zeit Rechnung tragend, Jahrhundert lang bestehende Mißstände mit einem Male zu beseitigen gedachte, ohne es zu ahnen, in den Schwindel der Bewegung hineingezogen wurde. In jedem Evviva Pio Nono, womit man verschwenderisch den volksfreundlichen Gebieter Roms und in ihm den angebeteten Vater der katholischen Christenheit feierte, erkannte er ein Aufgebot zu den Waffen gegen fremde Herrschaft. Von der einen Seite vernahm er, daß die Parteihäupter mit verlockender Rede einen Föderativ-Staat unter dem Schirme der dreifachen Krone verhießen; auf der andern erkannte er gar bald die Beweggründe, weshalb der Hof zu Turin dem Volke Bewilligungen machte, liberale Institutionen ins Leben rief und zugleich das Heer in schlagfertige Verfassung brachte. Das scharfe Auge des alten Menschenkenners errieth sogleich die ehrgeizigen Pläne des sardinischen Nachbars, vielleicht früher, als selbst der umsichtige Minister-Präsident Fürst Metternich, sah mit Bekümmerniß, wie sich Karl Albert zu einem Werkzeuge der Umsturzpartei hergab, die ihm mit verlockenden Worten ein nationales Königreich darbot, während ihren Phantasien nur eine italienische Republik als Ziel der angebahnten Erhebung vorschwebte. Er wußte, daß der Genuese Mazzini genial, rücksichtslos und verschlagen an der Spitze dieser Partei stand und eine Einheit in ihre Bestrebungen brachte, die sie zu einer furchtbaren politischen Macht erhob. Als sich mehr und mehr der gesammte, vielvermögende Adel und die städtischen Bevölkerungen den nationalen Ideen zuneigten und ihre Absichten immer offener aussprachen; da schwand der letzte Zweifel, der greise Feldherr war überzeugt, daß das Schwert allein die Entscheidung bringen könne, und er suchte auf diesen äußersten Fall gerüstet zu sein. Das aber hatte allerdings große Schwierigkeit.

Am Vorabend des Aufstandes.

Das Heer war im Jahre 1836 auf 62,000 Mann vermindert, späterhin wieder auf 72,000 Mann gebracht worden. Damit sollten die zahlreichen, stark bevölkerten Städte besetzt und nöthigen Falls einem auswärtigen Feinde die Spitze geboten werden. Denn Mazzini, das Haupt der revolutionären Bewegung, suchte unausgesetzt durch seine Emissäre das noch glimmende Feuer zu schüren, und bereits zog sich im Piemontesischen eine bedeutende, trefflich ausgerüstete Armee nach dem Ticino. Der Feldmarschall sandte die genauesten Berichte von diesen Vorgängen nach Wien, und zeigte im Herbst 1847 die Nothwendigkeit, nicht nur das Heer namhaft zu verstärken, sondern auch ein Reserve-Corps von 30,000 Mann am Isonzo aufzustellen. Er forderte ferner Vermehrung des Generalstabs, Vorkehrungen für das Spitalwesen, Beschaffung genügender Munition und andere für den Kriegsstand nothwendige Dinge. Graf Hardegg, der Präsident des Hofkriegsrathes, war bei der bedrohlichen Sachlage ganz seiner Meinung, erhielt aber gewöhnlich den Bescheid, es werde zu viel verlangt. Man meinte, die ganze Bewegung rühre von einigen unruhigen Köpfen her und werde höchstens in leicht unterdrückte Straßentumulte auslaufen; Karl Albert aber, der langjährige Bundesgenosse, werde weder den Muth, noch die Kraft haben, den mächtigen Kaiserstaat im Ernste zu bedrohen. Nur um die unabläßigen Mahnungen von Italien her zu beseitigen, wurde eine Vermehrung der Armee um 10,000 Mann verwilligt und eine Reserve von 13,000 Mann am Isonzo einstweilen verheißen.

Je drohender sich die Lage in Italien gestaltete, je bestimmter die Anzeigen von einer Schilderhebung gegen Oesterreich wurden, desto lauter ließ der Feldherr seine warnende und zu Rüstungen mahnende Stimme erschallen. Er schrieb an Hardegg noch zu Ende des Jahres 1847: „Der Verlust Italiens wäre der Todesstoß unserer Monarchie. Ich werde ihn nicht überleben. Ich stehe am Ziele. Kann mir das Schicksal ein beneidenswertheres Loos bereiten, als auf dem Boden zu siegen oder zu sterben, um den wir so lange blutig gerungen haben? Wir Beide sind durch eine große Vergangenheit gewandert; Gott verhüte, daß unsere beiderseitigen Namen sich an neue Unfälle der Monarchie knüpfen sollen. Ich rechne auf die huldreiche Hand des alten Kriegsgefährten in so vielen Drangsalen, aber auch bei so vielen rühmlichen Thaten.“ So sprach der greise Held, so dachte, so handelte er aber auch, und wahrlich, die vom Alterthume bewunderten Krieger Sparta's

konnten nicht mit größerer Entschlossenheit und Opferfreudigkeit in ihren Thermopylen beharren, als er auf seinem täglich gefährlicher werdenden Posten in Italien.

Eben so entschieden sprach sich Radetzky aber auch gegen die Civil-Regierung in Mailand selbst aus; denn auch diese unter dem Erzherzog-Vicekönig Rainer legte ihm Hindernisse in den Weg, indem sie durch unzeitige Nachgiebigkeit den Sturm zu beschwören vermeinte, der schon durch einzelne Wetterschläge den unabwendbaren Ausbruch kund that. Der erprobte Kriegsmann erklärte dem Vicekönig unumwunden: „Meine Mission ist es nicht, durch Nachgeben jene Folgen zu beschwören, die unausweichlich aus einem solchen Zustande hervorgehen müssen. Ich habe dem Kaiser, meinem Herrn, die Bekämpfung seiner Feinde, die Vertheidigung seines Thrones und seiner Rechte beschworen und werde diesem Schwur bis zum letzten Athemzug treu bleiben. Ich werde das Blut beweinen, welches fließen muß, aber ich werde es vergießen. Der Nachwelt überlasse ich es, mich zu richten." In ähnlicher Weise sprach er sich nach allen Seiten aus; allein seine mahnende Stimme verklang, wenn nicht ungehört, doch nicht so beachtet, wie es wünschenswerth gewesen wäre.

Radetzky erkannte in vollem Umfange die weittragende Bedeutung der Ereignisse, die sich vorbereiteten. Es konnte nicht mehr die Rede sein von partiellen Aufläufen, sondern es handelte sich um eine allgemeine, nationale Erhebung. Die Völker von den Alpen bis zu den Felsen von Spartivento und Passaro waren aufgeregt und in krampfhafter Bewegung. Sie hatten Jahrhunderte hindurch fremde Heerschaaren in blutigen Fehden um den Besitz ihres schönen Landes ringen sehen, hatten friedlich unter der Herrschaft der Sieger den blutgedüngten Boden gebaut und seiner Früchte wie der Ausübung der edelsten Kunst sich erfreut. Jetzt war das Gefühl in ihnen erwacht, in die Reihe der Nationen wieder einzutreten und darin eine ihrer Bildung angemessene Stellung einzunehmen. Diesem Streben schien besonders die Herrschaft Oesterreichs hinderlich zu sein. Sie verdankten aber dieser Herrschaft große und entschiedene Vortheile, wie kein einheimischer Fürst ihnen jemals gewährt hatte. Schon unter der Regierung der glorreichen Kaiserin Maria Theresia war eine gleichförmige Besteuerung und, darauf gegründet, eine höchst liberale Gemeindeverfassung eingeführt worden. Nach den Napoleonischen Zeiten hatte man dem lombardisch-venetianischen Königreich das österreichische bürgerliche und Criminalgesetz, sowie die Prozeßordnung ertheilt. Alle aus Feudalrechten her-

geleiteten Bevorzugungen hörten auf; es bestand eine Gleichheit vor dem Gesetz, wie sie wol das alte, demokratische Florenz, niemals aber die stolzen Aristokraten von Venedig und Genua gekannt und geduldet hatten. Ebenso gleichmäßig war die Militärpflicht auf alle Stände ausgedehnt. Daß der Grundbesitz sehr ungleich vertheilt war, daß der Adel und die großen Grundbesitzer durch ihre Geldmittel im Stande waren, sich dem Kriegsdienste



Straße über das Stilfserjoch.

und anderen Pflichten zu entziehen, das zu ändern, stand nicht in der Macht der Regierung, denn unter allen Zonen gewährt der Reichthum Vortheile und Vorzüge. Uebrigens geschah alles Mögliche, um die Nationalität aufrecht zu erhalten und die stolzen Lombarden zu befriedigen. Der Zutritt zu allen amtlichen Stellen stand den Italienern offen; die Sprache der Behör-

den im Königreich war die italienische; ein Vicekönig von kaiserlichem Geblüt hatte die Civil-Verwaltung in Händen. Der Kaiser selbst empfing zu Mailand die eiserne Krone der Lombarden, ein von den Hohenstaufen überkommenes, mit Kampf und edlem Blut errungenes Erbe. Freilich verlangten die Italiener eine unabhängige, von einem nationalen Ministerium geleitete Verwaltung und Befreiung von den Vexationen der Polizei und Censur; allein Ersteres widerstrebte dem Interesse der Gesammtmonarchie, Letzteres dem starren bureaukratischen System. Dagegen wurde mit großen Opfern der Wohlstand des Landes gefördert. Zur Erleichterung der innern Communication, sowie zur Hebung des Verkehrs nach außen wurden Straßen angelegt, von denen die über den Splügen und das Stilfserjoch an Kühnheit und Großartigkeit mit den bedeutendsten Werken aller Zeiten und Länder zu vergleichen ist. Nicht weniger geschah zur Erweiterung des Seehandels. Die Handelsmarine vermehrte sich; Kriegsschiffe schützten die Kauffahrer gegen die Piraten in den griechischen Gewässern; unter der geachteten österreichischen Flagge befuhren italienische Fahrzeuge alle Küsten der Levante; die alte Dogenstadt, einst der Mittelpunkt einer stolzen Republik und des Welthandels, dann verödet und verarmt unter französischer Herrschaft, erhielt das Vorrecht eines Freihafens, und ihre Lagunen öffneten sich wieder den Handelsschiffen aller Nationen, ihre Paläste den hereinströmenden Fremdlingen. Das Alles that Oesterreich für seine italienischen Provinzen; es konnte mit Recht auf ihren Dank rechnen. Aber freilich Dank, oder auch nur gerechte Anerkennung ist eben so wenig von einem fieberhaft aufgeregten Volke zu erwarten, als von der Politik der Kabinette. Jenes hat sich seine Leidenschaft zum Götzen erwählt, diese den augenblicklichen Vortheil. Dort wie hier werden dem Götzen Opfer von Thränen und Blut dargebracht; dort wie hier bringen die Opfer so wenig dauernden Gewinn, als die Tausende von Kindern, welche Karthago seinem Moloch in die glühenden Arme warf. Wenn einstmals Völker, oder vielmehr ihre Führer, und die schlangenkluge Politik über Jahrhunderte hinaus den Gang der Weltordnung zu durchschauen vermögen, dann erkennen sie, daß nur Bestand hat, was wahr und recht ist, daß schon auf Erden jede Schuld gebüßt wird; „dann feiern wir," wie der Dichter lehrt, „wol eine goldne Zeit." Aber freilich bleibt der Mensch immer ein kurzsichtiges Geschöpf, für den Tag geboren, nur den Tag überblickend, ein schlechter Rechenmeister für die Zukunft. Und darum fügt unser Goethe eben so wahr hinzu: „Die goldne Zeit, womit der Dichter uns zu schmeicheln pflegt, sie war, so scheint es mir, so wenig, als sie jemals ist."

Der Feldmarschall, der die Militärgewalt im lombardischen Königreiche in Händen hatte, überließ sich keineswegs poetischen Träumen von der Erkenntlichkeit des Volkes oder von der Rechtlichkeit der Kabinette. Er sah ringsumher die stürmische Bewegung, und sein praktischer Verstand lehrte ihn, daß nur Bajonnette dem zerstörenden Andrang Einhalt thun könnten. Gegen den Kaiserstaat spannen die Parteihäupter unter Mazzini's Führung die Fäden ihrer Intriguen; gegen die Kroaten und die deutschen Barbaren wurde die Masse mehr und mehr fanatisirt. Dreimal schon, in Neapel, Piemont und in den kleinen Staaten Mittelitaliens, hatte Oesterreichs Macht die Revolution zu Boden geworfen. Jetzt ward ganz Italien gegen sie aufgeboten. Die revolutionäre Partei hatte aber Verbindungen mit Gesinnungsgenossen in Wien sowie in Ofen-Pest. Sie hoffte daselbst gleichzeitig Volkserhebungen zu organisiren, was bekanntlich schon in nächster Zeit in Erfüllung ging. Ihre Ideen fanden Eingang in die Salons der Nobili, in die Boudoirs der Damen, in Beamtenstuben, selbst in fürstliche Kabinette und endlich auch in die Werkstätten der Bürger. Emissäre gingen hin und her; sie fanden überall bereite Pferde, da größtentheils auch das Postpersonal in ihr Interesse gezogen war. Schon hatte, im Drange der Ereignisse, der Papst freisinnige Institutionen erlassen, schon waren der König von Neapel und der Großherzog von Toscana zur Ertheilung von Konstitutionen gedrängt worden. Als endlich auch der König Karl Albert von Sardinien erklärte, daß er seinem Volke eine Verfassung ertheilen werde, stand Oesterreich in seinen italienischen Provinzen isolirt der allgemeinen Erbitterung gegenüber, die man durch Wort und That gegen dasselbe zu entflammen suchte.

Zunächst schied sich der Italiener in allen gesellschaftlichen Verhältnissen von den deutschen Barbaren, wie man forthin ohne Unterschied die Landsleute eines Mozart, Kant, Goethe, Humboldt zu nennen beliebte. Lang bestehende freundschaftliche Beziehungen wurden abgebrochen, treue Diener aus ihrem Dienst entlassen. In Kaffee- und Wirthslokalen verweigerte man den Altösterreichern die Bedienung; die Zirkel der vornehmen Welt trennten sich in zwei Lager; selbst die Hoffeste, die der Vicekönig gab, blieben von dem italienischen Adel unbesucht, und mußten endlich aus Mangel an Theilnahme fast gänzlich eingestellt werden. Diesen geräuschlosen Demonstrationen gaben die glühenden Blicke der Italiener, die wie Dolchspitzen nach jedem deutschen Herzen zielten, beredte Deutung. Damit aber begnügte man sich nicht, denn der gemüthliche Oesterreicher wußte sich mit

seinem erquicklichen Humor darüber zu trösten. Man ging zu Thätlichkeiten über.

Zunächst fielen da und dort dem geschickt geführten Stilet einzelne Opfer; doch wurden noch öfter solche Mordversuche mit Stock- und Säbelhieben vereitelt. Darauf richtete man offenbare Angriffe auf Vorrechte der Krone und zwar in einer Weise, daß die Polizei dagegen nicht einschreiten konnte. Man erklärte dem Tabakrauchen und dem Lottospiel den Krieg. Die Fabrikation des Tabaks, sowie die Lotterie trugen, als kaiserliche Monopole, dem Staate bedeutende Summen ein, und besonders war dies in Italien der Fall, wo man mit der dem lebhaften Volke eigenthümlichen Leidenschaftlichkeit das Rauchen, wie das Glücksspiel betrieb. Was dem Sittlichkeitsgefühl niemals gelungen wäre, eine Vereinigung zur Abschaffung dieser Unsitte, das brachte der Haß gegen die Regierung zu Stande. Man machte bekannt, daß mit dem Neujahr 1848 das Rauchen und Spielen aufhören solle, und man setzte es mit Hülfe von Drohbriefen und anderen Einschüchterungsmitteln durch, daß beides wenigstens öffentlich unterblieb. Nun begann ein förmlich organisirter kleiner Krieg gegen die beharrlichen Tabaksfreunde, den man hätte kindisch nennen mögen, wenn man nicht wüßte, wie aus Kinderspielen oft eine Feuersbrunst entsteht, die das ganze Haus mit all' seiner Fülle und seinem Frieden zu verzehren droht.

Die standhaftesten Raucher waren natürlich die Soldaten. Sie ließen sich ihre kaiserlichen Cigarren nicht durch das Machtgebot der Clubbisten entreißen. Dafür wurden solche mehreren Offizieren, die harmlos in Civilkleidung ihres Weges zogen, vom Straßenpöbel aus dem Munde geschlagen. Es fehlte dabei nicht an Beleidigungen jeder Art und dem Rufe: „Tod den Deutschen!" Indessen wagte man sich doch nur an einzelne Militärs; wo sie in größerer Anzahl zusammenstanden, rottete sich der Pöbel zwar gleichfalls zusammen, begnügte sich aber mit Schreien und Pfeifen, wagte jedoch keine Thätlichkeiten, und als der Hauptmann Graf Gustav von Neipperg, im Vertrauen auf seine persönliche Bravour, sich mit dampfender Cigarre durch die Haufen drängte, wich das Gesindel feig vor ihm zurück. Es wurde jedoch dem Feldmarschall von sicherer Hand mitgetheilt, daß für den kühnen Mann Dolche in Bereitschaft gehalten würden; er schickte ihn daher mit Depeschen nach Wien, um ihn den auflauernden Mördern zu entziehen.

Der Straßenunfug, die beständigen Kränkungen und Mißhandlungen erbitterten die Soldaten. Am dritten Januar zogen dieselben in größeren Gesellschaften mit brennenden Cigarren aus den Casernen. Viele, beson-

ders italienische Grenadiere, führten in jedem Mundwinkel eine Dampfmaschine und ließen aus zwei Kratern ihre Rauchwolken aufsteigen. Bald rottete sich das Gesindel zusammen; es kam zu förmlichen Angriffen; Steine wurden geschleudert, Dolche und Messer gezückt; die Soldaten machten nachdrücklich von ihren Waffen Gebrauch. Sofort rückten Patrouillen aus, Dragoner sprengten endlich an und trieben nicht ohne Mühe die wild bewegte Menge aus einander. Bei diesem Tumult gab es natürlich viele Verwundungen, und einige Meuterer, vielleicht auch Unschuldige blieben todt. Nun erhob sich ein lautes Geschrei gegen den Uebermuth der zügellosen Soldateska, wie man sich ausdrückte; der Podesta (Bürgermeister), Graf Casati, erhob sogar bei dem Vicekönig Klage gegen den Feldmarschall. Die schwache Regierungsbehörde muthete dem alten General zu, er solle seinen Soldaten das Rauchen verbieten, was dieser jedoch begreiflicher Weise zurückwies.

Fast in allen Städten des Königreichs wurden nach dem Muster der Hauptstadt ähnliche Cigarren- und Lotto-Krawalle angestiftet. Am blutigsten ging es am 8. Januar in den Universitätsstädten Pavia und Padua her, wo die exaltirten Studenten eine Rolle spielten. Die Straßen wiederhallten von den Evviva's auf Pius IX., auf Italien, von dem Rufe: „Zu den Waffen! Tod den Deutschen!" Einzelne Offiziere und Soldaten wurden überfallen und konnten sich nur vermittelst ihrer Waffen und durch herbeigeeilte Hülfe retten. In Padua setzten die Studenten das Tragen der Ernani-Hüte durch, die bisher als Abzeichen der Revolution betrachtet wurden. Sie verlangten die weitere Vergünstigung, eine eigene bewaffnete Legion zu bilden. Als dies abgeschlagen wurde, brach der Aufstand los. Wildes Gebrüll erfüllte die Straßen, die Sturmglocken wurden angezogen, ein Steinhagel auf die Soldaten geschleudert; Messer und Dolche blitzten in den Händen der Aufrührer. Die Studenten zogen sich endlich in ein Kaffeehaus zurück, das sie zu vertheidigen suchten. Als es nach einigem Widerstande mit Sturm genommen wurde, fiel manches Opfer unter den Waffen der erbitterten Soldaten. — In Venedig verlief der Krawall ohne Blutvergießen. Man begnügte sich, das Theater zu räumen, als der Lieblingstänzerin des Publikums, welche in die drei Farben Italiens gekleidet war, verboten wurde, die Sicilienne zu wiederholen. Mit diesem Tanze wollte man die von dem Könige von Neapel seinem Lande ertheilte Konstitution feiern. Sobald daher die Polizei diese Demonstration untersagte, erscholl der Ruf: Fuori tutti, worauf alle Italiener ihre Sitze räumten. Uebrigens hatte man sich auch hier

von Allem, was deutsch war, völlig getrennt, und die Kluft zwischen den beiden Nationalitäten erweiterte sich immer mehr.

Bedrohlicher mußten diese Ereignisse erscheinen, wenn man damit die Zustände in den benachbarten Staaten zusammenstellte. Im Piemontesischen waren vier Altersklassen zu den Waffen gerufen; der lombardische Adel wallfahrtete in ganzen Zügen nach Turin, um die Erhebung gegen Oesterreich zu beschleunigen und weitere Verabredungen zu treffen. Der Kirchenstaat und Toscana waren ganz in den Händen der revolutionären Partei, der man bereits die ausgedehntesten Concessionen gemacht hatte. Sie regierte in den Ministerien; ihre Ideen durchdrangen mehr und mehr die große Masse. Schon bildeten sich Freischaaren, um bei erster Gelegenheit die Grenze zu überschreiten, denen dann nach erfolgter Kriegserklärung die bewaffnete Macht selbst folgen sollte. Noch gefährlicher war die Nachbarschaft des Kantons Tessin, wo sich Abenteurer und politische Flüchtlinge in Menge versammelten und wo die entschiedenste Sympathie für die Sache eines vereinigten Italiens herrschte. Waffen wurden in Menge über die Grenze geschafft und zahlreiche Banden organisirt, deren angestammter Schweizermuth weniger zu verachten war, als die Tapferkeit italienischer Maul- und Federhelden.

Alle diese Bewegungen sah und erkannte die Regierung, aber sie ergriff keineswegs energische Maßregeln. Man hielt täglich Conferenzen, denen der Polizeidirektor und der Feldmarschall beiwohnten. Man beschloß, die wohlbezeichneten Häupter der Bewegung festzunehmen, und begnügte sich doch schließlich mit der Verhaftung von wenigen exaltirten, sonst unbedeutenden Personen. Die Hohenpriester der Verschwörung, namentlich der Podesta Casati und der Graf Borromeo, dessen Brust das goldene Vließ schmückte, lachten der polizeilichen Versuche und selbst des proclamirten Standrechts, das nicht zur Ausführung kam. Sie fuhren fort, in ihren Palästen zahlreiche Versammlungen zu halten, in denen der Haß gegen die deutschen Barbaren gepredigt und ihr Untergang beschworen wurde. Hätten aber auch die Behörden alle Energie entfaltet, sie würden den Aufruhr nicht niedergehalten haben. Denn wann ist der Aufschwung eines ganzen Volkes jemals durch polizeiliche Maßregeln, durch Censur, ja selbst durch Kerker, Beil und Holzstoß unterdrückt worden? Haben die Völker den Taumelbecher der Revolution getrunken, sind sie von den neuen Ideen berauscht, so verliert das Leben seinen Preis, so wird die fanatisirte Masse von dem entfesselten Sturm in den Kampf auf Leben und Sterben fortgerissen. Dann kommt es darauf an, daß die alte Ordnung mit dem bewährten Rechte nicht

völlig zu Boden geworfen wird, daß sie Kraft behält, sich wieder aufzurichten, wenn der Rausch verflogen ist, der jede ruhige Ueberlegung umnebelte. Ist die Masse entnüchtert, so mangelt ihr die verzweifelte Energie, womit sie vorher in den entbrannten Kampf gestürzt war, und Gesetz, Ordnung und Recht treten, von manchen Schlacken geläutert, siegreich wieder an ihre alte Stelle.

Diese Betrachtung führt uns zu dem greisen Helden Oesterreichs zurück, der mit seinen Getreuen dem ringsum wüthenden Orkane der Revolution die Spitze bot und seinem Monarchen die ihm zustehende Herrschaft in Italien wieder errang, nachdem er in zweifelhafter Lage mit unverdrossenem, ungebeugtem Muthe ausgeharrt hatte.

Er erließ am 15. Januar einen Armeebefehl, der nicht verfehlte, seine Krieger für die ihm heilige Sache der Monarchie zu begeistern. Er sagt darin:

„Seine Majestät der Kaiser, fest entschlossen, das lombardisch-venetianische Königreich mit aller Anstrengung eben so, wie jeden andern Theil Ihrer Staaten gegen jeden feindlichen Angriff, komme er von außen oder von innen, zu vertheidigen, haben mich beauftragt, allen in Italien stehenden Truppen diesen Entschluß mit dem Beifügen bekannt zu geben, daß dieser Ihr unerschütterlicher Wille in der Tapferkeit und treuen Anhänglichkeit der Armee die wirksamste Stütze finden wird."

„Soldaten, ihr habt sie vernommen, die Worte eures Kaisers. Ich bin stolz darauf, sie euch zu verkündigen. An eurer Treue und Tapferkeit wird das Getriebe des Fanatismus und treuloser Neuerungssucht zersplittern, wie am Fels das zerbrochene Glas. Noch ruht der Degen fest in meiner Hand, den ich 65 Jahre lang mit Ehre auf so manchem Schlachtfelde geführt. Ich werde ihn gebrauchen, um die Ruhe eines jüngst noch glücklichen Landes zu schützen, das nun eine wahnsinnige Partei in unabsehbares Elend zu stürzen droht. Soldaten, unser Kaiser zählt auf uns, euer greiser Führer vertraut euch. Das ist genug. Möge man uns nicht zwingen, die Fahne des Doppelaars zu entfalten. Die Kraft seiner Schwingen ist noch nicht gelähmt. Unser Wahlspruch sei: Schutz und Ruhe dem friedlichen, treuen Bürger, Verderben dem Feinde, der mit frevelnder Hand den Frieden und das Glück der Völker anzutasten wagt!"

Auf wiederholtes Nachsuchen um Verstärkungen erhielt der Marschall vierzehn Tage vor der Revolution in Wien von der sich noch immer in Sicherheit wiegenden Behörde den Bescheid, er habe die Kraft der Verthei-

digung nicht blos in der Zahl, sondern auch in der Haltung und Verwendung der bedeutenden Armee zu suchen und werde die blos defensive und in keiner Weise aggressive Aufgabe mit den dermal zu Gebot stehenden Mitteln zu lösen vermögen.

Radetzky nahm geduldig die herbe Note zu den Akten, und ließ sich dadurch in seinen Bemühungen für die Erhaltung des bedrohten Staates nicht irre machen. Dagegen trat der Präsident des Hofkriegsrathes, Graf Hardegg, der Hofkammer gegenüber mit militärischem Ungestüm auf. Als man ihm endlich rund und offen erklärte, der Feldmarschall habe auf keine weitere Unterstützung zu hoffen, sagte er, die Discussion abbrechend: „So bleibt mir Nichts weiter übrig, als mich hinzulegen und zu sterben.“ Und in der That starb er auch acht Tage nach diesem Auftritt (am 17. Febr.), wie einst Lord Chatam, nachdem er alt und krank noch einmal im Parlament für die Ehre Großbritanniens seine Stimme erhoben hatte. Er erlebte das Unglück der Monarchie nicht mehr, freilich auch nicht die Wiederaufrichtung derselben, nicht die Siege und den Ruhm seines alten Waffenbruders.

Die Zeit, in welcher Solches geschah, ist noch in unserm Andenken, und zu ihr führt uns unsere Erzählung. Sie wird uns berichten, wie auf den Barrikaden, im wüthenden Straßenkampf Oesterreich und sein Recht zu erliegen drohte, und wie es sich durch die Treue seiner tapfern Armee glänzend wieder aufrichtete.





Fünftes Kapitel.

Der Feldmarschall im Kampfe mit der Revolution.

Sie läuten die Glocken, sie stürmen her,
Wie schäumende Wogen im wilden Meer.

Was stehst du verlassen, was zagst du bleich,
Du altes, herrliches Oesterreich!

Noch wacht dein Hüter, der graue Held;
Bald zieht er hinaus auf das Siegesfeld.

In seiner Rechten das Richtschwert blinkt,
Davor der Verräther zu Boden sinkt.

Indem wir unsern Helden in die letzte kriegerische Periode seines thatenreichen Lebens begleiten, gedenken wir der poetischen Sage von einem alten nordischen Kämpfer, der sein Leben lang für Ehre und Recht und immer sieglos gestritten hatte. Er sah sich endlich nach jener Dichtung im hohen Alter auf seiner letzten Burg von zahllosen Feinden bedrängt. Verräther öffnen die Thore; er zieht sich mit seinem Häuflein getreuer Krieger in das letzte Bollwerk, einen festen Thurm zurück. Geschosse fliegen, Waffen blitzen rings umher; da theilt er das letzte Brod und den letzten Becher Wein mit seinen Mannen und bricht dann, entschlossen, zu siegen oder zu sterben, hervor auf die überraschten Dränger. Die Schwerter der Tapferen verbreiten Wunden und Tod; sie zersprengen die Reihen der Feinde, sie jagen ihnen nach durch Wald und Feld, bis die Sonne niedergeht. Da ist der

Bann gebrochen, der den alten Helden umstrickte, daß all' sein Streben und Kämpfen erfolglos blieb. Unter einer Eiche ruht er müde und wund; seine Getreuen singen ein Lied zu seinem Preise; sieghaft wallt sein Banner über ihm; aber es ist sein letzter Kampf gewesen, er geht heim zu seinen Vätern.

Ein poetischer Hauch, wie er über dieser Sage verbreitet ist, umschwebt auch das Leben Radetzky's. Mit Ausnahme der Kämpfe in den Befreiungskriegen hatte er fast immer sieglos und dennoch mit unverzagtem Muthe ein langes Leben hindurch für das gestritten, was er für recht und für das Vaterland heilsam, für die Armee seines Kaisers nothwendig hielt. Er sah sich endlich von zahllosen, erbitterten Feinden und Verräthern in seinem letzten Bollwerk rings umschlossen; da brach er unerwartet hervor an der Spitze seiner Getreuen und erfocht die ruhmvollsten Siege. Er hörte noch manches Lied zu seinem Preise, sah die kaiserlichen Paniere wieder in alten Ehren über Mailand und Venedig wehen, dann entschlief er, reich an Jahren und an Ruhm bei der Mit- und Nachwelt.

Weniger poetisch sind freilich die Details dieser letzten Kämpfe, die wir hier mit möglichster Treue wiederzugeben uns bemühen; aber sie haben desto höhern historischen Werth, denn sie greifen mächtig in die Geschicke der Völker ein, und bedingen zum Theil die gegenwärtige politische Gestaltung Europa's.

Des Feldmarschalls Hauptquartier war Mailand. Er hatte unmittelbar das erste Armeecorps zu seiner Verfügung, welches unter Feldmarschall-Leutnant Wratislaw die zum Theil bedeutenden Städte Brescia, Bergamo, Cremona, Piacenza und besonders die Festung Mantua besetzt halten mußte, während eine Brigade den Ticino gegen Piemont, eine andere die Grenze gegen den Kanton Tessin beobachtete. Wegen dieser Zersplitterung geschah es, daß zur Besatzung von Mailand nur etwa 10,000 Mann verwendet werden konnten, obgleich diese Stadt 170,000 Einwohner zählt, die den beabsichtigten Abfall kaum noch verhehlten. Das ganze erste Corps betrug etwa 41,000 Mann. — Das zweite Corps unter Feldmarschall-Leutnant Baron d'Aspre, welches sich auf 33,000 Streiter belief, lagerte im Venetianischen. Seiner Obhut war das neu befestigte Verona, sowie Padua, Vicenza, Udine, Treviso und endlich die Lagunenstadt selbst mit ihren reichlich ausgestatteten Magazinen und Arsenalen anvertraut. Das vereinigte Heer war bei seiner vortrefflichen Haltung und unter seinem Feldmarschall gegen jeden Angriff von außen stark genug; wenn aber die Städte sich erhoben und mit dem auswärtigen Feinde gemeinschaftliche Sache mach-

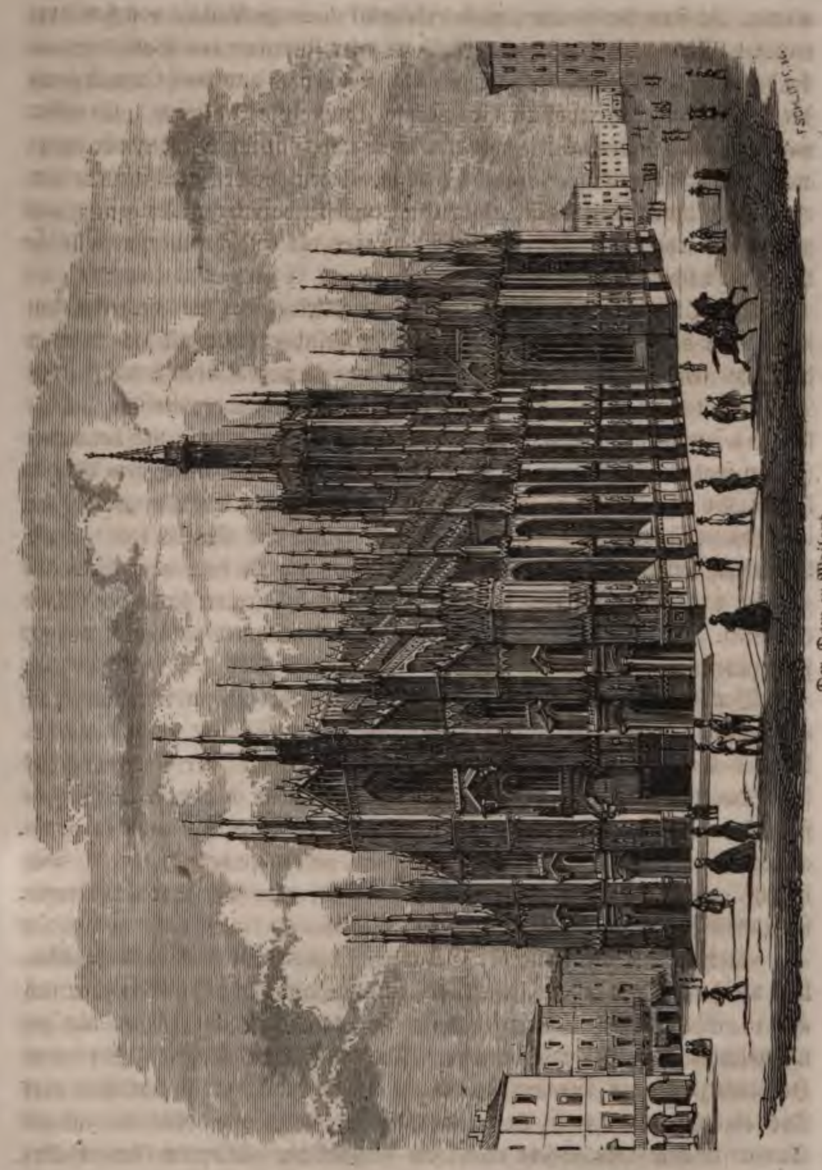
ten, konnten Verhältnisse eintreten, wie zur Zeit der Hohenstaufen, deren gewaltige Macht an den festen Mauern zersplitterte. Hierzu kam der Uebelstand, daß beinahe der dritte Theil des Heeres aus italienischen Truppen bestand. Diese hatten sich bisher zuverlässig und dem verehrten Feldherrn ergeben gezeigt; wer aber konnte Bürgschaft leisten, daß sie jeder Verlockung zum Abfall unzugänglich, die Waffen gegen ihre Landsleute führen würden, die für ein großes, einiges Italien das Banner der Revolution erhoben?

Die Spannung hatte den höchsten Grad erreicht; man erwartete an allen Orten das Signal zur nationalen Erhebung. Da erscholl der Donner der Februar-Revolution auf den Barrikaden von Paris und dröhnte über Europa hin. Die Juli-Dynastie war gestürzt; andere Throne wankten in ihren Grundfesten; die Fürsten Italiens wichen dem Drängen des aufgeregten Volkes, gaben liberale Institutionen; nur in dem lombardisch-venetianischen Königreich erhielt die Furcht vor den Bajonnetten und vor dem alten Marschall die gesetzliche Ordnung, und die Behörden in Wien beharrten in ihrer Selbstzufriedenheit und Sorglosigkeit, in dem Glauben, daß Wien nicht Paris, der fröhliche, gutmüthige Oesterreicher nicht Franzose sei. Aber von den Ufern der Seine rauschte der dämonische Geist der Revolution über den Rhein und zerbrach die Gesetzestafeln und entzügelte die Leidenschaften und umnebelte die Seelen, und auch die treue, fröhliche, glückliche Kaiserstadt an der Donau widerstand nicht seinem verlockenden Rufe. Waffen klirrten, der Donner des Barrikadenkampfes hallte in den Straßen von Wien. Kaiser Ferdinand, mild und gütig, wie fast alle Herrscher des habsburgischen Stammes, wollte nicht das Blut seines Volkes; er ertheilte ihm die begehrte Konstitution am 15. März 1848. Das aber war das Signal zur Erhebung Italiens gegen Oesterreichs Recht und Oesterreichs Macht, und diese Bewegung ging von Mailand aus.

Wie ein funkelnder Edelstein liegt Mailand inmitten des Fruchtgartens der lombardischen Ebene. Alleen, Promenaden, Villen und Gartenanlagen umgeben die Stadt mit ihrem schattigen Grün und verbergen sie dem Auge, daß man nahe herzutreten muß, um die Pracht, den Reichthum, die glänzenden Paläste, die schön gebauten Kirchen und öffentlichen Gebäude in unendlicher Manchfaltigkeit vor sich ausgebreitet zu sehen. Nur die von Gold strahlende Spitze des Marmordoms, welche das Bild der Madonna trägt, erhebt sich über den grünen Kranz von Bäumen und blickt nördlich nach den beschneiten Gipfeln der Alpen, südlich über den Po nach den Apenninen. Durch das viel verschlungene Gewühl der zum Theil engen Gassen zieht der

Corso, die breiteste Straße; auch dringen sich einige Kanäle von der Adda und dem Ticino hindurch. Zwölf Thore durchschneiden den Wall, der, aus früher Zeit herrührend, die Stadt umschließt, aber nur zum Spaziergange dient. Auf dem erhöhtesten Punkte der Stadt ist das Kastell. Es rührt aus dem Mittelalter her, war später in eine ziemlich starke Citadelle umgewandelt, dann unter der französischen Regierung wieder geschleift worden. Radetzky hatte angefangen, einige Vorwerke zu errichten; allein sie waren noch nicht sehr vorgerückt. Recht im Herzen der Stadt ruht der gothische Dom, ihr schönstes und edelstes Kleinod. Ein Wald von marmornen, mit reichem Bildwerk verzierten Spitzsäulen verkleidet die Strebepfeiler und steigt über das Dach empor, alle in mittelalterlicher Rhythmik geordnet und mit den Fenstern und dem kühn aufstrebenden Thurme über der Kuppel zu einem Ganzen vereinigt, das die geheimnißvolle Sprache der Religion zu dem gläubigen Gemüthe redet. Der freie Platz vor dem Dom und der davon ausgehende Corso sind der Tummelplatz der vornehmen Welt, wie der niederen Stände. Damen in prächtigen Equipagen, Kavaliere zu Pferde, Kastanienverkäufer mit ihren Pfannen, Blumenmädchen, ihre duftigen Bouquets feilbietend, Spaziergänger jeder Art wandeln hier auf und ab, und plaudern, schreien, streiten und versöhnen sich, wie es die Lebhaftigkeit des südlichen Charakters mit sich bringt. Nicht geringer ist der Lärm und das Gedränge des geschäftlichen Volkes in den meisten Straßen und Gassen, und überall sieht man, wie der Wohlstand verbreitet, der Erwerb erleichtert, die Lebenslust gefördert ist.

Das harmlose Volk hätte im tiefen Frieden lange Jahre froh und glücklich leben können; aber die überschwängliche Idee von einem großen, einigen Vaterland brachte ihm in Vergessenheit, daß es alle Fülle, allen Reichthum unter der wohlwollenden Regierung seines Kaisers erworben habe; die Verwirklichung neuer Ideen schien ihm allein des Lebens und Strebens werth; alle Besitzthümer, alle Gewohnheiten des Genusses traten davor wenigstens für den Augenblick in Schatten. Und doch hatte Italien niemals ein Ganzes gebildet. Es war im Alterthum von Rom nicht befreit, sondern geknechtet, dann den eingewanderten Völkern dienstbar geworden. Der lombardische Städtebund hatte den Hohenstaufen rühmlich Widerstand geleistet; aber sobald die äußere Bedrängniß aufhörte, stand jede Stadt für sich und hatte ihre eigenen Schicksale. Der wachsende Ueberfluß, wie er Wissenschaft und Kunst förderte, veränderte auch den kriegerischen Charakter des Volkes. Fremde Söldlinge schlugen seine Schlachten, und bald übernahmen aus-



Der Dom zu Mailand.

wärtige Fürsten dieses einträgliche Geschäft, und entschädigten sich für die blutigen Mühen durch Land und Leute. Dieser Zustand dauerte noch immer. Er hatte das Recht der Verjährung und mehr noch das Recht der Gewalt für sich. Nur der revolutionäre Rausch konnte die Italiener zum todesmuthigen Kampfe, zur Hingebung von Geld und Gut und Blut ermuthigen; als dieser Rausch verflogen war, kehrte die Scheu vor den Bajonnetten und dem Donner der ernsten Schlacht zurück, und sie waren glücklich genug, daß ihr milder, menschlich fühlender Sieger nur sein altes Recht, nicht vollgültige Rache in Anspruch nahm.

Am 17. März ruhte noch tiefer Friede auf Mailand; die Bürger gingen ihren Geschäften nach, der Reichthum freute sich seiner Genüsse, die Glocken luden die Andächtigen zur Einkehr in die Kirchen. Unterdeß machte der Pöbel sich bereit, die Cigarren-Krawalle wieder anzufangen, und die Parteiführer wandelten mit geheimnißvollen Mienen umher. Letztere versammelten sich im Palaste Borromeo, bei dem Podesta und im Broletto, dem Stadthause. Es scheint, daß sie schon Nachmittags Nachricht von den Ereignissen in Wien erhielten, während die officielle Kunde erst Abends spät an die Regierung gelangte. Der Vicekönig war schon am Morgen nach Wien abgereist, und auch der Landes-Gouverneur Graf Spaur hatte die Stadt verlassen. Der Vice-Präsident Graf O'Donell, ein unentschlossener Mann, stand allein an der Spitze der Civil-Verwaltung.

Der Feldmarschall ging mit Sorgen zur Ruhe, denn er wußte, daß verbrecherische Versuche zur Schilderhebung jede Stunde zum Ausbruch kommen konnten. Er vertraute indessen auf die Treue der Garnison, auf seine Kanonen und auf den unkriegerischen Charakter der an friedliche Zustände gewöhnten Bürger. Wenn er aber auch einen Aufruhr in großartigem Maßstabe nicht für unmöglich hielt, so konnte doch weder er, noch irgend Jemand eine Erhebung des ganzen Volkes vom hochgeborenen Grafen bis zum niedrigsten Bettler für denkbar halten.

Steigende Sorgen und der Gedanke an die ungeheure Verantwortlichkeit, welche auf ihm lastete, ließen ihn keine Ruhe finden; daher hatte er sich am 18. März bereits sehr zeitig vom Lager erhoben und früher als gewöhnlich in sein Bureau begeben. Unruhige Bewegungen, Hin- und Herrennen auf den Straßen lockten ihn ans Fenster. Er sah gelassen dem Treiben zu, das er wohl zu deuten wußte. Er sprach, ohne die bangen Sorgen zu verrathen, welche er bei sich herumtrug, mit seinem General-Adjutanten von Schönhals, der in den schon erwähnten „Erinnerungen eines

österreichischen Veteranen" die Begebenheiten des italienischen Krieges meisterhaft beschrieben hat. Derselbe meinte, der Feldmarschall müsse die Ereignisse mit dem Degen in der Hand erwarten. Man überbrachte ein Schreiben von dem Vice-Präsidenten, worin derselbe ersuchte, man möge keine militärische Macht entwickeln, bis er selbst solche verlange, damit das Volk nicht in seiner Freude über die glorreichen Errungenschaften gestört werde.

Indessen erfuhr der General gleichzeitig, die Schulen seien geschlossen, der Geschäftsverkehr stocke, verdächtige Zusammenrottungen fänden statt. Sofort wurde der Befehl erlassen, das Militär solle sich nicht in der Stadt zerstreuen. Um zehn Uhr nahm die Unruhe auf den Straßen zu, die Thore, Fenster und Läden, sowie die Verkaufslokale wurden mit großem Geräusch geschlossen. Bald kam die Meldung, am Broletto wehe eine dreifarbige Fahne, Waffen würden unter die Menge vertheilt, da und dort sei man beschäftigt, Barrikaden zu errichten. Eine andere Ordonnanz zeigte an, der Podesta mit dem Stadtrath sei nach dem Regierungs-Palaste gefahren, um die Ausführung der vom Kaiser ertheilten Verheißungen zu begehren; dieser Behörde habe sich auch der Erzbischof mit seinem Gefolge angeschlossen.

Nach Meldungen so ernsten Inhalts versammelte der Feldmarschall alle gegenwärtigen Offiziere um sich, und begab sich mit ihnen auf die Esplanade des Kastells. Daselbst erfuhr man weiter, der Regierungs-Palast sei in den Händen des Volkes, eine große Menge habe sich den städtischen Behörden nachgedrängt, die Wachen entwaffnet, oder niedergemetzelt, das Innere geplündert; der Vice-Präsident sei gefänglich fortgeführt worden, man wisse nicht wohin. Auf diese bedenklichen Anzeigen ließ der General die Alarm-Kanonen lösen und die Garnison auf ihre verschiedenen Aufstellungspunkte ausrücken. Mit hinreichender Mannschaft und Geschütz marschirte sodann der General-Major von Wohlgemuth gegen den Regierungs-Palast, und nahm ihn im Sturm, nachdem er die Barrikaden mit Kanonenkugeln niedergeworfen, die Volkshaufen mit Bajonnetten zersprengt hatte. Mehrere Flüchtlinge, die sich vor der Volkswuth versteckt hatten, namentlich Graf Pachta, der nachmalige Intendant der Verpflegung, und Gräfin Spaur wurden hier befreit. Gleichzeitig reinigte General-Major Rath, der in der Straße Margherita heftig angegriffen wurde, den Domplatz und besetzte das Dach des Domes mit tüchtigen Tyroler Schützen, deren nie fehlende Kugeln die Insurgenten von ernstlichem Vorgehen zurückschreckten.

Schwieriger war der Kampf in dem Labyrinth von engen Gassen, welche

das Militär passiren mußte, wenn es die öffentlichen Gebäude behaupten wollte. Das Straßenpflaster besteht aus Granitplatten, die ein vortreffliches Material zum Barrikadenbau lieferten. Ferner sind unterirdische Abzugskanäle in allen Straßen angebracht. Man riß sie auf, um die Kavallerie in ihren Bewegungen zu hemmen. Große Hülfe gewährten auch den Insurgenten die massiven Paläste, die selbst dem groben Geschütz widerstanden. Im Innern derselben waren Galerien durch die Seitenmauern gebrochen, wodurch den Vertheidigern gegenseitige Unterstützung und im unglücklichen Falle die Flucht möglich war. Von den Dächern herab, hinter den Jalousien hervor, aus den Kellern feuerten die gedeckt fechtenden Rebellen auf die vorüber defilirenden Truppen. Diese aber waren gänzlich unbeschützt den Kugeln Preis gegeben. Sie wußten auch nicht immer, woher der Angriff geschah, da viel mit Schießbaumwolle gefeuert wurde, die geräuschlos das tödtliche Blei beflügelt. Diesen Nachtheilen gegenüber hatte der Soldat größere Waffenübung, Disciplin und Geschütz für sich. Allein die Stadt war für die Besatzung zu ausgedehnt, die Gebäude, die behauptet werden mußten, zu sehr zerstreut, als daß die Truppen in concentrirten Massen hätten wirken können. Auch standen ihnen nicht blos Ungeübte und Straßengesindel entgegen, sondern es waren viele auswärtige Helfer, besonders Schweizer theils vorher, theils während des Kampfes eingetroffen, die mit ihren Stutzen auf unglaubliche Entfernung ihre Opfer zu erreichen wußten.

In wenigen Stunden hatte sich der Aufstand über die ganze Stadt ausgebreitet; in allen Straßen wurden Barrikaden erbaut, und mehrmals entstanden solche im Rücken der Truppen wieder, nachdem sie kaum weggeschafft worden waren. Man erkannte aus der ganzen Bewegung, daß sie lange vorbereitet war, daß Leute von Bedeutung und selbst von militärischer Einsicht an der Spitze standen. In der That leitete ein gewisser Lechi, der unter Napoleon gedient hatte, den Gang des verzweifelten Straßenkampfes. Ihm zur Seite stand der Podesta Casati, Graf Borromeo und mit geringen Ausnahmen der ganze Adel. Die übrige Bevölkerung folgte diesen Führern mit fanatischem Eifer. Auch die Frauen suchten mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln die Erbitterung zu steigern. Damen von hohem Range gaben sich dazu her, Gefangene zu schmähen und selbst zu mißhandeln, und Priester, Verkündiger der Liebe und des Friedens, erschienen bewaffnet in den Reihen der Insurrection.

Der Kampf wüthete unausgesetzt fort. Das Krachen der Flinten, der Donner des Geschützes, das Geschrei der Volksmassen, endlich das Sturm-

geläute von allen Thürmen, welche in der Gewalt der Aufständischen waren, bildete einen herzzerreißenden Chor in dem erschütternden Drama, das sich auf dem klassischen Boden Italiens aufzurollen begann.

Vereinzelte Posten und Patrouillen fielen ohne Rettung als Opfer der Volkswuth; wo dagegen die Soldaten in größeren Abtheilungen vorrückten, blieben sie überall siegreich. Sie marschirten gewöhnlich in einfachen Linien auf beiden Seiten der Straße und beobachteten mit scharfem Auge die gegenüber liegenden Häuser. Wo sich ein Insurgent blicken ließ, dahin richteten sich die Gewehre der besten Schützen. Die Aufständischen aber lauerten zumeist in sicherem Versteck hinter Jalousien, Balustraden, in den Kellern, wodurch freilich ihre Schüsse auch unsicher waren und größtentheils ihr Ziel verfehlten. Der Gebrauch der Schießbaumwolle veranlaßte mitunter während des erbitterten Kampfes lächerliche Scenen. Einem Soldaten wurde von einer geräuschlos daherfliegenden Kugel der Czako vom Kopfe geworfen. Er wendete sich ärgerlich gegen seinen Hintermann, der ihm, wie er meinte, diesen unzeitigen Scherz gespielt habe. Als er aber das doppelte Loch in der Kopfbedeckung gewahrte, rief er erschrocken: „Was wird der Hauptmann sagen!“ Er fürchtete mehr für seinen Czako, als für seinen Kopf, gleichwie einst die preußischen Truppen mehr den Stock des alten Dessauers scheuten, als das Feuer der feindlichen Geschütze.

Der Feldmarschall befand sich unterdessen im Kastell, vor welchem die Reserven aufmarschirt waren. Er empfing die Rapporte und ertheilte seine Aufträge an die verschiedenen Befehlshaber, welche die Angriffe leiteten. Eine Botschaft von dem Podesta Casati forderte ihn auf, dem Blutvergießen Einhalt zu thun und überbrachte ihm mehrere Verfügungen des gefangenen Vice-Präsidenten O'Donell, welche dieser gezwungen oder überredet erlassen hatte. Durch eine derselben wurde die Gendarmerie dem Podesta überwiesen. Der Marschall beantwortete dieses Ansinnen zunächst damit, daß er die Stadt in Belagerungszustand erklärte. Dann ließ er dem General-Inspector der Gendarmerie, dem General-Leutnant von Rivaira, der sich für krank ausgab und jener Verfügung bereits Folge geleistet hatte, melden, er werde ihn aus dem Bette holen und erschießen lassen, wenn er nicht seine Entschließung widerrufe und sich jedes fernern Einflusses auf die Gendarmerie enthalte.

Gegen Abend wurde gemeldet, daß sich der Widerstand hauptsächlich um den Broletto concentrire und daß von diesem massiven und alterthümlichen Gebäude die Organisation der aufständischen Bewegungen auszugehen

scheine. Die Lage des Palastes ist von der Art, daß dadurch die Verbindung mit der vicekoniglichen Burg unterbrochen werden kann. Radetzky befahl daher, ihn um jeden Preis zu nehmen, da er zugleich hoffte, bei dieser Gelegenheit die Haupträdelsführer, namentlich den Podesta, in seine Gewalt zu bekommen.

Sofort rückten Hauptmann von Buiretta und Oberst Döll mit acht Compagnien und zwei Sechspfündern gegen das Municipalitäts-Gebäude vor. Auf dem Platze Ponte-Petro wurden zwei Barrikaden niedergeschmettert; allein je mehr man sich dem Palaste näherte, desto heftiger wurde der Widerstand, desto mehr und wirksamer wurde das Feuer aus allen Fenstern und Dachöffnungen, so daß die Truppen wieder auf obigen Platz zurückweichen mußten. Bald rückten sie verstärkt und ermuthigt von neuem vor. Das Geschütz wurde in Wirksamkeit gebracht, that aber auf die massiven Mauern geringe Wirkung, weil es dieselben wegen der Enge der Straße nur schief bestreichen konnte, während das wohlgenährte Feuer der Insurgenten jede Bewegung erschwerte. Die Zimmerleute, die mit unerschrockenem Muthe das Thor zu erbrechen suchten, wurden theils getödtet, theils verwundet. Als jedoch ein Zwölfpfünder ankam, und, in einem eingestoßenen Gewölbe aufgestellt, die stattliche Pforte zu fassen im Stande war, sank sie bei dem achten Schusse in Trümmer. Nunmehr stürmten die Truppen siegreich in den Palast, wo bald aller Widerstand aufhörte. Viele Vertheidiger, unter ihnen wahrscheinlich auch der Podesta, retteten sich über die Dächer der Nachbarhäuser; über 200 derselben, zum Theil junge Leute aus den angesehensten Familien, fielen in die Gewalt der Soldaten, und wurden in das Kastell abgeführt.

Es war spät, schon gegen 11 Uhr, als der Broletto genommen wurde. Der Kampf ließ allmählich nach; man hörte nur noch einzelne Flintenschüsse, das Plätschern des niederströmenden Regens und den Weheruf der Glocken, der ohne Unterbrechung über der unglücklichen Stadt wimmerte.

In einem Zimmer des Kastells befand sich der greise Feldmarschall mit Offizieren und Generalen. Er speiste mit ihnen ein einfaches Gericht von Reis und hartem Rindfleisch, gleich den anderen Soldaten, die zum Theil im Freien unter fortwährendem Regen lagerten. Vor dem Kastell auf den Wällen und mehreren freien Plätzen brannten die Bivouac-Feuer; man verwendete dazu Equipagen und kostbare Möbel, deren man sich auf den Barrikaden bemächtigte hatte. Denn die Insurgenten selbst hatten Alles herbeigeschleppt, was ihnen gegen die Angriffe der Truppen Schutz gewäh-

ren konnte. Sie waren auch während der Nacht nicht müßig, sondern errichteten überall neue Barrikaden von großer Festigkeit und zum Theil bis zu der Höhe von zwei Stockwerken. Besonders verschanzten sie die engen Gassen, die den Palast Boromeo umgeben. Daselbst waren nämlich nach dem Verluste des Broletto die Führer und Lenker des Aufruhrs versammelt.

Am frühen Morgen begannen neue Angriffe auf Patrouillen und zugleich auf diejenigen Truppen, die zum Schutze der öffentlichen Gebäude aufgestellt waren. Auch die Garnison, deren Verbindung vielfach unterbrochen war, mußte den Straßenkampf wieder aufnehmen. Hauptmann von Kaas rückte mit 1½ Compagnie und zwei Geschützen nach dem bedrohten Palaste der Polizei-Direction vor. Mit unerschrockenem Muthe zerstörte er nach einander sechs Barrikaden, und stellte die Verbindung wieder her; als er aber gegen die Zecca (Münze) vordrang, wurde er abermals durch vier Barrikaden aufgehalten. Er räumte drei derselben nicht ohne namhafte Opfer weg, bei der vierten aber, die von großer Ausdehnung und Festigkeit war, fand er den beharrlichsten Widerstand. Da zugleich aus den Nachbarhäusern unausgesetzt schwere Pflastersteine geschleudert wurden und die Kugeln des Geschützes nur geringe Wirkung thaten, so mußte er sich zur Umkehr entschließen. Er verstärkte seine Truppen mit 1½ Compagnie und zwei Kanonen, und rückte über den Wall an der Münze vorbei nach der Kirche Bartolomeo, wo ihn eine starke Barrikade und ein furchtbarer Hagel von Kugeln und Steinen aus den Häusern aufhielt. Die Zimmerleute erbrachen das verrammelte Thor eines dieser Gebäude, die Soldaten stürmten hinein und die Treppen hinauf, und obgleich ihnen Oefen, steinerne Bildsäulen und anderes Geräthe entgegengeschleudert wurden, nahmen sie doch Stockwerk für Stockwerk, ergriffen mehrere Insurgenten und zwangen die übrigen zur Flucht über die Dächer. Darauf ging der Marsch weiter nach dem Corso di Porta nuova. Zwei Barrikaden wurden weggeräumt, der verrammelte Thorbogen der Kanalbrücke erbrochen und der Weg nach dem genannten Corso eröffnet. Hier aber, in der breiten Straße, war jedes Haus eine Festung und mit Scharfschützen besetzt, jede Seitengasse verbarrikadirt, eine Kirche und eine isolirte Barrikade gleichsam in Forts umgewandelt. Man eröffnete nicht ein Plänklerfeuer auf die vorrückenden Truppen, sondern man feuerte in Peloton; es fielen ganze Dechargen, wie auf's Kommando. Der tapfere Hauptmann Henriquez ließ seine Compagnie auf beiden Seiten des Corso vorgehen, während die Geschütze in der Mitte der Straße von der Mannschaft bedient wurden. Da sank mancher wackere Soldat durch das

Feuer der Insurgenten; auch Henriquez selbst ward von zwei Kugeln getroffen. Er ließ sich von einem Korporal verbinden und führte seine schon wankende Compagnie weiter. Indessen war aller Muth, alle Tapferkeit vergebens. Hauptmann Kaas, den Untergang der gesammten Mannschaft bei fernerem Vorrücken voraussehend, entschloß sich zum Rückzug hinter die Kanalbrücke.

Aehnlich war der Kampf in anderen Theilen der Stadt. Die Truppen operirten fast überall mit Erfolg; doch scheiterte der Angriff, den man von zwei Seiten gegen den Palast Boromeo unternahm.

Die Nacht, die auf den blutigen Tag folgte, war unruhiger, als die vorhergehende. Das Plänklerfeuer, der Barrikadenbau, das Sturmgeheule der Glocken dauerte fort. Die ermüdeten Truppen hatten weder Obdach, noch genügende Verpflegung.

Noch verzweifelte der Feldmarschall nicht, die rebellische Stadt zu unterwerfen. Er hatte am 19. mehrere Bataillone der Regimenter Prohaska und Geppert aus der Nachbarschaft einbeordert. In der Stadt Monza war während eines erbitterten Kampfes mit den aus den nördlichen Bergen zusammenströmenden Insurgenten ein halbes Bataillon übergegangen; aber die übrigen Compagnien langten in Mailand an, um ihre Treue durch die That zu beweisen. Dazu gab der folgende Tag vielfach Gelegenheit.

Mit dem grauenden Morgen begannen die Kämpfe nach allen Seiten. Die Verbindungen mit dem Domplatz und den meisten Posten im Innern der Stadt waren vollständig unterbrochen. Es wurden Expeditionen entsendet, Barrikaden und Häuser erstürmt; allein man konnte die errungenen Vortheile nicht behaupten, die genommenen Plätze nicht besetzt halten, und sie gingen bald wieder verloren. Der Aufruhr heulte in allen Straßen, von den Thürmen, in den Vorstädten. Die Physiognomie der Stadt hatte sich gänzlich verändert. Es war sprichwörtlich, daß man mit zehn Dragonern die ganze Jugend von Mailand im Zaume halten könne; jetzt trotzte die fanatisirte Bevölkerung den Kugeln der Geschütze, den feuersprühenden Raketen, den Bajonnetten der Soldaten. Sie setzte für eine unhaltbare Idee Hab und Gut und Blut und die Existenz ihrer reichen, herrlichen Stadt auf's Spiel. Denn der Feldmarschall drohte bei längerem Widerstande mit einem allgemeinen Bombardement. Er hatte zwar kein Geschütz von schwerem Kaliber; allein eine Reihe von Haubitzen und Raketengeschützen war hinreichend, seiner Drohung Nachdruck zu geben. Er war auch nicht der Mann, der sich durch Drohungen einschüchtern ließ. Denn als sich die Consuln der aus-

wärtigen Mächte, in voller Uniform und vom Regen durchnäßt, bei ihm einfanden, um im Namen ihrer Souveraine gegen die Maßregel Einsprache zu thun, fertigte er sie mit dem Bescheide ab, er sei nur seinem Kaiser Rechenschaft schuldig. Sobald jedoch seine Drohung zur Ausführung kommen sollte, that sein eigenes, menschlich fühlendes Herz Einsprache, und er konnte nicht widerstehen. Das Bombardement, wodurch Schuldige und Unschuldige von gleichem Untergange betroffen worden wären, unterblieb.

Indessen war der Kampf in den Straßen zur Behauptung der zahlreichen und von einander getrennten öffentlichen Gebäude immer schwerer durchzuführen. Jeder Transport von Proviant und Munition konnte nur unter mörderischen Gefechten geschehen. Die Krieger, von den Anstrengungen erschöpft, litten drückenden Mangel. Es fehlte an Brod und Salz, da die Verbindung mit der Militär-Bäckerei und den größeren Magazinen oft unterbrochen war. Das Fleisch mußte von außen her durch entsendete Kommandos requirirt werden. Unter diesen Umständen beschloß der Feldmarschall, eine ansehnliche Macht in Mailand zusammenzuziehen. Er erließ Befehle an die verschiedenen Kommandanten in den lombardischen Städten, mit ihren Heerestheilen zu ihm zu stoßen. Der Aufstand hatte jedoch überall um sich gegriffen; die Städte waren verbarrikadirt, die Landstraßen abgegraben, die Brückenverbindungen unterbrochen, Insurgenten lauerten auf die Eilboten, schossen sie nieder, oder nahmen sie mit ihren Depeschen gefangen. Nur ein Gendarm, Italiener von Geburt, entging den Nachstellungen und gelangte nach Bergamo. Daselbst setzte sich auch alsbald ein Bataillon des italienischen Regiments Erzherzog Sigismund in Marsch, und kam am 22. März in Mailand an, wo es noch rühmlichen Antheil an dem fortwährenden Kampfe nehmen konnte. Solchen militärischen Geist bewiesen übrigens in jenen Tagen nicht alle italienischen Truppen; ganze Bataillone und Regimenter brachen den geschworenen Fahneneid, und gingen in das Lager der Insurrection über. Dort aber, wo der Feldmarschall selbst mit seiner gewinnenden Persönlichkeit sich befand, wo er, wie ein Vater unter seinen Kindern, in seinem großen Militärhaushalt waltete, da bot die Verlockung vergebens ihre Künste auf, die Krieger von dem Paniere militärischer Ehre abzulenken. Die gesammte Garnison von Mailand that mit wenigen Ausnahmen ihre Pflicht, und ertrug fast mit übermenschlicher Anstrengung alle Strapazen des Barrikaden-Kampfes, der Tag und Nacht wüthete. Daher sagte auch ihr väterlicher Führer damals mit Recht: „Meine Truppen sind wahrhaft bewundernswürdig; sie leisten über die Möglichkeit und bleiben

guten Muths. Es möchte mir das Herz brechen, daß solcher Muth nicht gegen einen offenen Feind verwendet werden kann."

Gedrängt von der wachsenden Empörung und ohne Nachricht von außen gab endlich der greise Feldherr Befehl, die zerstreuten inneren Posten der Stadt zu räumen und die Garnison um das Kastell, die Wälle und einige Punkte von Wichtigkeit zu concentriren. Es war seine Absicht, die Stadt dadurch, gleich einer belagerten, einzuschließen und durch Hunger zur Unterwerfung zu zwingen. Er verhehlte sich nicht, daß der Aufruhr an Zusammenhang und innerer Kraft gewinnen müsse, wenn er unbehindert nach allen Seiten hin operiren könne; aber er hatte die wohlbegründete Ueberzeugung, auf die gewaltsame Ueberspannung aller Kräfte müsse bald eine gänzliche Ermattung folgen, und die wild angefachten Flammen des fanatischen Kampfes würden sich, auf den eigenen Heerd beschränkt und jedes Auswegs beraubt, in sich selbst verzehren. Wie man eine Feuersbrunst zu isoliren sucht und den Schaden nicht hoch anschlägt, der aus dem Niederreißen der Nachbarhäuser entsteht, so verfuhr der erfahrene Meister, der hier, an der Stätte der Zerstörung, auf Abwehr der überhand nehmenden Gefahr, auf Sicherung theurer Güter bedacht war. Daß sich der Brand schon über das ganze Land verbreitet hatte und seine eigenen Hülfsmittel zu verzehren drohte, daß ein falscher Nachbar die Glut schüren und selbst als Waffe gegen ihn gebrauchen werde, konnte er damals noch nicht voraussehen.

Der Feldmarschall hatte die Räumung der innern Stadt schon am Abend des 19. März beschlossen und zum Theil in der Nacht zur Ausführung bringen lassen. Kaum war dies geschehen, so stimmte das Sturmgeläute vom Dom in das schauerliche Zetern der übrigen Glocken ein, während die Volksmenge mit größerer Zuversicht und gesteigerter Erbitterung ihre Operationen fortsetzte. Generalmajor von Rath, der bisher die vicekönigliche Burg und andere Gebäude von Wichtigkeit vertheidigt hatte, benutzte die Morgendämmerung, um mit seiner tapfern Mannschaft einen langen Zug von Equipagen, Hofdienerschaft und flüchtenden Beamten ins Kastell zu geleiten. Er erreichte dasselbe mit geringem Verluste; andere Posten und vereinzelte Wachen wurden dagegen von den Insurgenten überwältigt. Ein Husar, der sich verspätet hatte, wurde, wie ein Wild, gehetzt. Er brach sich mit dem Säbel in der Faust durch mehrere Volkshaufen Bahn, sprengte über eine Barrikade und versuchte, als sein Pferd unter ihm stürzte, zu Fuße dem Kugelregen und den geschwungenen Waffen zu entkommen; er sank endlich, von einer Kugel getroffen, zu Boden, raffte sich jedoch wieder auf;

aber eine Rotte von Mördern umringte ihn, und blitzende Dolche und Messer durchbohrten die Brust des wehrlosen Mannes. Auf mehreren Balconen standen Frauen, und bezeugten mit Bravoruf und dem Wehen ihrer Tücher der mörderischen Bande ihren Beifall.

Unterdessen trat die revolutionäre Regierung unter dem Podesta Casati, dem Grafen Boromeo und Anderen, die bisher im Verborgenen gewirkt hatten, jetzt öffentlich mit Proclamationen und Aufrufen hervor. Für das befreite Italien ward die männliche Bevölkerung aufgeboten; mittelst kleiner Ballons, die man, mit Sendschreiben versehen, dem Winde übergab, suchte man eine Erhebung in Masse gegen die Dränger der Stadt, die deutschen Barbaren, zu erwirken. Gleichzeitig ging man am 20. und 21. März mit größter Energie gegen die noch vom Militär besetzten inneren Posten vor. Die Kaserne Francesco wurde besetzt, das Gebäude des Geniewesens unweit des Scala-Theaters nicht ohne Geschick und Kühnheit angegriffen. Ein alter Bettler, Sottocorni, bot den Soldaten mit herausforderndem Geschrei Trotz. Er humpelte, auf seine Krücke gestützt, wiederholt den gefährlichen Weg nach dem Thore des Palastes, während ihm Kugeln um den Kopf pfiffen, und trug Feuerbrände herbei. Als die Pforte in Flammen aufloderte, mußte sich die Besatzung ergeben. Aehnlich ging es mit dem Gebäude des Platz-Kommandos. Man begoß die Thorflügel mit leichtentzündlichen Flüssigkeiten, wodurch das angelegte Feuer mit unglaublicher Schnelligkeit um sich griff. In dem Militär-Hospital behauptete sich die Mannschaft mit Hülfe der Wärter und der noch waffenfähigen Kranken bis nach dem Abzuge der Garnison; aber die von dem Feldmarschall entsandte Hülfe konnte weder hier noch an anderen Orten zu den bedrängten Posten vordringen. Auch die Central-Kasse mit großen Baarvorräthen im Palaste Marino vermochte man nicht in das Kastell überzuführen; dagegen rettete man die Operations-Kasse und die Summen, welche in der Zecca (Münze) vorhanden waren.

Berauscht von den eben erzählten Erfolgen wälzte sich der Hauptstrom der wohlberathenen und geleiteten Insurgenten nach der Ticino-Pforte, um sich daselbst eine Verbindung nach außen zu erkämpfen und dem erwarteten Hülfsheer aus Piemont die Hand zu bieten. Hier aber commandirte General Graf Clam-Gallas, ein Mann, gewohnt, seine Aufgabe mit Muth und Einsicht zu lösen. Derselbe zersprengte die andringenden Rotten mit Kartätschen, und griff alsdann ihre Schlupfwinkel an, wo sie sich einzunisten suchten, um die Truppen mit ihren Kugeln zu belästigen. Eben so wenig Erfolg hatten die

auf andere Thore unternommenen Angriffe, obgleich zahlreiche Banden von bewaffneten Landbewohnern und Freischaaren gleichzeitig von außen die Versuche unterstützten. Eine Barrikade von ganzen Baumstämmen, die man vor der Porta Orientale (dem östlichen Thore) errichtet hatte, wurde im ersten Anlauf erstürmt, und die zahlreichen Vertheidiger mußten ihr Heil in der Flucht suchen.

In der Nacht vor dem 22. März währte das Glockengeläute, der Donner der Kanonen und das Knattern der Flinten ununterbrochen fort. Insurgentenhaufen waren bemüht, von beiden Seiten den Wall zu ersteigen. Sie hatten sich mehr im nördlichen Theile concentrirt, wo der tapfere Wohlgemuth befehligte; aber die Ausdauer und die Waffengewandtheit der Truppen trug überall den Sieg über die Menge und den wilden Fanatismus der Volkshaufen davon.

Auf diese Art war und blieb die Stadt ungeachtet der verzweifelten Anstrengungen der Insurrection enge blokirt. Schon machte sich der Mangel bemerkbar, schon wurden da und dort Wünsche laut, einen Vergleich mit dem greisen Feldherrn abzuschließen, dessen Menschenfreundlichkeit und Herzensgüte selbst die Lästerungen der Parteiwuth nicht ganz aus dem Gedächtniß des Volkes hatten vertilgen können. Die Voraussetzungen des erfahrenen Generals schienen in Erfüllung zu gehen; der an das Kastell grenzende Stadttheil pflanzte die weiße Fahne auf. Allein noch übte das Wort Italia liberata seine elektrisirende Kraft und entzündete die Herzen, und die Hoffnung auf nahe auswärtige Hülfe trieb zu erneuerten Versuchen, den eisernen Kreis zu durchbrechen, der um die geängstigte Stadt gezogen war.

Schweizerbanden verbreiteten sich in dem beruhigten Stadttheil, und erhoben wieder die Tricolore, das Banner der Revolution. Zahlreiche Insurgenten rückten gegen das Kastell vor. Sie errichteten an den Ausgängen der dahin ausmündenden Straßen starke Barrikaden, und besetzten die massiven Häuser in der Umgebung mit zahlreichen Schützen. Die Truppen auf dem Kastellplatze waren nicht mehr sicher; die Schweizer Stutzenrohre entsendeten auf unglaubliche Entfernung ihre tödtlichen Kugeln, die bald da, bald dort einen Mann niederstreckten. Die Musketen der Soldaten trugen nicht weit genug, um das Feuer mit Erfolg zu erwiedern; nur die Kaiser-Jäger, Tyroler und steirische Schützen vermochten mit ihren Kammerbüchsen dem neuen Gegner zu antworten. Aber sie hatten es meistens mit unsichtbaren Feinden zu thun, die aus sicherm Versteck ihr mörderisches Spiel trieben. Auch das schwere Geschütz richtete gegen diese Angriffe wenig aus.

Wurden die Insurgenten aus einem Gebäude durch Kartätschen vertrieben, so hatten sie bald einen andern Standpunkt ermittelt. Es war ein Kampf, wie wenn sich ein geharnischter Mann gegen einen Schwarm von Hornissen wehrt. Könnte er sie erhaschen, er würde sie mit einem Druck der eisernen Faust zermalmen; aber sie entfliehen, und bohren ihre Stacheln ungestraft in die entblößten Stellen seines Körpers. Die Soldaten knirschten mit den Zähnen, daß sie den Gegner nicht fassen konnten. Sie wären über die 300 Gefangenen hergefallen, die man noch im Kastell verwahrte, hätten nicht die Offiziere abgewehrt!

Der Feldmarschall schritt mit seinem General-Adjutanten auf und ab, und erwog und besprach mit ihm die Maßregeln, die unter den vorliegenden Umständen zu ergreifen wären. Die Truppen waren durch Entbehrungen jeder Art und die unablässigen Kämpfe bei Tag und Nacht äußerst erschöpft. Sie hatten, wie er selbst und die meisten Generale, alle ihre Effekten eingebüßt, in fünf Tagen nicht eine Stunde ruhigen Schlaf genossen, während den Insurgenten die Häuser und Vorräthe des Reichthums zu Gebote standen. Dennoch beharrte Radetzky bei seinem wohlerwogenen Plane, da die ärmere Volksklasse Mailands schon jetzt den Mangel schwer empfinden mußte. Er konnte die Brigaden Strassoldo und Maurer, welche die schweizer und piemontesische Grenze bewachten, heranziehen und dadurch die Cernirung der Stadt leichter und vollständiger aufrecht erhalten. Aber gerade von diesen Brigaden, mit welchen noch Communication möglich war, kamen die beunruhigenden Nachrichten, Freischaaren hätten die Grenzen überschritten, und ein piemontesisches Heer in unzweifelhaft feindseliger Absicht bewege sich nach dem Ticino. Daß um die Banner Piemonts ganz Italien sich schaaren und zum Angriffe auf das Häuflein bei Mailand heranrücken werde, war nicht zu bezweifeln. Sollte der alte Held mit seinen Getreuen an den Ticino vorgehen, um daselbst den Kampf mit der ungeheuren Uebermacht aufzunehmen und, wenn der Sieg nicht möglich, in ehrenvoller Schlacht einen würdigen Abschluß seines thatenreichen Lebens suchen? Aber der Ticino war kein Thermopylä, und hinter der tapfern Schaar lag nicht ein Vaterland, wo der Tod der Helden zu gleichen Thaten entflammte; hinter ihr lagen die Gräuel des Abfalls, der fanatischen Empörung und weiter der in seinen Grundfesten aufgewühlte Kaiserstaat, wo die Nationalitäten in anarchischer Entzweiung mit einander haderten. Solches und Anderes mochte der Feldherr bei sich erwägen, als er sich mit schwerem Herzen zum Rückzug entschloß. Er war keineswegs ein Sohn des Glückes, wie Napoleon, der,

unter Schlägen des Schicksals, auf seinem starren Sinn beharrte und dadurch seinen Untergang herbeizog. Unter schweren Kämpfen war er zum Helden gereift, hatte gelernt, Widerwärtigkeiten jeder Art mit ungebrochenem Muthe zu ertragen und einem großen, heiligen Zwecke seine Talente, seine Kräfte, sein Gut und Blut zu weihen. Dieser Zweck war die Aufrechthaltung des Kaiserstaates, dafür mußte jetzt das Heer gesammelt, geordnet, gerüstet werden. Der neue Operationsplan stand klar vor seinem Geiste; eine gewagte Schlacht am Ticino war darauf nicht verzeichnet.

Sofort erfolgten Befehle an die Brigaden Strassoldo und Maurer, sich schleunigst auf Mailand zurückzuziehen. Die Generale Clam und Wohlgemuth gingen nach erhaltenem Auftrag energisch den Insurgenten zu Leibe. Jede Schonung wurde bei Seite gesetzt. Die Häuser, die an den Wall stießen, loderten theils in Flammen auf, theils wurden sie durch das Feuer der Geschütze niedergeworfen, theils im Sturm genommen. Fürchterlicher als bisher wogte der Kampf. In großen Massen drängte das Volk am Abend gegen die Porta Tosa und brachte die Grenadiere zum Weichen; allein ein Bataillon vom Regiment Erzherzog Sigismund, geborene Italiener, das, wie oben bemerkt, von Bergamo her anlangte, warf sich mit dem Bajonnet auf die Insurgenten und zersprengte sie unter großem Blutvergießen.

Am Abend um zehn Uhr waren die am Walle liegenden Kasernen geräumt, die Truppen concentrirten sich auf dem Waffenplatze hinter dem Kastell; die Brigaden Clam und Wohlgemuth behaupteten noch ihre Stellungen. Um eilf Uhr ward der Marsch angetreten; die Brigade Gyulai bildete die Vorhut, ihr folgte eine zweite und dann ein langer Wagenzug, welcher Kassen, Beamtenfamilien und das Gepäck, so viel gerettet war, aus der Stadt führte. Fünf weitere Brigaden bildeten den dritten Heerestheil; bei demselben befand sich der Feldmarschall selbst. Die Brigade Wohlgemuth machte den Schluß. Lautlos, in geschlossener Ordnung und kriegerischer Haltung rückten die Truppen auf dem Wall vorwärts, während Tirailleure den Kampf mit den Insurgenten fortsetzten.

Das Gewehrfeuer dauerte fort, dann und wann krachte Geschützesdonner, während das Sturmgeläute der Glocken in ununterbrochener Folge seine schauerlichen Klagen über Stadt und Land ertönen ließ. Der rothe Schein brennender Häuser und Barrikaden beleuchtete den kriegerischen Zug, bis derselbe durch die Porta orientale die Barrière überschritt und sich nun auf dem äußern Wallgang nach der Porta romana und von da auf der



Eugen Graf Wratislaw-Nettolitzky.

Zu Wägner's Radetzky S. 169.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

Straße von Lodi weiter bewegte. Es war eine dunkle, von keinem Stern erleuchtete Nacht. Die Krieger aber gedachten der Wiederkehr und der Wiedervergeltung, und hätte jetzt ein günstiges Geschick ihre Wünsche erfüllt, so wäre über die treulose Stadt ein strenges Strafgericht ergangen; denn auch des Feldherrn Stirn war von Unmuth umwölkt, da er mit seinen tapferen Schaaren dem unkriegerischen Pöbel das Feld hatte überlassen müssen. Auch trug er um die Verwundeten Sorge, die zurückgeblieben waren. Er führte freilich eine Anzahl vornehmer Gefangener mit, die er als Geiseln bewahrte, während er die übrigen in Freiheit gesetzt hatte; aber durfte man hoffen, daß die wüthende Menge darauf Rücksicht nehmen werde? In der Stunde der Aufregung nimmt die Volksmasse nicht von der Menschlichkeit, oder auch nur von der gewöhnlichen Klugheit Rath an, sondern allein von der Leidenschaft. Die höllischen Mächte, die von Religion, Gesetz und Gewohnheit gebannt scheinen, treten in solchen Zeiten losgekettet hervor und werfen jede heilsame Schranke zu Boden. Nachfolgende strenge Ahndungen sind vielleicht ein Abschreckungsmittel für die nächste Zukunft, aber selbst eine ungeheure Katastrophe, wie einst der große Hohenstaufe über Mailand brachte, konnte für das vergossene Blut keinen Ersatz bieten.

Solche düstere Betrachtungen bewegten wol den alten Feldherrn während des nächtlichen Marsches, aber sie ließen ihn nicht das für den Augenblick Erforderliche aus den Augen verlieren. Er ertheilte in allen vorkommenden Fällen die zweckmäßigsten Befehle, wodurch der Marsch unbehindert und gesichert gegen feindliche Unternehmungen fortgesetzt werden konnte. Die Brigaden Clam und Strassoldo marschirten zur Rechten und zur Linken; er selbst mit dem Hauptheer auf der Straße. Die Pionniere der Vorhut und ein Bataillon Kaiser-Jäger räumten die zahlreichen Verhaue und Barrikaden weg, welche Insurgentenhaufen angelegt hatten, aber nicht vertheidigten.

Die Truppen erreichten endlich sehr erschöpft das vom Lambroflusse durchschnittene Städtchen Melegnano. Eine tiefe Abgrabung setzte hier dem Marsche ein unerwartetes Hinderniß entgegen, und jenseits zeigten sich in Gassen und Häusern bewaffnete Banden. Graf Wratislaw, Chef des Generalstabs, begab sich in Begleitung eines andern Offiziers, ohne an die allgemeine Aufregung zu denken, nach dem Gemeindehause. Dort erfuhren sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen, daß man hier in vollem Ernste die Forderung stelle, der Feldmarschall solle mit seinem Heerhaufen die Waffen strecken und sich von der tapfern Bürgergarde nach Mailand zurück escortiren lassen!! Man verbürgte ihm Sicherheit des Lebens und Eigenthums, im

Weigerungsfalle drohte man mit Niedermetzelung der Barbaren. ... Als der Graf die Lage der Dinge auseinanderzusetzen suchte, schleppte ihn der Pöbel ins Gefängniß und zog die Sturmglocken, um die Hülfe der Nachbargemeinden herbeizurufen.

Radetzky vernahm mit nicht geringer Verwunderung die Gefangennehmung seiner Offiziere. Seine Geduld hatte ein Ende; er stieg zu Pferde und sprengte nach dem Städtchen, wo die Bürger schon das Feuer eröffnet hatten. Er ließ sogleich Geschütze vorfahren und beorderte das Regiment Prohaska, sowie mehrere Bataillone Jäger und Grenzer zum Sturm. Diese drangen von verschiedenen Seiten in den Ort, während Granaten und Raketen in die Häuser schlugen. Flammensäulen wirbelten empor, plündernd stürzten die Soldaten in die Wohnungen; aller Widerstand war im Augenblick überwältigt; wer noch fliehen konnte, suchte sich zu retten. Mit Mühe konnte der Ueberrest des Städtchens der Wuth der Soldaten entrissen werden.

Nachdem eine massiv gebaute Barrikade, welche die Lambro-Brücke sperrte, weggeräumt war, lagerten die Truppen in und um Melegnano. Gegen Mitternacht ward der Marsch wieder angetreten. Man war aber in Unkenntniß über die Zustände in Lodi, dem man sich näherte. Graf Wratislaw war es wieder, welcher mit einer Jäger-Patrouille vorausritt, während Gyulai mit seiner Brigade Halt machte und zur Sicherung der nachrückenden Kolonnen eine Batterie auffahren ließ. Ersterer erfuhr bald, daß die aufgeregte Bevölkerung der Stadt von dem General-Major Erzherzog Ernst noch im Zaume gehalten werde. Sofort rückte das Heer, welches durch Vereinigung der verschiedenen Truppentheile wieder auf 15,000 Mann angewachsen war, durch Lodi und über die Brücke der Adda, hielt aber die Stadt noch mit zwei Brigaden besetzt.

Der Feldmarschall gewährte nunmehr den ermüdeten Truppen Rast bis zum 26. März. Er hatte sogar die Absicht, hier eine feste Stellung einzunehmen. Die Bevölkerung der Stadt und der Umgegend, geschreckt durch die Bestrafung von Melegnano, lieferte die für die Verpflegung des Heeres erforderlichen Gegenstände, und man hoffte, daß sich demnächst zahlreiche Mannschaften aus anderen lombardischen Städten um den Oberfeldherrn versammeln würde. Es kam aber eine Meldung nach der andern über die allenthalben fast gleichzeitig erfolgte Volkserhebung und den Abfall mancher Truppentheile.

Feldmarschall-Leutnant Fürst Karl von Schwarzenberg berichtete, daß er Brescia nach einem blutigen Kampfe mit der Insurrection und,

verlassen von einem italienischen Bataillone, geräumt habe, daß er auf dem Marsche gegen Crema begriffen sei, um sich mit der Armee zu vereinigen. Eine ähnliche Nachricht lief von Bergamo ein, von Cremona erfuhr man, die gesammte Garnison habe mit Ausnahme der Offiziere die Tricolore aufgepflanzt und zugleich eine ganze Batterie der Insurrection überliefert. Auch Pavia, Piacenza, Pizzighetone hatten aufgegeben werden müssen; was aber die ganze Sachlage veränderte und die äußersten Besorgnisse erweckte, war der Verlust Venedigs. Ein aufgefangener Brief gab darüber Gewißheit, daß die alte Lagunenstadt mit ihren Arsenalen, Magazinen, wahrscheinlich auch mit der ganzen Marine der Revolution zugefallen sei. Nunmehr durfte man an keine Aufstellung an der Adda denken, da man den Abfall des ehemaligen venetianischen Gebietes voraussetzen mußte. Der fernere Rückzug ward sofort angetreten. Die Städte, welche man berührte, leisteten nirgends Widerstand; eben so wenig wagten das Landvolk oder Freischaaren den Marsch der immer mehr anwachsenden Armee zu beunruhigen. Im Gegentheil wurden an allen Orten Lebensmittel geliefert und etwaige Barrikaden bei Seite geschafft. Man wollte der noch immer imposanten feindlichen Macht eine goldene Brücke bauen, damit sie schleunigst den klassischen Boden Italiens räume.

Unterwegs erfuhr der Feldmarschall, daß Mantua sich noch halte, aber in höchster Gefahr sei. Er ließ daher die Brigade Wohlgemuth in Eilmärschen dahin aufbrechen, und rückte selbst in fester Haltung über den Oglio und die Chiese. Hier blieb eine starke Nachhut stehen, das übrige Heer zog auf das linke Ufer des Mincio, wo es Stellung nahm; er selbst eilte nach Verona. Zwischen dem Mincio und der Etsch mußte der Krieg entschieden werden; hier, gestützt auf die Festungen Verona, Peschiera, Mantua und Legnano, wollte der Feldmarschall, als in seiner letzten Burg, dem piemontesischen Heere und der Insurrection die Spitze bieten. Er versammelte daher seine Streitkräfte. Sie waren durch zahlreichen Abfall bedeutend geschwächt, nicht aber durch die bestandenen Barrikadenkämpfe; denn die fünftägigen Gefechte in Mailand hatten an Todten, Verwundeten und Gefangenen kaum 1000 Mann gekostet.



Venedig, die Lagunenstadt.

Aufstand in Venedig.

Erst zu Verona erhielt Radetzky bestimmte Nachricht über die Vorgänge in Venedig, welche den Abfall dieses wichtigen Platzes herbeigeführt hatten. Die Stadt war durch bedeutende Werke wohl befestigt, konnte also leicht behauptet werden, wenn die Militär-Behörde kräftig und entschlossen auftrat. Ueberdies gestattet die Bauart auf Inseln keinen Straßenkampf. Wenn der Markusplatz, die Markuskirche, der alte Dogenpalast und einige andere Punkte besetzt, die Forts in sicheren Händen waren, so konnte man die Bevölkerung getrost ihrem Revolutionsgelüste überlassen; sie that damit nur sich selbst Schaden. Feldmarschall-Leutnant Graf Zichy, der Kommandant, hatte sich bei mehreren Gelegenheiten tapfer und einsichtsvoll bewiesen; wer konnte daher ahnen, daß er im Augenblicke der revolutionären Gährung kopflos und unentschlossen handeln werde? Allerdings war die Besatzung der sehr ausgedehnten Stadt zu schwach und bestand zum Theil aus Italienern; allein sie zeigte sich treu und von militärischem Geiste beseelt. Nur die Marine-Mannschaft, fast sämmtlich Venetianer, war den Ideen der Revolution unbedingt ergeben.

Die Revolution in Venedig konnte bei der Unentschlossenheit der Militär-Behörde ihren vorsichtigen, aber sichern Gang einhalten. Zunächst trat die Spannung zwischen dem Volke und den Soldaten immer entschiedener hervor; der Deutschen-Haß wurde durch vielfache Demonstrationen zur Schau getragen. Die Advokaten Tomaseo und Manin schürten das Feuer. Sie reichten endlich eine schriftliche Vorstellung ein, worin nicht undeutlich auf Wiederherstellung der Republik S. Marco hingewiesen wurde. Man zog sie sofort gefänglich ein; als aber am 17. März die ersten unbestimmten Gerüchte von den Vorgängen in Wien eintrafen, rottete sich das Volk zusammen, und forderte und erlangte ihre Freilassung. Am folgenden Tage entstanden abermals Volksversammlungen auf dem Marcusplatze. Man forderte die Entwaffnung des gefürchteten Regiments Kinsky und die Bildung einer Bürgergarde. Der ehrwürdige Kardinal-Patriarch, der seine Stellung richtiger würdigte, als der Erzbischof von Mailand, erschien selbst auf dem Platze und ermahnte zur Ruhe. Seine Stimme wurde von dem wüthenden Geschrei: „Tod den Deutschen!“ erstickt. Man griff sofort eine Grenzer-Patrouille an; allein eine stärkere Abtheilung vom Regiment Kinsky, die den bedrängten Waffenbrüdern zu Hülfe kam, gab sogleich Feuer und

zerstreute die erschrockenen Haufen nach allen Seiten. Sofort versammelt sich die Besatzung auf den Alarmplätzen. Dagegen erscheint eine Deputation bei den Gouverneuren der Civil- und Militär-Gewalt mit der Erklärung, daß nur durch Zurückziehung der Truppen das erbitterte Volk beruhigt werden könne. Dieses Verlangen, sowie die Bewaffnung von Bürgern für den Sicherheitsdienst wird zugestanden.

Um eilf Uhr Nachts bringt ein Dampfboot die bestimmte Nachricht von der in Wien bewilligten Constitution. Sogleich erfüllt lauter Jubel die Stadt; man umarmt die Soldaten, denen man begegnet; die Militär-Musik spielt auf dem Markusplatze unter strömendem Regen die ganze Nacht hindurch. Am 20. langt die Nachricht von der Mailänder Revolution an; da verstummt der Jubel; die Haltung der Bevölkerung wird drohend, und doch bieten die Behörden weder an diesem, noch an dem folgenden Tage militärische Hülfe auf. Am 22. revoltiren die Arbeiter des Arsenals; der Oberst Marinovich wird unter den Augen der Bürgerwehr grausam ermordet. Gegen Abend wälzt sich ein großer Haufe Volks, bewaffnet mit Gewehren, zum Theil auch mit alten Piken, Schwertern und Hellebarden, von der Piazzetta nach dem Markusplatze. Inmitten dieser mehr und mehr anwachsenden Volksmenge weht die dreifarbige Fahne, die man überdies mit einer Freiheitsmütze gekrönt hat. Manin zeigt sich; er hält, von kräftigen Armen in die Höhe gehoben, eine donnernde Freiheitsrede. Er spricht vom Kampf und Sieg des einigen Italiens, von den Helden der Republik S. Marco und schwingt dabei den gezogenen Säbel. Da ertönt tausendstimmig der Ruf: „Viva la Republica!“ Die Waffen klirren, und werden, wie zum Schwur, gen Himmel erhoben. Der Jubel wird von der andern Seite des großen Kanals beantwortet; er verbreitet sich weiter bis in die engsten Gassen der Dogenstadt, die jetzt einem stürmisch aufgeregten Meere gleicht. Unter Trommelschlag zieht die Menge noch am späten Abend durch alle zugänglichen Quartiere. Voran weht das Banner von San Marco, die Waffen blitzen im Scheine der Lampen; die begeisterte Volksmenge träumt von Wiederkehr der alten, glorreichen Zeiten, da sich ihre Dogen die umflutende Adria mit dem hineinversenkten Goldreif vermählten ......

Wenn man diese und ähnliche oft vorgekommenen Scenen eines aufblitzenden Volksenthusiasmus vom gegenwärtigen Standpunkte aus betrachtet, so kann man sich des Lächelns über den wohlfeilen Rausch der leicht entzündeten Menge nicht erwehren. Aber auf der andern Seite darf man auch jener Begeisterung für eine wenn schon unhaltbare Idee die Achtung

nicht verweigern. Sie ist ein Zeugniß, daß die menschliche Natur nicht dem Kampfe um materielle Güter allein verfallen, sondern bereit ist, unter dem ersten Eindrucke des Enthusiasmus und der Erregung für geistige Interessen selbst ihre materielle Wohlfahrt zum Opfer zu bringen. Daß sich in der Ausführung jener Ideen von nationaler Selbständigkeit und Berechtigung die Prosa gar bald wieder breit macht, das Flackerfeuer politischer Schwärmerei dämpft, dergleichen Thatsachen und noch viel bitterere Erfahrungen dürften gegenüber der praktischen Richtung unserer Zeit von ähnlichen Versuchen entschieden abmahnen, ohne jenen Bestrebungen jedoch den ideellen Reiz abzustreifen.

Am Morgen nach der unruhigen Nacht war von Unterwerfung unter die rechtmäßigen Behörden nicht mehr die Rede. National-Garden, geführt von einem Volksredner, drangen in die Wohnung des Kommandanten, und bewogen ihn nach zweistündigen Debatten eine Capitulation zu unterzeichnen. Durch dieselbe wurde die Stadt mit Magazinen, Forts, dem gesammten Kriegsmaterial und der ansehnlichen Flotte den Händen der provisorischen Regierung überliefert, wogegen den deutschen Truppen dreimonatlicher Sold und Ueberfahrt nach Triest zugesichert wurde. Die Proclamation, die man sofort erließ, fing mit den Worten an: „Es lebe Venedig! Es lebe Italien! Bürger, der Sieg ist unser und ohne Blut. Die österreichische Militär-Regierung ist entsetzt. Ruhm unserer Bürgergarde." ...

Von der Hauptstadt ergoß sich der Strom der Revolution unaufhaltsam über das ehemalige venetianische Gebiet auf dem festen Lande. Treviso, Udine, Palmanuova fielen zuerst ab, ihre Besatzungen gingen ohne Ausnahme zur Insurrection über. Blutige Auftritte schienen sich in der großen, altberühmten Stadt Padua vorzubereiten. Denn daselbst befand sich Feldmarschall-Leutnant d'Aspre selbst, der oberste Befehlshaber des zweiten Armeecorps. Er war nicht der Mann, der sich von der Revolution einschüchtern ließ. Die gestellten Forderungen schlug er ohne Umstände ab, und als Barrikaden gebaut wurden, ließ er die Truppen ausrücken. Schon wollte er das Zeichen zum Angriff geben, da liefen Nachrichten ein, daß Verona selbst in Gefahr schwebe. Die Wichtigkeit dieses vornehmsten Waffenplatzes erkennend, war er nicht einen Augenblick zweifelhaft, was zu thun sei. Er überließ Padua, Vicenza, Rovigo und andere Städt-

ihrem Schicksal, zog sein ganzes Corps zusammen, soweit es noch disponibel war, und brach eilends gegen Verona auf, wo er am 26. noch rechtzeitig anlangte, als schon Militär und Bürger einander feindlich und in Waffen gegenüber standen.

Früher, bereits am 20. und 21. März, war der Bevölkerung von Mantua durch den Vicekönig, der sich noch in Verona aufhielt, das Recht zur Errichtung einer Bürgergarde von 300 Mann ertheilt worden. Natürlich ward die Bewaffnung viel weiter ausgedehnt; dann kam es zum Barrikadenbau. Der Kommandant, General der Kavallerie von Gorczkowsky, befand sich in großer Verlegenheit, denn die Festung war in der übelsten Verfassung. Nur zwei Escadronen Reiterei und drei Bataillone zu Fuß, von denen über die Hälfte Italiener waren, nebst einiger Artillerie-Mannschaft bildeten die ganze Garnison. Der Pulvervorrath war in entlegenen Magazinen aufgeschichtet; es fehlte an Fuhrwerk, um ihn herbeizuführen. Inzwischen war der Kommandant entschlossen, die Festung seinem Kaiser zu erhalten, und wenn es ihm das Leben koste. Er verlangte die Wegräumung der Barrikaden; das erregte Volk nahm nach und nach Vernunft an, besonders als der kaiserliche General auf die schwarzen Rachen der drohenden Mörser und Kanonen wies. Eine Deputation, die bei ihm erschien und sich weitläufig über die Nothwendigkeit von Zugeständnissen zur Beruhigung des Volkes ausließ, unterbrach er mit der kurz hingeworfenen Entschuldigung, daß er des Italienischen nur sehr unvollkommen mächtig sei und schloß seine Kernrede mit den lakonischen Worten: „Mantovani buoni (gut) — Gorczkowsky buono — Mantovani cattivi (böse) Gorczkowsky ... bumbum.“

Wenn diese Anekdote auch nur eine humoristische Erfindung sein sollte, so entspricht doch das, was man dem kaiserlichen General zutraute, dem entschiedenen eisernen Charakter desselben vollständig, sowie der Unerschrockenheit, womit er die Festung behauptete. Indessen wurden bald neue Barrikaden erbaut, die Volksmenge gegen die schwache Garnison aufgewiegelt; allein es rückten nach einander mehrere Regimenter und am 31. März die Brigade Wohlgemuth ein, zwangen das Volk zur Ruhe, die Volksredner aber zur Flucht.

Es war nun die Befreiung Italiens von den „nordischen Barbaren“ vollbracht. Oesterreichs königliche Besitzungen waren auf das unbedeutende Viereck zwischen den Festungen an der Etsch und dem Mincio beschränkt. Hier stand noch sein eisgrauer Hüter, und sah fest und entschlossen

die Legionen heranziehen, die seine Vertilgung mit heiligen Schwüren gelobt hatten. Dreifarbige Fahnen wehten von der Madonna des Mailänder Doms, wie von der Markuskirche Venedigs und von allen Thürmen und Burgen in der Po-Ebene und weit hinauf in die Gebirge. Dreifarbige Fahnen wehten den kriegerischen Heerhaufen voran, die wider den Marschall im Anzuge waren.

Da rückten aus den Universitätsstädten Pavia, Padua, Pisa Freibataillone von Studenten aus, Jünglinge, die gewiß mit begeisterter Seele die Waffen für die ihnen heilige Idee eines einigen (!!) Vaterlands ergriffen, die aber dem Ernste des Krieges keineswegs gewachsen waren; dann kamen Freischaaren aus fast allen größeren Städten, namentlich auch aus Rom und Neapel, zum Theil loses, elendes Gesindel, das bei dem ersten Kanonenschusse davonlief. Nicht besser waren die Crociati (Kreuzfahrer) aus Venedig, die, mit einem ellenlangen, blutrothen Kreuze bezeichnet, in einen heiligen Krieg zogen, wie weiland der begeisterte Peter von Amiens und der ehrsame Walther von Habenichts. Da Neapel, Rom und Toscana, freilich gegen den Wunsch ihrer Regenten, Oesterreich den Krieg erklärt hatten, so erschienen 15,000 Mann wohlgerüstete Hülfsvölker aus dem Neapolitanischen, 17,000 stattliche Römer, meistens Leute von antiker Schönheit und kriegerischem Muthe, und 6000 Toscaner, denen sich noch 4000 Mann aus Parma und Modena anschlossen. Allen diesen Völkern diente als Stütze und Mittelpunkt das sehr tüchtige und regelmäßig geschulte sardinische Heer von 60,000 Mann, das dem Feldmarschall auf dem ganzen Rückzuge bis an den Mincio nachgefolgt war und jetzt bereit stand, unter dem Oberbefehle seines Königs Karl Albert die Offensive gegen das von alter Zeit her verbrüderte Oesterreich zu ergreifen. Das Fußvolk war gut, zum Theil nach Radetzky's Methode eingeübt; ihm schritten die Bersaglieri voraus, Schützen aus den Gebirgen Savoyens und Piemonts, gewohnt, den Adler aus der Luft und den Gemsbock von seinem Felsengrat herabzuholen. Die Kavallerie führte in vorderer Reihe die Lanze, in den hinteren den Säbel; die Artillerie aber, die beste Waffe der Armee, hatte leichteres und schwereres Geschütz, namentlich Batterien von Sechzehnpfündern, während die österreichischen Kanonen schwersten Kalibers nur Zwölfpfünder waren.

Außer der mehr oder weniger streitbaren Macht, die auf offenem Felde gegen Oesterreichs Heer in den Waffen stand, bildeten die Bürgergarden gleichsam eine zweite Linie. Sie wurden freilich nicht zu gemeinschaftlichen Operationen organisirt; allein sie behaupteten doch eine kriegerische Haltung

als Besatzungen in den zahlreichen Städten, die mit ihren mittelalterlichen Mauern und Zinnen, gleich Festungen, über die lombardisch-venetianischen Gefilde hervorragen. Alle diese bewaffneten Massen athmeten Haß gegen Oesterreich. „Tod den Deutschen!“ war die Losung auf den Barrikaden im mörderischen Straßenkampf und jetzt auf offenem Felde, da die Legionen Italiens unter den wehenden Bannern der Revolution heranzogen, die letzte Brustwehr deutscher Herrschaft niederzuwerfen.

Aber die letzte Brustwehr umschloß ein zwar wenig zahlreiches, doch auserlesenes Heer treuer Männer, und in ihrer Mitte den greisen Feldmarschall, der während seiner mehr als sechzigjährigen Dienstzeit in allen Kriegsstürmen Muth und Besonnenheit behauptet hatte. Lebendig, wie in der Jugendzeit, bewegte den Greis der Gedanke, das Haus Habsburg in seinem Rechte zu erhalten, und er wußte diesen Gedanken auch in die Brust des Kriegers zu pflanzen, der auf ihn, den langjährigen Führer und sorgenden, väterlichen Freund, sein Vertrauen setzte. Er erntete und nährte in der Armee Zuversicht, Hingebung, Anhänglichkeit an die Fahne und an die Sache, für welche sie entfaltet wurde. Die Begeisterung, die der alte Held durch sein Wort und sein Beispiel hervorrief, war weniger geräuschvoll, als der Enthusiasmus des revolutionären Italiens, aber nachhaltiger und in der Stunde der Gefahr durch tapfere Thaten bewährt. Nach Abrechnung der Garnisonen, welche die Festungen besetzt hielten, betrug das verfügbare Heer nicht viel über 30,000 Mann. Damit mußte der Feldmarschall dem piemontesischen Heere die Spitze bieten, das durch Heranziehung seiner Reserven und der Hülfsvölker aus Toscana, dem Kirchenstaat und Neapel allmählich auf 60—70,000 Mann anwuchs. In seinem Rücken aber hatte er zahlreiche Banden von den oben erwähnten venetianischen Kreuzfahrern, Freischaaren, Schweizern und vielen Abenteurern aus allen Theilen Italiens und zugleich die feindselig gesinnten und durch Bürgergarden vertheidigten Städte. Gern wäre er aus seiner Burg an der Etsch hervorgebrochen und dem vertragbrüchigen König auf offenem Felde entgegengetreten, um dem Gott der Schlachten die Entscheidung anheim zu stellen; aber selbst ein Sieg konnte ihm keine dauernden Vortheile gewähren, da jede größere Stadt auf seinem Wege ein Herd des Widerstandes war und die wilden Wogen der Revolution von allen Seiten über ihm zusammenzuschlagen drohten, sobald er seine feste Stellung verließ. Er sah sich daher auf die Vertheidigung verwiesen, und er hatte in seinem thatenreichen Leben wohl gelernt, den Unmuth zu zügeln, womit ihn, den Mann der frischen That, die erzwungene

Unthätigkeit erfüllte. Er hoffte auf baldiges Eintreffen der Reserve-Armee, die sich unter Feldzeugmeister Graf Nugent am Isonzo sammelte; allein zwischen Verona und dem Isonzo lag das ganze venetianische Gebiet mit seinen verbarrikadirten Städten und zahlreichen Freischaaren, und die Nachrichten aus Wien, wo die Revolutionspartei täglich neues Terrain gewann, erregten die Besorgniß, daß vielleicht in kurzer Zeit jede Unterstützung aufhören werde.

Das waren schwere, sorgenvolle Tage, die der Feldmarschall durchlebte, aber, wie schwer auch die Last auf ihm lag, daß er manchmal wankend auf eine Stuhllehne sich stützen mußte, er ließ in seiner Thätigkeit nicht nach. Er sorgte, daß die Hülfsquellen des Landes in Beschlag genommen, in Magazinen aufgehäuft wurden. Die Artillerie-Mannschaft war für den Dienst der Geschütze in den Festungen sehr unzureichend. Nach seiner Weisung wurden taugliche Leute der Infanterie dazu herangezogen und ausgebildet, was zufolge der Vorübungen während der Friedenszeit keine großen Schwierigkeiten hatte. Er suchte ferner auf jede Weise die einzige Verbindungslinie mit der Monarchie zwischen der Etsch und dem Gardasee zu sichern; allein er konnte sich nicht verhehlen, daß dieselbe sehr gefährdet sei, wenn der Feind mit Uebermacht die kleine Festung Peschiera und den See umgehe. Eben so energisch betrieb er die Erweiterung und Fortführung von Befestigungsarbeiten in und um Verona und die Armirung der Festung. Tag und Nacht wurde damit fortgefahren, und oft erschien er selbst unter den Arbeitern, und feuerte ihre Thätigkeit durch freundliche Worte oder kleine Gaben an, damit sie nicht ermüdeten. Er überzeugte sich durch den Augenschein davon, daß auch die Festung Mantua in Vertheidigungszustand gesetzt werde. Daselbst aber sorgte mit rühmlicher Energie der Kommandant Gorczkowsky für Alles, was den Platz widerstandsfähig machen konnte. Die ausgedehnten Baumpflanzungen in der Umgegend wurden niedergehauen, Viehherden, die auf den weitläufigen Niederungen um den See weiden, sowie die großen Getreide- und Reisniederlagen der handeltreibenden Stadt in Beschlag genommen, auf dem See sogar eine kleine Flottille von bewaffneten Booten errichtet, um im Nothfalle den Feind von der Seeseite her zu beunruhigen, wenn er die Belagerung unternehmen sollte.

Schwieriger war die Lage der kleinen Festung Peschiera am Ausflusse des Mincio aus dem Gardasee. Zwar ließ der Kommandant Feldmarschall-Leutnant von Rath auch hier die Baumpflanzungen umhauen, Palissaden herrichten, die erforderlichen Geschütze auf die Wälle führen; allein mit der

Verproviantirung stand es schlimm. Indessen waren die Vorräthe in Mantua so reichhaltig, daß davon ein Theil abgegeben werden konnte. Man begann sogleich die Ueberführung, aber es fehlte an hinreichendem Fuhrwerk; als daher die Piemontesen den Mincio überschritten und den Platz berannten, war er kaum auf 40 Tage mit Lebensmitteln versehen.

Unter diesen Sorgen und Arbeiten machte der alte Feldherr manchmal mit seinem Generalstab einen Ausflug in ein benachbartes freundliches Thal, wo etwa eine Compagnie oder ein Bataillon lagerte. Da hieß er die Leute, die zum militärischen Gruße aufsprangen, sitzen bleiben, und ließ sich oft selbst auf dem grünen Rasen nieder, um mit den Offizieren ein Glas perlenden Weines zu trinken und einen kleinen Imbiß einzunehmen. Er hatte dann eben so seine Freude an der lieblichen Natur, den sanft aufsteigenden Höhen und dem reichgebauten Thal, wie an den frischen Liedern, die der sorglose Soldat in die milde Frühlingsluft hinausjauchzte. Besonders gern besuchte er das anmuthige Thal Pratena nördlich von der Stadt. Da fuhr er, umgeben von seinem berittenen Gefolge, den Casinen, Höfen und Villen entlang zwischen Gärten und Pflanzungen hin, die den Abfall der Berge nach der Ebene bedecken. Er verließ auch wol den Wagen und erstieg einen Hügel, um auf die Stadt mit ihren Prachtgebäuden am Fuße der Anhöhen, das Etschthal und die weite Ebene im Schmucke der italienischen Kultur niederzuschauen. Dann wieder fuhr er nach Verona zurück, wo er in einem nicht eben ausgezeichneten Palast sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Zwei Grenadiere von martialischem Aussehen schritten davor auf und ab; Sereschaner in rothen, goldbetreßten Jacken und blauen Hosen, Pistolen und Yataghan im Gürtel, lagerten in der Vorhalle. Adjutanten und andere Offiziere eilten mit klirrenden Sporen die Treppen auf und nieder, Husaren, Ulanen und Dragoner sprengten mit Depeschen in den gepflasterten Hof, oder jagten mit empfangenen Meldungen wieder fort. Der Feldmarschall schritt durch einfach möblirte Gemächer und Säle in sein Kabinet. Oben aber in der Stille des Bureau's, da arbeiteten die Federn hin und her, deren Striche nicht minder bedeutungsvoll und folgereich waren, als der Donner der Kanonen und die Bajonnette der anstürmenden Kolonnen. Er vertiefte sich sogleich in die eingelaufenen Berichte, er diktirte, oder brachte selbst seine Gedanken zu Papier in der ihm eigenthümlichen aphoristischen Weise. Die Ausführung dieser Entwürfe, die das Gepräge wahrhaft genialer Auffassung an sich trugen, überwies er sodann an Andere, da ihm selbst hierzu Zeit und oft wol auch Geduld fehlte.

Der Mann aber, der die ganze Last des Krieges auf seinen Schultern trug, der die Seele von allen kriegerischen Vorkehrungen und Bewegungen war, der alle Maßregeln anordnete und leitete, der in der Stille des Kabinets wie an der Spitze der Kolonnen eine gleiche Thätigkeit entfaltete, der das ringsum von erbitterten Feinden eingeschlossene Heer mit Vertrauen erfüllte, mit Hoffnung belebte, der Mann, der unter der Last von Sorgen und anstrengenden Arbeiten noch Sinn für Natur und für den Frohsinn der Jugend bewahrte, stand damals im zweiundachtzigsten Lebensjahre. Er war von kleiner Gestalt, aber festem, gedrungenem Gliederbau; seine blauen Augen sahen klar und freundlich Jeden an, der ihm begegnete, doch fühlte man auch, daß sein fester Blick in die Tiefe drang, und, durch die Schleier der Außenseite nicht geblendet, die Gedanken zu enträthseln suchte. Sein Gang, überhaupt alle seine Bewegungen, wie seine tiefe, klangvolle Sprache waren sehr lebhaft. Er zeigte im Umgang große Gewandtheit, verbreitete sich über wissenschaftliche Gegenstände, über Politik, Krieg, Fortschritte der menschlichen Gesellschaft, niemals über banale, alltägliche Dinge. Bei der großen Gedankenfülle, die gleichsam im Gespräche einen Ausweg suchte, sprang er häufig von einem Gegenstand auf den andern über; doch verlor er sein eigentliches Thema nicht aus den Augen. Seine Rede strömte frisch und leicht dahin, war unterhaltend und belehrend, dabei klar und einfach, ohne Bilder und poetischen Schmuck. Er hatte für Jeden ein verbindliches, gewinnendes Wort und ließ Niemanden, auch nicht den gemeinen Soldaten seinen Rang und seine hohe Stellung fühlen, obgleich er übrigens auf Anstand und feine Sitten stets Rücksicht nahm. Die Seelengüte, die sich über sein Wesen und Thun verbreitete, war zugleich mit einem Anstrich von äußerer Würde gepaart, die jede unziemliche Annäherung fern hielt. Nur in sehr vertrauten Kreisen überließ er sich ganz seinem natürlichen Frohsinn und legte den Generalshut völlig bei Seite; sonst zeigte er wol seine Theilnahme an der heitern Stimmung, blieb aber selbst in bestimmten Grenzen, deren Verrückung er mit feinem Takte vermied. Das ihm eigenthümliche Gefühl für äußern Anstand erstreckte sich sogar auf die Kleidung, die fein und passend sein mußte. Besonders hielt er viel auf wohlgemachte Beinkleider, und er konnte recht in Aerger gerathen, wenn dieselben seinen Anforderungen nicht entsprachen. Natürlich war dieser Aerger nicht von langer Dauer, da er fortwährend mit großartigen Gedanken und Entwürfen beschäftigt war. Er ließ sich überhaupt selten zum Zorne hinreißen; wenn es aber einmal geschah, so war der erste Ausbruch heftig und für Den, welcher dazu

Veranlassung gegeben hatte, unangenehm. Doch pflegte er bald seine Aufwallung wieder zu bemeistern und zu vergessen. Der Kern seines innern Wesens war trefflich; er hatte Nachsicht mit den menschlichen Fehlern und Schwächen; er trug der Menschen Wohl und Wehe in seiner Brust. Er suchte zu helfen, wo und wie er konnte, und selbst die Strenge der Gerechtigkeit linderte er, wenn es irgend möglich war. Den darbenden Angehörigen flüchtiger Revolutionärs ließ er oft in der Stille Unterstützung reichen, ohne daß sie die Hand kennen lernten, die sich ihrer Verlassenheit annahm.

So war der Mann beschaffen, der jetzt, umdrängt von den Wogen der Revolution, als Vorkämpfer alter, bewährter Rechte, auf dem Schauplatze des Krieges in erster Reihe stand, auf den das Vaterland mit banger Erwartung, Italien mit Erbitterung und zum Theil mit Geringschätzung blickte.

Gegen ihn zog heran durch die duftigen Orangegärten der Lombardei Karl Albert, König von Sardinien, mit der nicht unbedeutenden Macht seines Reichs und mit den Kräften der Revolution. Er hatte noch kurz vor seinem feindlichen Einfall bündige Friedensversicherungen gegeben; daher wird ihm die Schilderhebung mit Recht zum schweren Vorwurf gemacht. Wenn man ihn aber deshalb einen meineidigen Verräther schilt, so geht man zu weit. Denn wann wird die Zeit kommen, daß in der Politik Recht, Treue, Dankbarkeit für mehr gelten, als klingende Schellen? Wenn nun Karl Albert die Gelegenheit beim Schopfe packt, in der allgemeinen Aufregung und Lösung geheiligter Bande seinen Vortheil als oberstes Prinzip für sein Verhalten voranstellt, wenn er Den, welchen er beerben oder berauben will, hinhält und täuscht, so thut er nur, was viele gefeierte Monarchen und Staatsmänner vor ihm gethan haben und nach ihm thun werden. Er spielte nach den herkömmlichen Regeln der Politik ein falsches Spiel mit Oesterreich und nicht weniger mit der Revolution. Mit letzterer war das Spiel auf gegenseitige Täuschung berechnet. Er wollte mit den Kräften und Hülfsmitteln der Revolution die fremde Herrschaft zu Boden werfen, dann aber durch die Schwerter seiner Legionen einen großen Theil oder auch das ganze Italien zu einem absolutistischen Reiche vereinigen; die Revolution aber hoffte nach gewonnenem Siege durch die Kraft der Nation ihn selbst zu beseitigen und eine Republik zu begründen. Gewöhnlich schleicht die Nemesis den schlangenklugen Politikern langsam nach, und zieht sie erst spät vor ihr mit Thränen und Blut überströmtes Forum. Daß sie den König Karl Albert schnell erreichte und ihm den gebrochenen Stab des Ver-

brechers vor die Füße warf, das macht den Fall erschütternd. Frühzeitig erreichte ihn das Gericht, Andere spät; warum will man auf ihn allein den Stein werfen?

Der König hatte schon als muthmaßlicher Thronerbe in den zwanziger Jahren mit der Revolution geliebäugelt. Damals wollte man durch einen Militär-Aufstand eine freie Verfassung im Piemontesischen durchsetzen. Karl Albert schloß sich der Bewegung an, trat aber noch rechtzeitig zurück, als österreichische Bajonnette die alte Ordnung zurückführten. Die Kabinette betrachteten ihn deshalb mit Mißtrauen; allein er sühnte seinen Mißgriff durch Theilnahme an dem Feldzuge der Franzosen gegen die Constitutionellen in Spanien. Man vergaß oder übersah seine Jugendsünde gegen die Legitimität, und er bestieg ohne Widerspruch den Thron. Er regierte völlig im Geiste seiner Vorfahren, unterdrückte durch Gewaltmaßregeln jede Regung des Liberalismus, führte das strengste Polizei-System ein, gab die Patrioten der Rache unbarmherziger Gesetze preis, ließ sie durch Kerker und den Spruch der Blutrichter für ihren Schwindel büßen.

Nachdem er siebzehn Jahre den absoluten Herrscher gespielt hatte, glaubte er, die Zeit sei gekommen, wo er zur Erlangung größerer Vortheile die Maske wechseln müsse. Bei der krampfhaften Aufregung, welche Italien durchzuckte, unter dem Donner der Barrikadenkämpfe schien die Herrschaft der nordischen Barbaren vernichtet; auf ihren Trümmern wollte er ein nationales, doch nicht weniger willkürliches Reich aufrichten. Von den Schmeichelreden seiner Höflinge und von dünkelhafter Selbstüberhebung verlockt, hielt er sich für einen großen Feldherrn. Er besaß allerdings kriegerische Eigenschaften, Muth, Unerschrockenheit, Verachtung jeder Gefahr im Getümmel der Schlacht; allein die Uebersicht des Ganzen, die Einsicht in den Gang des Gefechts, das Feldherrnauge, das überall hier die Gefahr erkennt und Hülfe schafft, dort durch rechtzeitiges Hervorbrechen, oder auch durch kühnes Wagen den Sieg zu erzwingen weiß, alle diese Eigenschaften eines vollendeten Feldherrn nach der gegenwärtigen Kriegsweise mangelten ihm. Vornehmlich aber besaß er nicht die Gabe, sich die Liebe und Anhänglichkeit der Soldaten zu erwerben. Schon sein Aeußeres war abstoßend; seine kalten scharfmarkirten Gesichtszüge, seine lange, starkknochige Gestalt, seine regungslose Haltung, die steife Würde, die er unter seinen Höflingen angenommen hatte, waren wenig geeignet, ihm die Herzen zu gewinnen. Er verstand jene Popularität nicht, die sich selbst zu dem gemeinen Manne herabläßt, ohne die gebührende Würde bei Seite zu setzen. Wenn er daher

auch alle Eigenschaften eines großen Heerführers gehabt hätte, so wäre er doch hierin im Vergleiche mit seinem greisen Gegner im Nachtheil gewesen. Denn Diesen umgab nach Ausscheidung der eidbrüchigen Bestandtheile ein treues Heer, das, wie ein um seinen Häuptling geschaarter hochländischer Clan, bereit war, mit ihm und für ihn den letzten Blutstropfen zu vergießen; er aber kommandirte eine wohl geschulte und gerüstete Macht, die ihre Schuldigkeit that, aber nicht mehr, die besonders für seine weitaussehenden Entwürfe keinen Sinn hatte.

Karl Albert wurde indessen, so lange sein Glücksstern leuchtete, von den Truppen mit lauten „Evviva's" begrüßt. Obgleich er wenig für sich einnahm, so war es doch eine imposante, kriegerische Erscheinung, wenn seine hohe Gestalt auf dem Schlachtroß im Getümmel des Kampfes durch die Reihen sprengte und der tödtlichen Geschosse zu spotten schien. Er war ein geschickter und kühner Reiter und kannte keine Furcht. In den mittelalterlichen Kämpfen hätte er im Panzerhemd, an der Spitze gewappneter Schaaren Epoche gemacht, wie seine Vorfahren, die siegreichen Grafen von Savoyen; in den Kriegen der neuern Zeit konnte alle persönliche Bravour den Mangel an Feldherrntalent nicht ersetzen. Auch sein Glaube, er stehe unter dem besondern Schutze der Madonna, zu der er im Schlachtgewühl den Blick erhob, paßte besser in vergangene Jahrhunderte als in die Gegenwart. Denn, sagt der österreichische Veteran, Heilige und Erzengel mit flammenden Schwertern treten jetzt nicht mehr in sichtbarer Gestalt zu ihren Auserwählten. Wir aber möchten hinzufügen, daß noch heutiges Tages schützende Mächte den Helden zur Seite stehen, die für Gerechtigkeit, Ehre und Treue die Waffen ergriffen haben und mit Geschick und Ausdauer im Kampfe beharren.

Glänzend, umbraust vom Jubel der freudetrunkenen Menge war der Zug des Königs durch die lombardischen Gefilde. In den Städten waren Triumphbogen errichtet, die Bürgergarde und zahlreiche Volksmassen strömten ihm entgegen und umgaben ihn, wenn er seinen Einzug hielt, reich geschmückte Frauen winkten ihm ihre Grüße zu, Lieder erklangen überall in dem sangesreichen Lande zum Preise des Beschützers, des Befreiers, des Schwertes von Italien. Flüchtlinge von Mantua und Verona versicherten ihm, ihre Mitbürger warteten nur auf die Erscheinung seines tapfern Heeres, um sich in Masse zu erheben, das Joch der Barbaren zu zerbrechen und ihm die Schlüssel der Festungen ohne Schwertstreich zu überliefern. So zog er, berauscht vom Beifalljauchzen des Volkes und von der Hoffnung auf Sieg und Ruhm und Herrschaft, mit seinem ersten Armee-Corps dur



Ludwig Freiherr von Wohlgemuth.

Leipzig, Verlag von Otto Spam

Zu Wägner's Radetzky Seite 185.

Pavia, Lodi und Cremona der feindlichen Aufstellung entgegen, während das zweite Corps unter General Sonnaz nördlicher über Mailand und Brescia in derselben Richtung sich bewegte. Von Cremona marschirte das erste Corps, welches General Bava kommandirte, zunächst nach dem Oglio und weiter über den Fluß, da man nirgends auf Widerstand stieß. Jenseits desselben wurde ein Lager aufgeschlagen und besonders der Flecken Marcaria stark besetzt.

Am 6. April, ehe der Tag graute, bemerkte eine Feldwache feindliche Bewegungen und alarmirte ein Reiterpiket. Die Leute stiegen zu Pferde; allein schon fielen wohlgezielte Schüsse, und fast gleichzeitig stürmten österreichische Ulanen heran, warfen nieder, was Widerstand leistete, und trieben die Uebrigen in eilige Flucht. Die Verwirrung verbreitete sich weiter, Schüsse fielen da und dort, ein ganzes Bataillon löste sich im panischen Schrecken auf, ein Kavallerie-Regiment jagte gleichfalls davon. Wenn jetzt ein entschlossener Angriff erfolgt wäre, so hätte der ganze rechte Flügel der piemontesischen Aufstellung aufgelöst werden können. Den Ueberfall aber hatte der Oberst Benedek, dessen wir noch oft gedenken werden, mit geringer Mannschaft ausgeführt. Er konnte die Bestürzung der Piemontesen nicht gewahr werden, sondern hörte nur aus dem Gerassel der Wagen und Geschütze, daß Marcaria stark besetzt sei, und zog sich nach Mantua zurück. Dies war das erste feindliche Zusammentreffen der österreichischen und sardinischen Truppen, die, um das schönste Königreich Europa's zu kämpfen, gerüstet einander gegenüber standen.

Karl Albert verlegte am folgenden Tage sein Hauptquartier nördlich nach Castiglione, und gab Befehl, von allen Seiten zur Ueberschreitung des Mincio vorzurücken. Man stieß aber hier auf kräftigen Widerstand; denn obgleich der alte Feldherr in Verona nicht daran dachte, die ausgedehnte Mincio-Linie zu behaupten, so lag ihm doch daran, durch energische Vertheidigung Zeit zu gewinnen. Er hatte daher die Besetzung der Flußübergänge bewährten Männern anvertraut.

Am meisten bedroht war der Uebergang bei Goito, wo eine sehr massive Brücke beide Ufer des Flusses verband. Hier stand General-Major Wohlgemuth, auf den der Feldmarschall mit Recht großes Vertrauen setzte. Er war ein besonnener Führer, der sich weder durch feindliche Uebermacht, noch durch andere, unberechenbare Zufälligkeiten außer Fassung bringen ließ. Ein Umstand der letztern Art trat ein, da heftige Regengüsse die Feuerleitung unbrauchbar machten, welche zur Sprengung der Brücke angelegt

war. Der General-Major befahl sogleich einige Brückenjoche abzuwerfen; allein während die Arbeiter am frühen Morgen des achten April damit beschäftigt waren, erschienen feindliche Kolonnen von Südwesten her. Es war General-Leutnant Bava selbst, der mit einer Brigade von 4000 Mann und zahlreichen Bersaglieri (Scharfschützen) den Uebergang zu erzwingen suchte. Die österreichische Brigade mußte zugleich stromaufwärts, wo der seichte Fluß mehrere Inseln bildet, und weiter bis zu dem Dorfe Poppolo Aufstellung nehmen, um daselbst feindliche Versuche zurückzuweisen. Sie war daher auf eine weit ausgedehnte Linie vertheilt. Der General konnte das Städtchen Goito nur mit einer Compagnie Kaiserjäger besetzen, während er selbst mit einigen Bataillonen und vier Geschützen auf dem linken Flußufer zum Kampfe bereit stand.

Der Feind näherte sich um 10 Uhr. Eine Plänklerkette eröffnete das Gefecht, zwei Bataillone folgten in geschlossenen Massen, in zweiter Linie vier andere Bataillone, und in weiterer Entfernung blitzten die Waffen einer zweiten Brigade, die General Bava zur Unterstützung des Angriffs rasch herbeigezogen hatte. Die tapferen Jäger, waffenkundige Männer aus Tyrol und Steyermark, vertheidigten ihren Posten mit beispielloser Hartnäckigkeit. Gedeckt durch die Mauern und Häuser des Städtchens versendeten sie die todbringenden Kugeln, wo irgend ein Gegner sich blicken ließ. Die Bersaglieri, nicht minder geübte Schützen aus den Gebirgen von Savoyen und Piemont, konnten trotz ihrer Ueberzahl nicht Raum gewinnen, da sie auf offenem Felde den furchtbaren Geschossen ausgesetzt waren. Sofort rückten die geschlossenen Massen zum Sturme heran. Die Trommeln wirbelten, Pelotonfeuer krachte, dreimal erneuerten die Bataillone den Sturm, und dreimal mußten sie vor der tapfern Schaar zurückweichen. Da standen diese Männer im grauen Rock mit grünen Aufschlägen, bedeckt mit dem aufgeschlagenen Federhut, wie auf dem Anstand, fest, den Tod verachtend, und hatten unter dem betäubenden Getöse des Sturms oft noch ein Lächeln um die Lippen und ein scherzendes Wort auf der Zunge, oder, wenn eine feindliche Kugel die muthige Brust durchbohrte, einen Gruß ans Muetterl und Schatzerl, das an der heimischen Alm vergebens den zurückkehrenden Bua erwartete.

Drei Stunden hatte der ungleiche Kampf gedauert, da langte das piemontesische Geschütz an. General Bava ließ 14 Kanonen gegen das Städtchen aufstellen. Der eiserne Hagel warf Mauern und Häuser nieder; die muthige Schaar schmolz mehr und mehr zusammen. Der Hauptmann

Knesich, schon am rechten Arm verwundet, fand den Heldentod; zwei Enkel Andreas Hofer's, der eine Leutnant, der andere Kadet, fielen gleichfalls, ihres Ahnherrn würdig.

General Wohlgemuth sah mit Schmerz den nahen Untergang des muthigen Häufleins. Er konnte mit den vier Geschützen, die zu Gebote standen, das feindliche Feuer nicht wirksam erwiedern; er gab daher das Zeichen zum Rückzug. Kaum aber hatte die Compagnie, soviel davon noch übrig war, die Brücke überschritten, so zeigte sich schon ein Schwarm von Bersaglieri. An eine Abtragung der Brückenjoche war nicht länger zu denken; drang aber die feindliche Uebermacht unaufgehalten in Masse herüber, so ward die ganze Brigade auf der weiten Ebene in den nachtheiligsten Kampf verwickelt und wurde vielleicht gänzlich aufgerieben. Da erbot sich ein Feuerwerker mit Namen Grünewald, den Sprengungs-Apparat mittelst einer Lunte anzuzünden und schritt sogleich ans Werk. Die Explosion erfolgte; ob der unerschrockene Mann selbst sich zu retten wußte, finden wir leider nicht angezeigt.

Indessen war die Sprengung nicht vollständig gelungen; eine Seitenlehne blieb unversehrt, und die Bersaglieri versuchten sogleich mit großer Kühnheit, auf der schmalen Lehne herüberzudringen. Nun warfen sich die kampfbegierigen Jäger in die massiven Gebäude einer Seidenspinnerei, und gebrauchten wieder ihre Büchsen zur Abwehr des Angriffs, während der Feind mit Kavallerie und Infanterie drüben in Goito eindrang, Geschütze auf die diesseitigen Gebäude richtete und gleichzeitig durch das nördliche Thor hervordrang in der unverkennbaren Absicht, durch die Fuhrten an der Insel bei Molino den Uebergang zu versuchen. Wohlgemuth entsendete eine Grenzer-Compagnie mit Geschütz an den bedrohten Punkt. Einige wohlgezielte Kartätschenladungen verscheuchten daselbst die Piemontesen; dagegen war die Seidenspinnerei durch fortwährendes Geschützesfeuer vom rechten Ufer her dem Einsturze nahe. Daher gab der General den tapfern Schützen Befehl, sich über den Kanal Naviglio zurückzuziehen; allein nur die halbe Compagnie leistete Folge; die andere Hälfte, von Kampfbegierde fortgerissen, beharrte auf ihrem Posten, nachdem sogar der allgemeine Rückzug schon angetreten war. Sofort drangen die kühnen Bersaglieri unaufhaltsam herüber, und der Ueberrest der Jäger fand zum größten Theil den Tod, oder gerieth in Gefangenschaft. Wenige vermochten sich über den Kanal zu retten und auf Umwegen wieder zu der Brigade zu stoßen.

Eine ernstliche Verfolgung der langsam zurückweichenden Truppen fand

nicht statt, da die Piemontesen bei Goito stehen blieben, die Brücke daselbst herstellten und einen befestigten Brückenkopf anlegten. General Bava concentrirte daselbst sein ganzes Corps, indem er die zweite, nachrückende Division und sämmtliche Reserven heranzog. Ferner waren toscanische, römische, modenesische Hülfsvölker, sowie das Studenten-Corps aus Pisa und zahlreiche Freischaaren im Anzug. Alle diese Massen vereinigten sich später mit dem piemontesischen rechten Flügel, wodurch derselbe zu einer Macht von 30,000 Mann anwuchs.

Erst am 9. und 10. April näherte sich der linke Flügel des königlichen Heeres dem Mincio, um bei Valeggio und Monzambano den Fluß zu überschreiten. Bei ersterer Stadt, wo das linke Ufer bedeutend das rechte überragt, kam es nur zu einem Scheinangriff, der ohne Mühe zurückgeschlagen wurde; Monzambano dagegen, das, wie Goito, auf der rechten Seite an aufsteigenden Anhöhen liegt, mußte bald aufgegeben werden. General Strassoldo zog sich jenseits auf die vorspringenden Hügel von Brentina zurück, wo er einen ganzen Tag alle Angriffe zurückschlug. Da indessen die Piemontesen auch südwärts bei Poppolo über den Fluß gegangen waren, so zog endlich Feldmarschall-Leutnant Graf Wratislaw alle Brigaden des ersten Armee-Corps am Tione-Bach bei Villafranca zusammen, und rückte auf Befehl des Feldmarschalls unangefochten auf den Höhenzug (Rideau), der Verona in einem weiten Halbkreis umgiebt.

So stand denn Karl Albert mit seiner ganzen Macht auf dem Kriegsschauplatz zwischen Etsch und Mincio dem Manne gegenüber, den er in glücklicheren Zeiten mit manchen Ehren überhäuft hatte, der oft sein Gast gewesen war, und der auch seine Feldherren oft an gastlicher Tafel bewirthet hatte. Die Politik hatte langjährige Freundschaftsbande gelöst, das Schwert sollte die verwickelte Frage entscheiden, ob das alte Recht Bestand habe, oder ob ein neues Recht Geltung erhalten werde.

Bevor wir in unserer geschichtlichen Darstellung fortfahren, müssen wir diesen Schauplatz kriegerischer Thaten kennen lernen, dessen Boden fast allenthalben mit dem Blute kriegerischer Männer gedüngt wurde. Es ist derselbe Raum, auf welchem der alte Feldherr in seiner Jugendzeit unter nicht weniger unglücklichen Verhältnissen das Schwert geführt hatte. Damals kämpfte er gegen die französischen Republikaner und einen Napoleon, jetzt gegen die italienische Revolution und Karl Albert. Wie vieles hatte sich in der Zeit verändert! Eins aber war unverändert geblieben: seine feste Treue gegen den Monarchen und das Vaterland.



Gestade des Garda-See's.

Aus dem nördlichen Alpenwall, wo Ferner glühen und Lawinen donnern, bricht wild und schäumend die Etsch hervor. Um ihre Quellen breiten sich saftgrüne Almen aus; dort blühen karminrothe Rhododendren, blaue Gentianen und duftiger Thymian. Geschwellt durch die reichlich zuströmenden Wasser der Seitenthäler wächst der Bach mächtig und eilt im weiten, muldenförmigen Thale dem Süden zu, um dann langsam an marmorreichen Städten, an Orangen-, Oliven- und Rebenpflanzungen vorüber dem adriatischen Meere zuzuströmen, das den Fluß südlich von Venedig aufnimmt. Noch ehe er die Ebene erreicht, bei Botzen, Trient, Roveredo, ist italienisches Leben und italienische Natur; doch gehören diese Städte von alten Zeiten her zu Tyrol und folglich zu Deutschland. Mächtige Alpenketten umgeben den Strom in seinem obern und mittlern Lauf; ihre letzten Ausläufer begleiten ihn bis gegen Verona, wo mit Ausnahme von wenigen, wellenförmigen Höhenzügen die Ebene anfängt.

Wir wissen, daß in Verona der Held unserer Darstellung sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, daher müssen wir einige Augenblicke bei dieser alten, berühmten Stadt verweilen.... Ein kleiner Theil derselben liegt auf

dem linken Etschufer, und scheint sich, von fern gesehen, durch unzählige Höfe, Casinen und Villen weithin an den Abhängen der Berge bis auf die Gipfel derselben fortzusetzen. Dazwischen erblickt man schattige Gärten und Alleen, so daß man eine orientalische Stadt zu sehen glaubt, wo zwischen Sykomoren und Terebinthen Paläste, Kuppeln und Minarets hervorragen. Der größere Theil ist von der Etsch in einem stark nach Osten geschwellten Bogen umströmt. Viele gerade Straßen, besonders der Corso, von Westen nach Osten ziehend, zeichnen die Stadt eben so aus, wie die 46 Kirchen mit ihren Kuppeln und Thürmen. In den breiten Straßen, wie in engen und winkeligen Gassen erheben sich Paläste aus alter Zeit mit allerlei Bildwerk, das die Madonna, Schutzheilige, oder auch geharnischte Fürsten und Ritter darstellt und in seinem verwitterten Zustande an die vergangenen Jahrhunderte erinnert. Da und dort sind Bogen über die Straße gesprengt und mit Figuren gekrönt. In einer Seitengasse befinden sich die Gräber des großen Can della Scala und der übrigen Scaliger, in gothischen Formen von Eisen gearbeitet. Der Erstere liegt in voller Rüstung auf seinem kolossalen Sarkophag. Andere Architekturen sind auf den massiven Brücken angebracht, welche über den reißenden Fluß führen. Im größern Stadttheil, der westlichen Porta nuova zugewendet, auf dem Platze Bra erhebt sich endlich das wohlerhaltene römische Amphitheater von röthlichem Marmor mit seinen 45 Sitzreihen und 75 Bogen bis zu einer Höhe von 100 Fuß. So umschließt die Stadt Monumente aus allen Zeiten; und wenn man Nachts durch die Straßen wandelt und auf die verschiedenartigen Steinbilder blickt, so gewinnen sie Leben in der Erinnerung. Denn hier wohnten einst Römer, und betrachteten im Amphitheater die blutigen Spiele der Gladiatoren; hier waltete der mächtige Dietrich von Bern, nachdem er mit seinen Ostgothen die Vorherrschaft in Europa erkämpft hatte, hier die Scaliger, die Montecchi und Capuletti, die in den Straßen der Stadt ihre Fehden ausfochten; hier endlich zeigt man noch am südlichen Ende der Stadt in einem Rebengarten das zerfallene Grab der Julia, das der Epheu umrankt und die edelste Poesie mit ihrem Zauber umblüht. Und schon hat sich an die verblichenen Gestalten der Vorzeit der greise Held Oesterreichs angereiht, der in Verona sein treues Heer sammelte, um die Rechte seines Kaisers mit seinem guten Schwerte zur Geltung zu bringen. Auf der Piazza Bra, oder an den Gräbern der Scaliger sollte sein Standbild aufgerichtet sein; aber er bedarf dessen nicht; die Bastionen der Stadt sind ein bleibendes Denkmal seiner kriegerischen Thaten, und der Palast, den er bewohnte, wo er seine Pläne

entwarf und an jedem Morgen unter die Armen der widerspenstigen Bürgerschaft reiche Gaben vertheilte, erinnert eben so an seine Siege, wie an sein menschlich fühlendes Herz.

Westlich von Verona, also dem eigentlichen Kriegsschauplatze zugekehrt, breitet sich die Ebene aus; allein bei Chievo an der Etsch, nordwestlich von Verona, erhebt sich ein Rideau und zieht in einem flachen Bogen, etwa eine halbe Stunde von den Bastionen entfernt, über Croce bianca, S. Massimo, S. Lucia bis gegen Tombetta, wo es in einer wellenförmigen Schwellung sich verliert und den von Osten stark herüberbiegenden Fluß nicht mehr erreicht. Wenn sich der Feind hier festsetzte, so war die Festung vollständig blokirt und jede Angriffsbewegung gehemmt. Dies zu verhüten, sei es auch durch eine Schlacht, war der Feldmarschall fest entschlossen. Er ließ daher besonders auf den Straßen über Croce bianca nach Mailand und über S. Lucia nach Mantua Verhaue anlegen und Geschützesstände herrichten. Außerdem gewährte das Terrain der Vertheidigung noch andere Vortheile. Der Boden ist nämlich nach dieser Richtung sehr steril und besonders mit Rollsteinen überlagert. Die fleißigen Bewohner haben diese Steine aufgeräumt und zu Dämmen nach allen Richtungen hinaufgeschichtet, das dadurch gewonnene Ackerland aber mit Maulbeerbäumen sorgfältig bepflanzt. In diesem Steinlabyrinth, wo zugleich durch die Kultur jede Aussicht versperrt ist, konnte ein angreifender Feind sich schwer zurecht finden, während die Vertheidiger, mit den Windungen bekannt, überall hinter den Steinwällen Stützpunkte zu neuen Aufstellungen fanden.

Jenseit des Rideau's ist flaches Land bis dahin, wo sich von den Hochgebirgen zwischen der Etsch und dem Gardasee ansehnliche Höhen fast herzförmig in die Ebene hereinsenken. Der Mincio schlängelt sich hindurch und östlicher fließt in viel verschlungenen Windungen der Tionebach. An dem östlichen Abfall nach der Ebene liegen S. Giustina, Sona, Sommacampagna, Custozza an der ersten Biegung nach Westen, dann das oft genannte Valeggio und jenseit des Flusses am südlichsten Vorsprung Volta. Von da geht der Zug nordwestlich und steigt am westlichen Ufer des Gardasees und um den Idrosee in mächtigen Massen empor. Er vereinigt sich, nördlich mit seinen Felsenarmen den See umschließend, mit den östlichen Verzweigungen und quillt dann in gewaltigen Lagerungen hinauf zu den ungeheuren Felsenburgen, die, von Eis und Schnee umstarrt, Abends und Morgens glühend roth dort über deutsche, hier über welsche Gauen leuchten.

Glänzend wie ein Juwel breitet sich in diesen Bergen der sieben Mei-

len lange Gardasee aus. Nackte Felsenwände bilden das steile nördliche Ufer, nur hier und da von südlicher Vegetation unterbrochen, wo die Aloe aus Spalten hervorstarrt, der Lorbeer blüht und Feigen und Oliven ihr dunkles Laub ausbreiten. Da bricht aus der dunklen Schlucht des Ledrothales der Ponal hervor und stürzt brausend in den See. Weiter nach Süden glänzen immer mehr zahlreiche Villen, Dörfer und Städte mit ihren Gärten, Maulbeer- und Olivenpflanzungen, auf dem blauen Spiegel schaukeln sich Barken mit weißen Segeln und eilende Dampfer, und die kleine Festung Peschiera am Ausflusse des Mincio bildet den Gegensatz zu den Felsenufern im Norden.

Wenn der Mincio die Berge verlassen hat, zieht er beruhigt zwischen Weilern und Dörfern daher; aber seine Ufer verflachen sich mehr und mehr zu Niederungen und Sümpfen, aus denen kaum merklich weidereiche Triften hervorragen, und endlich nimmt der See von Mantua die träge Flut in seinem Becken auf. Dieser See umgiebt die Stadt in einem etwas stumpfen Winkel gegen Norden und Osten, weshalb die Festungswerke nur in einem südwestlichen Bogen aufgeführt sind, der mit seinen beiden Enden den See berührt. Schon Napoleon Bonaparte hatte erfahren, daß die Stadt nicht durch Gewalt, sondern nur durch Hunger und Krankheit zu nehmen sei; Karl Albert hoffte mit Hülfe des Verraths schneller zum Ziele zu gelangen; aber er hatte in seiner Berechnung die Energie Gorczkowsky's außer Acht gelassen.

Nach den Erfolgen der piemontesischen Waffen am Mincio drangen Freischaaren immer kühner und zahlreicher gegen die Stellung der österreichischen Armee vor. Venetianische Kreuzfahrer und Insurgenten aus dem Vicentinischen wagten es, in der Thalebene zwischen den nördlichen Hochgebirgen und den berischen Höhen, die Vicenza südlich mit ihren Fruchtgärten begrenzen, gegen Verona selbst vorzurücken. Der Feldmarschall, dem durch solche Beengung die Verpflegung der Truppen erschwert wurde, ertheilte dem Fürsten Friedrich Liechtenstein den Auftrag, diese Banden zu zersprengen. Der General marschirte ohne Zögerung gegen den weit überlegenen Feind, eroberte zahlreiche Barrikaden, erstürmte verschanzte Höhen, nahm mit stürmender Hand die Brücke Dazio am Chiampo, den Flecken Sorio, und jagte die geschlagenen Haufen in die Berge. Montebello, das Hauptlager der Freischaaren, ward hierauf ohne Schwertstreich besetzt, worauf der Fürst mit Gefangenen, vier erbeuteten Kanonen, Gewehren und anderen Trophäen den Rückzug antrat.

Schlimmer erging es den lombardischen Freischaaren, die von Salo

am westlichen Ufer des Gardasee's nach Lazise übergeschifft waren und die Verbindung mit Peschiera unterbrachen. Sie hatten einen Posten Grenzer überrascht, der ein noch nicht völlig ausgeräumtes Pulvermagazin bewachte. Sie brachten einen Theil der Pulverfässer auf das Dampfboot, einen andern Theil nach Castelnovo auf der Straße zwischen Verona und Peschiera, wo sie sich mit starken Barrikaden verschanzten. Fürst Wilhelm Taxis erhielt Befehl, diese Keckheit zu strafen. Er drang siegreich in den Ort ein, sah jedoch alle Straßen mit Barrikaden gesperrt und die Bevölkerung, die mit den Insurgenten gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, zum äußersten Widerstand entschlossen. Dächer, Fenster und alle Zugänge waren mit Bewaffneten besetzt. Er ließ sogleich seine Geschütze auffahren, und bald drangen die niederschmetternden Bomben und Raketen durch Dach und Fach in die Häuser. Feuersäulen erhoben sich, der Pulvervorrath flog auf; mehrere Umgehungs-Kolonnen stürmten in die Seitengassen, während die Truppen in der Fronte, alle Hindernisse niederwerfend, mit unwiderstehlicher Gewalt vorrückten. Wer fliehen konnte, rettete sich nach Lazise und auf die Schiffe; das Städtchen aber ward der Zerstörung und der Plünderung preisgegeben. Die ganze Nacht hindurch war der Himmel von der Feuersbrunst geröthet, die den unglücklichen Ort verzehrte.

Eine so nachdrückliche Züchtigung erlitten auch die Insurgenten, die sich der Festung Legnago zu nähern wagten. Das Schloß Bevilaqua wurde erobert und geplündert, das Städtchen Montagnana besetzt und der Feind nach allen Seiten hin zerstreut.

Andere Haufen, welche sich bei Castellaro festsetzten und die Verbindung zwischen Mantua und Verona unterbrachen, ließ Gorczkowsky auseinander treiben; dagegen scheiterten in dieser Gegend die Versuche gegen Governolo am Einflusse des Mincio in den Po. Mantuanische Flüchtlinge und Freiwillige aus anderen Städten, unterstützt durch modenesische Truppen, behaupteten die Stadt gegen alle Angriffe.

Zahlreiche Freischaaren verbreiteten sich während dieser Zeit in den Hochgebirgen von Welsch-Tyrol und den angrenzenden italienischen Provinzen. Sie zogen am Idrosee hin, durchstreiften die romantischen Thäler der sogenannten Judicarien, drangen in die Schlucht des Ledrothales und weiter am Ufer des Gardasees vor. Ihr Ziel war Roveredo, Trient, Botzen, und selbst der Gebirgskamm, der von Westen nach Osten Tyrol theilt. Denn sie hatten nicht Hehl, daß der Brenner die Grenze des neuen, freien Italiens werden müsse. Indessen machte der entschlossene Oberst Zobel dem Frei-

heitsspiel in Trient schnell ein Ende. Er ließ die Tricolore von den Thürmen wegnehmen und die Kanonen des Kastells auf die Stadt richten. Am 16. April traf Feldmarschall-Leutnant Ludwig von Welden in Trient ein, und übernahm den Oberbefehl über sämmtliche Truppen von Süd-Tyrol. Er war der rechte Mann, um die gestörte Ordnung wieder herzustellen; denn er übersah mit sicherem Blick alle Verhältnisse in diesen durch Oertlichkeit und Bevölkerung so sehr unterschiedenen Landestheilen. Er theilte seine geringe Macht in zwei Brigaden unter den Obersten Meltzer und Zobel, und wies zugleich die Landesbewaffnung zur geeignetsten Mitwirkung an. Denn das alte, treue, deutsche Tyrol hatte sich auf den Ruf seines Kaiserhauses in Waffen erhoben, um seine Grenzen zu bewahren. Der greise Kapuziner Haspinger, einst der würdige Kriegsgefährte Hofer's, war von Wien mit wankenden Schritten herübergekommen in das Land, wo er einst im kräftigen Mannesalter gegen fremde Gewaltthat gestritten hatte. Es war freilich nur noch der Schatten von dem kräftigen, kriegerischen Mönch, dem Helden Tyrols; aber schon sein Anblick erfüllte die Jugend mit Streitlust.

Bald begann das blutige Spiel auf den Bergkämmen, an den Felsenwänden und in den Thälern. Der Kriegsruf erscholl, der Donner der Geschütze, das Krachen der Büchsen, das Klirren der blanken Waffen im Handgemenge, das Wehegeschrei der Flüchtlinge erfüllte die Höhen und Schluchten, Städte, Dörfer und Höfe. Besonders hitzig wurde in den Judicarien und in der Schlucht des Ledrothales gefochten. Fast in allen diesen vereinzelten Gefechten blieben die österreichischen Waffen siegreich. Die wohlgeordneten und geübten Truppen in Vereinigung mit den kühnen Schützen Tyrols waren den schlecht organisirten Banden der Insurgenten weit überlegen. Dabei waren alle ihre Bewegungen nach einem von dem erfahrenen General entworfenen Plane geordnet und standen mit einander in Zusammenhang, während jeder Freischaarenhäuptling auf eigene Faust sein Wesen trieb. Durch solche Thätigkeit gelang es dem Feldmarschall-Leutnant, die wichtigsten Posten um den Garda- und Idrosee, wie auch im Etschthal und andere Gebirgsgegenden gegen Angriffe sicher zu stellen und wenigstens die Tyroler Berge von Insurgenten zu reinigen. Von den Gefangenen, die in großer Anzahl eingebracht wurden, ließ Oberst Zobel siebzehn Mann erschießen. Es waren Ueberläufer, die noch in österreichischen Uniformen steckten. Obgleich nun diese Strenge gerechtfertigt schien, erließ doch der Feldmarschall ein Verbot gegen solches Verfahren in künftigen Fällen. Der Krieg, der unter seinem Oberbefehl geführt wurde, sollte nicht ein Vertilgungskrieg werden.

Je lebhafter der kleine Krieg im Gebirge geführt wurde, desto weniger schienen die beiderseitigen Hauptheere geneigt, ihre Kräfte in einer entscheidenden Schlacht gegen einander zu versuchen. Radetzky erwartete die Reserve-Armee, die sich langsam unter Feldzeugmeister Nugent am Isonzo sammelte; Karl Albert aber verstärkte sich immer mehr durch Einrücken der Bundesgenossen, er hoffte auf Abfall und Verrath in Verona und Mantua, vielleicht auf einen Zerfall des Kaiserstaates durch die Fortschritte der Revolution in Wien. Er war des siegreichen Ausgangs so gewiß, daß er sein Glück und seinen Ruhm nicht in einer Schlacht auf's Spiel setzen wollte.

In der Mitte des April war endlich die Reserve-Armee zu einer namhaften Stärke angewachsen. Ihre Zusammensetzung erregte freilich Besorgnisse, da sie aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen gleichsam zusammengewürfelt war. Dennoch entschloß sich Graf Nugent, mit 13,000 Mann den Isonzo zu überschreiten. In den venetianischen Provinzen standen zur Vertheidigung etwa 30,000 Mann bereit, und zwar in erster Linie General Zucchi, der kein rechtes Herz zur Revolution hatte und auch später in die Dienste des Papstes trat. Er hatte 11,000 Mann unter seinem Befehl, nämlich 3000 Ueberläufer von den abgefallenen österreichischen Regimentern und 8000 Freiwillige und Nationalgarden. Sodann zog eilends vom Po heran der piemontesische General Durando, den der König nach Rom entsandt hatte, damit er daselbst den Oberbefehl über die päpstlichen Truppen übernähme. Er selbst führte die erste Division von 6000 Mann, bestehend aus Schweizerregimentern, einer entsprechenden Artillerie und römischen Dragonern. Der im Kriegswesen erfahrene La Marmora, Begründer der Bersaglieri, befehligte die zweite Division, die aus acht Bataillonen Kreuzfahrer und Studenten zusammengesetzt war. Zehn Bataillone, theils römische Linientruppen, theils Legionäre, waren als dritte Division unter General Ferrari im Anmarsch.

Zucchi wagte nicht, den österreichischen Truppen im offenen Felde Widerstand zu leisten. Er schloß sich in die Festung Palmanova ein, nachdem er 1000 Mann nach Udine geworfen hatte. Letztere Stadt, deren Bürgergarde Anfangs kräftigen Widerstand leistete, ergab sich doch in den ersten Tagen. Eben so wurden die Insurgenten überall, wo sie sich auf Anhöhen oder hinter Barrikaden zu vertheidigen wagten, mit Geschütz und Bajonnet aufgescheucht, und bald stand das Heer, verstärkt durch das Einrücken anderer Truppentheile, am Tagliamento. Das wilde Bergwasser war aber durch Regengüsse angeschwollen, und konnte erst am 27. April überschritten werden.

Graf Nugent war ein General der alten Schule. Er übereilte sich

daher auf dem Marsche keineswegs. Er entsendete nordwärts nach Belluno ins Gebirge den General Culoz, der sich auch nach einigen Gefechten der Stadt und der Brücke über die Piave bemächtigte. Er selbst rückte nach Sacile, und erst am 3. Mai nach Conegliano, um in dieser Richtung über den Fluß zu gehen; allein er ließ dem raschern Durando Zeit, die Brücke daselbst zu zerstören, und schlug dann auch den weiten Flankenmarsch über Belluno ein, wo er erst am 7. Mai eintraf. Nun ging man weiter nach Feltre vor. Die feindlichen Generale operirten durchaus ohne Uebereinstimmung. Durando wich nach Bassano, Ferrari erlitt eine Niederlage, warf sich nach Treviso, verließ es aber, als die österreichische Armee heranrückte. Indessen waren auch Graf Nugent und seine Generalität in Betreff der kriegerischen Operationen sehr getheilter Meinung, so daß er selbst endlich den Oberbefehl an den Grafen Thurn abtrat. Dieser hob nach abgehaltenem Kriegsrath die Belagerung von Treviso auf. Am 18. Mai Abends wurde der Marsch durch das ringsum insurgirte Land angetreten. Ein heftiges Gewitter und wolkenbruchartiger Regen hielten den Zug so sehr auf, daß man erst am 19. gegen Mittag Castelfranco erreichte. Sehr erschöpft langte das Heer endlich an der Brenta und am 20. vor Vicenza an. Ein rascher, entschlossener Angriff hätte die wichtige und schwach besetzte Stadt leicht überwältigt; allein man zögerte, man mußte abkochen und ausruhen; man verschob sogar die Zerstörung der Eisenbahn. Auf dieser rasselten nun am folgenden Tag 1000 Mann zuverlässiger Truppen von Venedig herbei, und bald zog auch Durando mit seiner ganzen Division unangefochten in die bedrohte Stadt.

Jetzt besann man sich erst, daß es von großer Bedeutung sei, diese an Hülfsquellen reiche Stadt zu unterwerfen. Man sah die üppigen, vom Bachiglione bewässerten Gefilde, wo alle Produkte in unendlicher Fülle gedeihen, wo sich die berischen Höhen mit ihren Casinen und Fruchtgärten ausbreiten, und man kam schließlich zur Ueberzeugung, daß dieser Reichthum an Erzeugnissen zur Verpflegung der Armee bei Verona eine nicht verächtliche Zubuße liefern würde. Sofort erhielt die Brigade des Fürsten Felix Schwarzenberg Befehl, zum Angriffe der stark verbarrikadirten Vorstädte vorzugehen. Das Gefecht dauerte den ganzen Tag ohne Entscheidung. Am Abend setzte sich das Corps auf der Straße nach Verona wieder in Bewegung. Die Nachhut bildete die Brigade Schulzig. Sie führte alles Gepäck und einen langen Zug Schlachtvieh nach. Als die Besatzung von Vicenza Solches wahrnahm, fiel der venetianische General

Antonini beutelustig mit Freiwilligen und Schweizern über die österreichische Bedeckung her; allein er ward sogleich mit einem mörderischen Kartätschenhagel empfangen; eine Kugel zerschmetterte ihm selbst den Arm, und die ganze Truppe zog sich eilends zurück. Am 22. Mai erreichte General Thurn S. Bonifacio und trat in Verbindung mit der Armee.

Feldmarschall Radetzky vernahm mit Unmuth den Bericht über den Marsch des Corps, der fünf Wochen gedauert hatte. Wie ein reich befrachtetes Fahrzeug, das die aufgeregten Wellen des Meeres durchschnitten hat und endlich im Hafen anlangt, so war es durch das von der Revolution überflutete Land gezogen und glücklich angekommen, allein hinter ihm hatten sich die bewegten Wogen wieder geschlossen und jede Spur des Durchzugs ausgetilgt. Radetzky aber war durch den Mangel an Verpflegung mehr gedrängt, als durch die feindliche Uebermacht. Eine Erweiterung des Terrains, eine Eröffnung der reichen Hülfsquellen in seinem Rücken hatte er erwartet und sah sich in dieser Hoffnung völlig getäuscht. Unverweilt gab er den Befehl, daß das Corps den Rückmarsch auf Vicenza antreten und diese Stadt in Besitz nehmen solle. Ungeachtet der Ermüdung und des strömenden Regens, der die Straßen in Sumpf auflöste und die Bäche anschwellte, erreichten die Truppen den Ort ihrer Bestimmung und erstürmten noch am 23. Mai die Vorstadt S. Felice. Am folgenden Tage begann das Bombardement, das von der Stadt und den verschanzten Höhen kräftig erwidert wurde. Eine Umgehungs-Kolonne sollte die Batterien auf dem Monte Berico nehmen; sie fand aber die Straße durch den gestauten und bedeutend angewachsenen Bach Retrone völlig gesperrt. Unter diesen Umständen mußte man abermals unverrichteter Sache den Rückweg antreten.

Wir haben bisher die Armeen, die zwischen der Etsch und dem Mincio einander gegenüberstanden, aus dem Auge gelassen; wir müssen jetzt mit der Reserve-Armee in diese Gegenden zurückkehren, wo der Feldmarschall seine Schlachten schlug und den Ausgang des Krieges vorbereitete. Wir haben Vieles nachzuholen.

Als der König den Uebergang über den Mincio erzwungen hatte, unternahm er am 23. April zwei Recognoscirungen, die eine gegen Verona, die andere gegen Mantua; denn er glaubte mit Recht, gegen einen alten Kriegsmann, wie Radetzky, müsse man die größte Vorsicht anwenden. Er überzeugte sich, daß sein Gegner ruhig in seiner Position an der Etsch beharre, und ließ nun das gesammte Heer vorrücken. Bava besetzte mit dem rechten Flügel Villafranca in der Ebene und am Gebirgsrande Custozza und Som-

macampagna; Sonnaz zog sich auf dem linken Flügel nördlicher über Castelnuovo, S. Giustina bis an den See, wodurch Peschiera in Blokadestand versetzt wurde.

Indessen wollte der Feldmarschall dem Feinde nicht ohne Schwertstreich das rechte Ufer der Etsch einräumen. Er ließ daher drei Stunden oberhalb Verona's, bei Pastrengo, wo der Gebirgsrand steil nach dem Flusse abfällt, die Brigade Wohlgemuth und weiter unterhalb bei Bussolengo die Brigade Taxis Stellung nehmen. Ferner wurde auf den Fall des Rückzugs stromaufwärts bei Ponton eine Brücke geschlagen. Sobald die Piemontesen sich am Gardasee ausbreiteten, stießen sie auf die Position von Pastrengo, und griffen sogleich unter Anführung des Generals Bes mit Plänklern und Geschütz, später auch in Kolonnen an. Sie wurden mit Verlust zurückgeschlagen. In der Nacht rückte eine zweite Brigade in die Linien von Pastrengo, und Feldmarschall-Leutnant Wocher übernahm den Oberbefehl bei dem am 29. April heftiger entbrannten Kampfe. Er drängte den Feind zurück, erstürmte die gegenüberliegenden Anhöhen, konnte sie aber nicht behaupten, da Fürst Taxis zu lange zögerte, von Bussolengo vorzugehen. Als er endlich um ein Uhr nach wiederholter Aufforderung Folge leistete, war der günstige Augenblick vorüber. Bussolengo selbst wurde bedroht, und er mußte sich begnügen, diese wichtige Position zu behaupten, während auch die Division Wocher nach Pastrengo zurückwich. Auf dem Rückzug drängte die piemontesische Kavallerie mit großem Ungestüm; allein Husaren und Chevaux-legers begegneten ihnen im stürmischen Anprall und setzten ihrer Verfolgung Schranken. In der Hitze des Gefechts löste sich die Ordnung; aber im Einzelkampfe waren die österreichischen Reiter ihren Gegnern überlegen. Unter Anderem wird von dem Wachtmeister Zollmann berichtet, daß er in einer solchen Attake drei feindliche Lanciers niedergehauen und mit wenigen Kameraden einen ganzen Haufen in die Flucht getrieben habe.

Der Feldmarschall verstärkte hierauf die Stellung noch mehr und übertrug dem tapfern d'Aspre den Oberbefehl. Er wollte das Etschthal vom Feinde unbelästigt erhalten, da es zu jener Zeit der einzige Weg war, der das Heer mit Tyrol und der innern Monarchie verband. Am 30. April ließ er in und um Verona alle Truppen in Bereitschaft halten, die noch disponibel waren. Bald hörte man den Donner des Geschützes, bald liefen Meldungen ein, daß der Feind mit Uebermacht gegen Pastrengo vorrücke, aber durch Wohlgemuth und Wocher zurückgeschlagen sei. Gegen Mittag endlich kam die Meldung, die Brigaden würden heftiger bedrängt, eine Um-

gehungs-Kolonne rücke in ihrer rechten Flanke gegen Ponton vor, um die Brücke zu gewinnen, von Bussolengo aber geschehe wenig, um ihnen Luft zu machen; der Rückzug sei unvermeidlich, und es stehe großer Verlust bevor, wenn der übermächtige Feind rasch und kräftig verfolge. In dieser schwierigen Lage stieg der alte Held selbst zu Pferde; die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten; er rückte mit allen verfügbaren Truppen ins Feld. Im feindlichen Lager am Rande der Höhen entstand eine große Bewegung; die Batterien fuhren auf; die Geschütze donnerten von beiden Seiten ohne Unterbrechung. Als aber weitere Meldung kam, der Feind habe seine Verfolgung eingestellt, die bedrängten Brigaden seien ohne namhaften Verlust über die Brücke gegangen, brach der Feldmarschall das Treffen ab, und zog sich unangefochten in die Festung zurück. Hätte er den Stand der Dinge genauer gekannt, oder wäre nur die Monarchie in besserer Verfassung gewesen, er würde die Schlacht nicht gescheut haben. Denn Karl Albert hatte hier ein kühnes Spiel gewagt. Mit dem größten Theile seines linken Flügels und der Reserve war er in die Gebirge zwischen der Etsch und dem Gardasee eingedrungen. Die Festung Peschiera und den See im Rücken, feindliche Truppen bei Rivoli auf der linken Flanke, hatte er die Stellung von Pastrengo mit Uebermacht forcirt. Wenn der Feldmarschall in seinem Rücken erschienen und gleichzeitig das Corps von Bussolengo vorgedrungen wäre, so würde vielleicht ein Schlag erfolgt sein, der eine schnelle Entscheidung herbeigeführt hätte.

Durch den glücklichen Erfolg ermuntert rückten die Piemontesen mit zahlreichen Freischaaren nordwärts gegen die Position von Rivoli vor. Mit einer Uebermacht von 8000 Mann drängten sie die schwachen österreichischen Posten bis zu dem Plateau, wo einst Napoleon einen großen Sieg über Alvinzi erfochten hatte. Hier aber kamen mehrere Compagnien den Weichenden zu Hülfe und zwangen den Feind, in seine frühere Stellung zurückzugehen. Indessen war diese Beunruhigung wol nur ein Versuch, oder eine Demonstration, um den Gegner irre zu führen, denn wichtigere Ereignisse standen bevor.

„Wagt!" dieses Losungswort hatte Danton der Revolution zugerufen, als die Reaction von innen und von außen sie bedrohte; es ist aber überhaupt die siegverheißende Parole in jeder bewegten Zeit, besonders im Kriege. Karl Albert schien dies wol zu erkennen, und rastete daher nicht müßig auf seinen Lorbeeren. Am 30. April hatte er Pastrengo gewonnen, am 3. Mai Rivoli gestürmt; zwei Tage später zog er seine Macht zusammen,

um den alten Feldherrn, der in anscheinender Unthätigkeit seine Streiche erwartete, im Mittelpunkte seiner Stellung aufzusuchen und zu vernichten. Der Bogen des Rideau's von Chievo bis Tombetta sollte mit stürmender Hand genommen, Verona selbst eingeschlossen und durch Gewalt oder Verrath zur Uebergabe gezwungen werden. Dies waren die Entwürfe und Hoffnungen des Königs. Sie waren kühn; aber der bisherige Verlauf der Begebenheiten berechtigte dazu. Ferner hatte er 40,000 disponible Streiter, denen Radetzky nur 24,000 Mann entgegensetzen konnte, da die Brigaden Wohlgemuth und Erzherzog Sigismund noch oberhalb an der Etsch standen, um jeden Versuch eines Flußüberganges abzuwehren. Im Vertrauen auf diese Uebermacht, auf die Tüchtigkeit seiner Truppen und auf sein gutes Glück oder den besondern Schutz der Madonna rückte er daher am 6. Mai mit seiner ganzen Macht ins Feld gegen den alten Krieger, der seinen stolzen Plänen allein im Wege stand.

Der Feldmarschall hatte wol schon am Tage vorher die Bewegungen auf den jenseitigen Bergen wahrgenommen und, obgleich er einen allgemeinen Angriff nicht für wahrscheinlich hielt, doch die erforderlichen Dispositionen getroffen. Der Theil des Rideau's, der sich in wenig gekrümmter Linie von S. Massimo über Croce bianca bis nach Chievo an der Etsch erstreckt, war dem zweiten Armee-Corps unter Feldmarschall-Leutnant d'Aspre überwiesen; das erste, freilich sehr geschwächte Corps unter Wratislaw stand auf dem Bogen, der oberhalb S. Lucia beginnt und bei Tombetta nicht völlig bis an die Etsch reicht. Die ganze Aufstellung hatte eine Ausdehnung von einer Meile, wozu die geringe Truppenzahl durchaus unzulänglich war. Deshalb hatte man möglichst das Terrain benutzt. Casinen und Dörfer waren zur Vertheidigung hergerichtet, die Straßen abgegraben und mit Geschützen und Verhauen gedeckt, Jägergräben ausgehoben, die Labyrinthe von Steindämmen auf den Fall eines ernsten Kampfes in Aussicht genommen. Dieser Fall war eingetreten; von dem Observatorium herab bemerkte man schon früh die Bewegung in den piemontesischen Lagern; bald senkten sich die Kolonnen in die Ebene herab, und um neun Uhr eröffneten die Plänkler das Gefecht.

Der Feldmarschall stieg sofort zu Pferde, und ritt mit seinem Gefolge nach der Porta nuova. Als er über den Platz Bra kam, begrüßte ihn eine Kavallerie-Brigade, die soeben von der linken Seite des Flusses anlangte. Dagegen starrte ihn die umher wogende Volksmenge mit finsteren Blicken an. Sie hätte ihn gern aus der Stadt hinausgeworfen; aber sie trug gerechte Scheu vor den blitzenden Säbeln, den Feuerschlünden und der Treue

und Ergebenheit der Armee. Der Marschall zögerte nicht, die Straßen räumen zu lassen; darauf verfügte er sich auf die Bastion S. Spirito, rechts von der Porta nuova, wo sich ihm eine freie Aussicht auf den Kampfplatz bot. Indessen ritt er auch mehrmals an bedrohte Punkte, und achtete der Geschosse nicht, die da und dort um ihn her niederschlugen. Er bemerkte bald, daß es der Feind auf S. Lucia, den Stützpunkt seiner Stellung, abgesehen habe, denn hinter den Plänklerketten bildeten sich bereits Sturmkolonnen, und das Geschütz wirkte mit betäubender Gewalt. Er ließ daher sogleich ein Bataillon d'Anthon zur Unterstützung aufbrechen. Es waren Italiener, aber Leute von bewährtem Muthe und unbezweifelter Treue. Während er mit diesen Dispositionen beschäftigt war, jagten einige Reiter durch die Porta nuova, über das Rondel und weiter auf der Straße nach S. Lucia, wo der Kampf tobte. Die Generalshüte mit den dunklen Büschen bezeichneten ihren hohen Rang. Der vorderste von ihnen war der kühne, feurige Graf Eugen Wratislaw-Nettolitzky. Oberhalb Verona auf dem linken Ufer des Flusses war er an diesem Morgen mit Befestigungswerken beschäftigt; als er aber den Donner des Geschützes hörte, eilte er auf das Schlachtfeld, um an der Ehre des Tages Theil zu nehmen. Er fand das Gefecht auf der ganzen Linie entbrannt. Die Brigade Strassoldo hielt mit einem Bataillon Erzherzog Sigismund und einem Theile des zehnten Jägerbataillons S. Lucia besetzt; zwei Compagnien dieser tapferen Jäger vertheidigten den etwas vorwärts rechts liegenden Kirchhof. Eine Compagnie war hinter einem Verhau zur Rechten des Kirchhofs postirt, um die Vertheidigung zu unterstützen. Daselbst waren auch drei Geschütze aufgestellt. Eine Grenadier-Division Sigismund stand weiter nördlich bis Ca (Cascina) Pellegrino. Das nachgerückte Bataillon d'Anthon war in Reserve aufmarschirt. Gegen diese Truppen rückten zwei piemontesische Brigaden an. Tirailleur-Ketten breiteten sich auf beiden Seiten der Straße aus, die Geschütze fuhren auf, die Infanterie formirte Sturmkolonnen. Indessen gelang es den Piemontesen nirgends Raum zu gewinnen. Der König selbst und General Bava führten zwei andere Brigaden, Regina und Aosta, ins Feuer, endlich drang auch die Garde-Brigade zum Sturme gegen den Kirchhof heran, und rang mit großer Unerschrockenheit um den Preis des Sieges; allein Alles vergeblich. Durch Verhaue, Steindämme und crenelirte Mauern geschützt, setzten die aufgestellten Truppen den Angriffen einen unerschütterlichen Widerstand entgegen. Der Feldmarschall selbst erschien während dieser bedrängnißvollen Stunden auf dem Kampfplatze.

Ihn umgaben die Erzherzoge Franz Joseph, damals in erster Jugendblüte, Albrecht, der würdige Sohn des Siegers von Aspern, der General-Adjutant von Schönhals und viele andere Stabsoffiziere. Unter ihnen war keiner, der vor dem Kugelsturm zurückwich; besonders aber schien der jugendliche Franz Joseph mit der Gefahr zu scherzen, und als eine Kugel nicht weit von ihm niederschlug, achtete er so wenig darauf, als ein Knabe, an dem im Spiele der Ball vorüberfliegt. Fröhlich, wie die harmlose Jugend zu sein pflegt, spornte er sein edles Roß aus dem Getümmel von S. Lucia hinüber nach Croce bianca, wo der kühne d'Aspre nicht minder im heißen Kampfe gegen feindliche Uebermacht begriffen war. Er ahnte noch nicht, daß bald die Kaiserkrone sein jugendliches Haupt schmücken werde, das er jetzt so sorglos der Gefahr preisgab.

Als der Feldmarschall die Bedrängnisse der Vertheidiger von S. Lucia wahrnahm, ritt er nach Verona zurück, um auf den äußersten Fall Hülfe bereit zu halten. Er ließ mehrere Bataillone der Besatzung, namentlich zwei Compagnien des durch ausgezeichnete Thaten mit Recht berühmten Regiments Prohaska vor der Porta nuova aufmarschiren. Ehe diese jedoch in die Gefechtsstellung einrücken konnten, war das Schicksal von S. Lucia schon entschieden.

Die Piemontesen waren nämlich daselbst mit großer Unerschrockenheit immer weiter vorgegangen. Ihr Geschütz spielte unausgesetzt gegen den Friedhof und den rechts liegenden Steindamm, hinter welchem gleichfalls eine Abtheilung Jäger des zehnten Bataillons aufgestellt war. Darauf waren sie mit immer frischen Truppen in den Friedhof eingedrungen; allein die tapferen Jäger warfen sich ihnen mit gefälltem Bajonnet entgegen und trieben sie über die durchlöcherte Mauer wieder zurück. Sobald sie aber einen Sturm abgeschlagen hatten, sandte die Heldenschaar ununterbrochen den weichenden Feinden ihre tödtlichen Kugeln nach, und da und dort stieg ein heller Jauchzer aus den zusammengeschmolzenen Reihen auf, der den ungebrochenen Muth und die Kampflust dieser unbezwinglichen Gebirgsbewohner bewies.

Gegen ein Uhr bemerkten indessen die auf dem Thurme von S. Lucia postirten Wachen, daß auf der Straße von Villafranca feindliche Kavallerie, gefolgt von Geschütz und zahlreichen Infanterie-Kolonnen anrücke. Es war die zweite Division des ersten piemontesischen Armee-Corps. Als diese neuen feindlichen Massen sich näherten, wurden sie von der auf der Straße placirten halben Batterie so nachdrücklich begrüßt, daß sie rechts und links

abwichen. Dennoch formirten sie sich bald zu Angriffs-Kolonnen und drangen gegen den mehr erwähnten Steindamm und die Mauer des großen Gartens stürmend vor. Gleichzeitig erneuerte Bava seine Angriffe auf den Friedhof und S. Lucia selbst. In dem mörderischen Gefechte trotzte Graf Strassoldo jeder Gefahr, Fürst Karl von Schwarzenberg, Divisions-General der beiden Divisionen Strassoldo und Clam, sprengte von Chioda herüber und nahm sogleich an dem Gefechte Antheil. Er verließ auch die gefährliche Stelle nicht, als ihn ein Streifschuß verwundete. Fortwährend sah man den tapfern Obersten Kopal, den Kommandanten des heldenmüthigen Jäger-Bataillons, auf seinem schneeweißen Pferde bald in S. Lucia, bald auf dem Friedhofe, bald am Steindamm bei seinen muthigen Schützen; der Hauptmann Brand aber, der die Friedhofsbesatzung befehligte, leitete die Vertheidigung mit eben soviel Muth als Umsicht beinahe vier Stunden lang.

Der Feind veränderte jetzt seine Angriffsweise. Er ließ zahlreiches Geschütz bei der nahen Ca Fenelonz auffahren. Von diesem günstig gelegenen Punkte aus eröffnete er sogleich ein heftiges Feuer gegen die Stellung, dem die halbe Batterie zwischen dem Steindamm und dem Kirchhofe nicht widerstehen konnte. Als diese sofort abfuhr, waren die tapferen Vertheidiger ohne alle Unterstützung durch Geschütz einem allgemeinen Angriff der Feinde blosgegeben. Graf Wratislaw und die übrigen Führer gingen zwar in die ersten Linien vor und suchten die Truppen zu ermuthigen; allein die Uebermacht der Piemontesen war zu groß und die letzte Kraft der Vertheidiger erschöpft. Zuerst wich das Bataillon Erzherzog Sigismund, das bisher den linken Theil des Dorfes behauptet hatte; dann traten auch die Jäger den Rückzug an. Graf Wratislaw war fortwährend mitten im Getümmel des Kampfes. Er gab seine Befehle unter dem Pfeifen der Gewehrkugeln, sammelte die zerstreuten Leute und ermuthigte sie durch seine eigene Furchtlosigkeit. Erst als das Dorf größtentheils geräumt war, folgte er mit dem Ueberreste der Tirailleurs. Nunmehr mußten auch die Compagnien, welche bisher den Friedhof mit unbezwinglichem Muthe vertheidigt hatten, unter Führung ihres tapfern Obersten Kopal den Posten verlassen. Durch Unterstützung ihrer hinter dem Verhau und dem Steindamm aufgestellten Waffenbrüder gelang der Rückzug, doch nicht ohne namhaften Verlust.

Die siegreichen Piemontesen drängten sogleich unter dem Feldgeschrei: „Es lebe Karl Albert! es lebe das freie Italien!" den weichenden Truppen nach. Der König und General Bava waren mitten unter den jauchzenden

Schaaren. Als sie aber am andern Ausgange von S. Lucia zur weitern Verfolgung hervorzubrechen versuchten, starrten ihnen die Waffen der Grenadiere d'Anthon entgegen. Diese Leute besiegelten hier die beschworene Fahnentreue mit ihrem und der Feinde Blut. Es war der Geist des alten Feldherrn, der in ihnen lebte. Vergebens forderte man sie zum Treubruch, zur Vereinigung mit ihren Landesgenossen auf. Der Ruf: „avanti colla Bajonnetta!" rollte durch die Reihen, und mit einer allgemeinen, mörderischen Decharge und einem stürmischen Angriffe warfen sie die siegtrunkenen Piemontesen zurück. Dadurch gewannen die übrigen Truppen der Brigade Strassoldo Zeit, sich zu neuem Widerstande zu ordnen. Sie hatten, vom Feinde gedrängt, auch zur Rechten Pellegrino, zur Linken Chioda geräumt; allein am Rande des Rideau's standen sie bald wieder in fester Haltung, gedeckt durch Gräben, Steindämme und dichte Baumpflanzungen, und die Piemontesen versuchten vergebens, aus S. Lucia vorzurücken.

Mittlerweile hatte der rechte Flügel der österreichischen Armee unter d'Aspre gleichfalls einen harten Stand. Von den jenseitigen Höhen von S. Giustina und Sona senkten sich feindliche Massen nieder und rückten in langen Linien auf den beiden Straßen gegen den nördlichen Theil des Rideau's vorwärts. Die Angriffe auf Massimo und Croce bianca blieben indessen während des Vormittags vereinzelt und ohne Nachdruck. Es schien mehr Demonstration, um die Streitkräfte hier festzuhalten, während der Kampf um S. Lucia entbrannt war. Als die Piemontesen in diesem Orte siegreich eindrangen, concentrirten sie alle auf ihrem linken Flügel disponiblen Kräfte zu einem Angriff auf Croce bianca. Die Kanonen donnerten von beiden Seiten mit größerer Heftigkeit; die Bersaglieri drangen kühn auf dem coupirten Terrain vorwärts und hinter ihnen drei zum Sturm geordnete Kolonnen. Letztere erreichten nach mehreren vergeblichen Versuchen den Ort. Fürst Friedrich Liechtenstein hielt diesen Mittelpunkt der Stellung und die umliegenden Gehöfte mit seiner Brigade besetzt. Er zeigte sich hier in dem heißen Kampfe gegen feindliche Uebermacht, wie bei jeder andern Gelegenheit, seines ruhmreichen Geschlechtes würdig. Es stand aber auch General d'Aspre selbst den anstürmenden Piemontesen gegenüber, und er war gewohnt, den Feinden die männliche Stirn zu bieten, ohne nach ihrer Zahl zu fragen. Unter seiner Anführung gelang es den günstig aufgestellten Truppen, den Sturm auf Croce bianca abzuschlagen. Indessen sammelte sich die feindliche Macht sogleich wieder zu einem erneuerten Angriff. Sie zog ihre gesammte Reserve heran und suchte auf beiden Seiten



Konstantin Baron d'Aspre, K. K. F. Z. M.

...ner's Radetzky S. 200.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

des Ortes durchzubrechen, um denselben alsdann in Flanke zu nehmen. Es waren aber die vor- und seitwärts liegenden Gehöfte Ghetto, Sagramoso, Labbia und andere mit Schützen besetzt, während andere Bataillone hinter Dämmen und Gräben Stellung genommen hatten. Diese eröffneten fast gleichzeitig ein mörderisches Feuer auf die vorrückenden Kolonnen, konnten jedoch ihren Marsch nicht aufhalten. Nur die Bersaglieri, die Casinen umschwärmend, erwiderten das Feuer, die Regimenter drangen unter dem Rufe: „viva Carlo Alberto!" mit gefälltem Bajonnet in Massen an Ghetto, Sagramoso vorüber, besonders in die linke Flanke der Aufstellung von Croce bianca.

Es war zwei Uhr Nachmittags geworden; die Sonne brannte heiß. Im Schatten von Maulbeerbäumen hielt General d'Aspre mit seinem Gefolge. Er hörte das Kampfgetöse, das sich immer mehr näherte. Mit größter Seelenruhe ertheilte der tapfere alte Soldat seine Befehle, und sprach mit seiner Umgebung, als ob das Getümmel ihn gar nichts angehe. Er hatte eine Batterie hier auffahren lassen, die durch Steindämme und Verhaue maskirt war. Die Kanoniere standen unbeweglich bei den Geschützen. Da trat ein verwundeter Mann vor den General und sagte, mit spartanischer Standhaftigkeit den Schmerz bemeisternd: „Ich melde Ew. Excellenz gehorsamst, daß ich den rechten Arm verloren habe und mich aus dem Gefecht zurückziehen muß." Es war der Oberst Pottornyai vom ungarischen Regimente Franz Karl, der blaß und wankend den blutigen Stumpf vorzeigte, der ihm noch geblieben war. Der General befahl, für den tapfern Mann Sorge zu tragen, dann aber wendete er wieder seine Aufmerksamkeit dem Gefechte zu, das sich jetzt ganz in die Nähe zog. Die piemontesischen Kolonnen zeigten sich; überall sah man die Gewehrläufe glänzen, wo die Soldaten aus dem Schatten der Bäume hervortraten. Da erscholl das Kommandowort; die Geschütze öffneten ihre Schlünde, und Kartätschen und Vollkugeln schlugen in die heranstürmenden Massen. Ehe die Ordnung wieder hergestellt werden konnte, folgte eine zweite Lage. Nun wendete sich das piemontesische Regiment Savoyen zur Flucht. Es war umsonst, daß der Fahnenjunker Carisio mitten im Kugelregen Stand hielt; die übrigen piemontesischen Truppen gingen gleichfalls rückwärts und geriethen, von den Kugeln der Sieger verfolgt, immer mehr in Verwirrung. Nur ihre Kanonen und das für Reiterei schwer zugängliche Terrain bewahrte sie vor einer gänzlichen Niederlage.

Nach diesem glücklichen Ausgang des Gefechts wendete sich d'Aspre mit einem Theile seiner siegreichen Bataillone zur Linken. Er hörte nämlich von der bedrängten Lage der Brigade Strassoldo und erhielt zugleich

Befehl vom Feldmarschall, mit allen disponiblen Truppen zur Wiedererstürmung von S. Lucia mitzuwirken.

Mit Bekümmerniß hatte der Feldmarschall wahrgenommen, wie der Feind seinen linken Flügel bedrängte. Er hatte den Kampf gegen die Uebermacht gewagt, weil er sich nicht in die Festung wollte einschließen lassen; er war entschlossen, die letzte Kraft aufzubieten, um die Blokade und damit den Untergang des trefflichen Heeres zu verhüten. Auf seinen Befehl marschirten die vor dem Thore aufgestellten Bataillone zur Unterstützung der Division Karl Schwarzenberg sogleich nach dem Kampfplatz; die Brigade Clam, welche, in ihrer rechten Flanke bedroht, ebenso, wie Strassoldo, zurückgewichen war, erhielt die Weisung, den Feind zu umgehen und gleichzeitig Roveggio und Chioda zu nehmen, während die Brigade Strassoldo auf S. Lucia in der Fronte losgehe. Der Angriff geschah mit großer Präcision und Unerschrockenheit. Mehrere Höfe und selbst die vordersten Häuser von S. Lucia wurden erstürmt; das Bataillon Prohaska drang mit klingendem Spiel in den Rücken der feindlichen Stellung; allein die Piemontesen, die den Sieg schon in Händen zu haben glaubten, wichen nicht zurück. Mit einem verheerenden Kugelregen empfingen sie in S. Lucia, Chiodo, Roveggio und auf der ganzen Linie die andringenden Bataillone. Da sanken, von Kugeln durchbohrt, Oberst-Leutnant Leutzendorf, der tapfere General-Major Salis-Soglio und viele andere wackere Krieger. Dem Grafen Wratislaw ward das Pferd unter dem Leibe erschossen; eine Kugel riß dem Grafen Pimodan, dem Ordonnanz-Offizier Radetzky's, die Rockschöße weg, eine andere, die sich in den Boden wühlte, schleuderte die aufgerissenen Schollen auf den Erzherzog Albrecht, der durch sein voranleuchtendes Beispiel die Truppen zu ermuthigen suchte. Es war nicht möglich vorzubringen; ja, der Feind warf sogar im Mittelpunkt ein Bataillon Sigismund zurück, folgte rasch und drohte die Stellung zu durchbrechen. Allerdings führte Fürst Schwarzenberg die Reserve ins Feuer, vermochte aber kaum dadurch dem weitern feindlichen Vorrücken Einhalt zu thun.

Jetzt bot der Feldmarschall die letzten Hülfsmittel auf, welche ihm zu Gebote standen. Er ließ noch zwei Bataillone und eine Batterie von der geschwächten Garnison in Verona ausrücken. Unterdessen hatten auch die kommandirenden Generale einen neuen Angriff mit allen Truppen angeordnet. Oberst Kopal mit seinen Jägern und die Grenadiere d'Anthon wirkten mit zerstörender Gewalt, von der Rechten donnerte das Geschütz des siegreichen d'Aspre, von der Linken hörte man die Hörner des Ba-

taillons Prohaska unter dem Obersten Reischach und sah die blinkenden Bajonnette der Brigade Clam, welche die Umgehung des Feindes in einem weiten Bogen unternahm. Die Piemontesen widerstanden dem Totaleindruck dieser Bewegungen nicht; sie fingen an zurückzuweichen. Da aber beinahe fünf Brigaden in S. Lucia zusammengedrängt waren, so entstand bald eine heillose Verwirrung, die der ganzen Division den Untergang bringen konnte, wenn der Gegner sie benutzte. Allein die Straßenabschnitte und Häuser und draußen die Dämme und überschattenden Bäume verbargen dem siegreich vordringenden Wratislaw den Zustand des piemontesischen Heeres, und der Herzog von Savoyen behielt Zeit, mit einigen geordneten Regimentern den Rückzug zu decken. Doch fiel den Siegern große Beute an Waffen, Tornistern und anderem Gepäck in die Hände, was deutlich bewies, mit welcher Eilfertigkeit der Feind das Schlachtfeld geräumt hatte.

In dem mehrmals genannten Landhause Fenelone weilte König Karl Albert am späten Nachmittag. Er richtete sein Fernrohr auf die Thürme und Kuppeln der vor ihm sich ausbreitenden Stadt; er hoffte auf ein Signal, das ihm die Erhebung der Bevölkerung, den entbrannten Straßenkampf, den Sieg Italiens über die nordischen Barbaren verkündige; aber dort lag ein glücklicher Friede über Paläste und Hütten ausgebreitet, und der greise Feldherr wachte, daß nicht maßlose Revolutionsgelüste die Ruhe zu stören wagten. Dagegen stiegen in der Nähe andere, Unheil verkündende Signale auf; es waren die Donner der Schlacht, die sich rückwärts wendete, das Wehklagen verwundeter, das Röcheln sterbender Krieger, die man in immer größerer Zahl hierher brachte. Diese Signale vernichteten die kühnen Träume des Königs; sie erschütterten sein Vertrauen auf seine eigene Kraft und auf den Beistand höherer Mächte, für deren Auserkorenen er sich bisher gehalten hatte. Er ließ hier mehrere hohe Offiziere beerdigen und schloß sich dann, als Roveggio, Chioda, S. Lucia und auch Pellegrino von seinen Truppen geräumt waren, dem allgemeinen Rückzuge an. Am Abend befand er sich wieder mit der entmuthigten Armee in dem vorigen Lager auf den Höhen. Die Sieger dagegen rasteten auf der blutigen Wahlstatt. Nachdem sie die Verwundeten, Freund und Feind, in die städtischen Hospitäler gebracht hatten, lagerten sie um die Wachfeuer, und immer wieder und wieder kehrte das Gespräch zurück auf die tapfere Schaar, welche auf dem Friedhof von S. Lucia so unerschrocken Stand gehalten. Als späterhin auf dem Monte Berico auch der heldenmüthige Kopal mit andern tapferen Leuten seines Bataillons gefallen war, wurde manches begeisterte Schlachtlied auf sie gedichtet. Einer

der Ueberlebenden aber widmete den gefallenen Kameraden eine schmucklose und doch in ihrer schlichten Einfachheit so rührende Grabschrift, die wir hier beifügen:



Auf dem Friedhof von S. Lucia.

Schlaft wohl auf Sanct Lucia's Kirchhof,
Schlaft wohl Kam'raden treu und brav!
Held Koyal hat mit Euch gefochten,
Und theilt mit Euch den Heldenschlaf!

Schlaft wohl und grüßt mir dort die Andern;
Ihr habt's vollbracht, Ihr seid belohnt!
Doch mögt Ihr meiner Euch nicht schämen,
Weil mich die Kugel noch verschont.

Trifft mich die Reih', Ihr sollt's erfahren:
„Auch ich bin Oestreichs echter Sohn! —
Auf Wiederseh'n — und die Parole:
Vom zehnten Jägerbataillon!

Nachdem aber für die Ueberlebenden die Gefahren des heißen Kampftages vorüber waren, da kehrte auch gar bald der frische Lebensmuth in die Gemüther zurück, und mit Soldaten-Humor labten sie sich an dem gereichten Wein und an allerlei Schnurren und Kurzweil. Da fanden sie unter der Beute des Tages auch greuliche Teufelsmasken, die den Piemontesen wol zu Scherz und Zeitvertreib gedient hatten. Man glaubte aber, sie hätten damit die abergläubischen Kroaten schrecken wollen und hing sie da und dort einem rothröckigen Burschen um, der in der Gewandung lustige Sprünge um die Lagerfeuer machte und sich wenig um den Geist der Verneinung bekümmerte, dessen Repräsentation er übernommen hatte.

Am späten Abend waren die tapferen Männer, die das Schicksal des Tages entschieden hatten, um den Feldmarschall versammelt. Wratislaw, Fürst Schwarzenberg, Strassoldo, Clam, d'Aspre, die Adjutanten und Ordonnanz-Offiziere und namentlich auch die unerschrockenen Erzherzoge, die zu dem Siege mitgewirkt hatten, bildeten die Tafelgesellschaft des alten verehrten Helden. Er vermißte nur einen, ihm sehr theuren Freund, den trefflichen Heß, den frühern Chef seines Generalstabes. Als er dies in der Versammlung ohne Rückhalt aussprach, mochte wol Mancher eine Regung von Unmuth und Mißgunst fühlen; Andere aber meinten, der Sieger von S. Lucia dürfe seine Wünsche nur aussprechen; sie würden jetzt in Wien willigeres Gehör finden, als in der gefahrlosen Friedenszeit.

Es scheint, daß Radetzky selbst dieser Meinung war, denn am folgenden Tage fügte er dem Berichte über die Schlacht noch die Bitte um Versetzung des Generals Heß zu der Armee in Italien bei. Er erließ darauf eine Proklamation, worin er den Truppen für ihre bewiesene Tapferkeit dankte und zugleich die Führer und Heerestheile namhaft machte, die sich besonders ausgezeichnet hatten. Unter Letzteren war besonders das italienische Regiment d'Anthon, das auch nächst dem zehnten Jäger-Bataillone am meisten gelitten hatte. Die beiderseitigen Armeen hatten übrigens keineswegs an Mannschaft so viel eingebüßt, als der hartnäckige Kampf mochte glauben lassen. Nach österreichischen Berichten betrug der eigene Verlust etwas mehr als 500 Mann an Todten, Verwundeten und Vermißten, während sie den des Feindes auf das Doppelte berechneten. Die Piemontesen dagegen gaben nur 650 Mann als ihren Gesammtverlust an. Wenn diese Angaben richtig sind, so muß man sich allerdings über die geringe Wirkung der Waffen unserer Zeit wundern und dieselbe, im Vergleiche mit den Resultaten der Schlachten des Alterthums, für unbedeutend halten. Allein man wird versucht

die Verläſſigkeit der Berichte zu bezweifeln, da von Augenzeugen erzählt wird, das Schlachtfeld, beſonders um Croce bianca und an und auf dem Friedhofe von S. Lucia, ſei mit Todten und Verwundeten überdeckt geweſen.

Am folgenden Morgen beſuchte der Feldmarſchall die Hospitäler. Er beſichtigte die Verpflegung, trieb zur Beſchleunigung der Verbände, ſprach tröſtend zu den Verwundeten, und hatte auch für die Piemonteſen freundliche, erhebende Worte. Dieſe Letzteren bedurften ſolcher Zuſprache in ihren Schmerzen, denn man hatte ihnen geſagt, die Barbaren würden ſie grauſam verſtümmeln, wenn ſie gefangen in ihre Hände fielen. Nun aber ſtand der ſiegreiche Greis, deſſen Donner im Grauen der Schlacht ihre Reihen zerſchmettert hatten, ſo mild und barmherzig an ihrem Schmerzenlager; da fühlten ſie, was es heißt, in die Hände eines chriſtlichen Helden zu fallen, der auch im Feinde noch den Menſchen, den Bruder erkennt.

Graf Pimodan, Ordonnanz-Offizier Radetzky's, ging zu derſelben Zeit über das Schlachtfeld am Kirchhof. Er ſah die zerſchmetterten Bäume, die zertrümmerte Mauer, die Blutlachen und andere Spuren des Kampfes. Mehrere Soldaten boten ihm goldene Ringe und Kreuze, die ſie gefallenen feindlichen Offizieren abgenommen hatten, zum Verkaufe an. Er zahlte den geforderten Preis; als er aber ſich entfernen wollte, bedachte er, wie dieſer Schmuck den Geſtorbenen vielleicht von lieben Freunden übergeben worden ſei. Sofort trat er an die noch offene Gruft, welche den auf dem Felde der Ehre Gebliebenen zu gemeinſamem Grabe diente, und legte die Kleinodien zu den ſterblichen Ueberreſten der tapferen Männer.

Die Schlacht war geſchlagen, der Sieg gewonnen; die Piemonteſen ſtanden wieder drüben auf ihren Bergen und arbeiteten an Schanzwerken. Sie hatten tapfer gekämpft; aber es läßt ſich nicht verkennen, daß ſie bedeutende Fehler gemacht, deren Folgen ſie ſchwer empfinden mußten. Sie waren nicht bei Tomba und Tombetta vorgerückt, wo ſich zwiſchen dem abfallenden Rideau und dem Fluſſe ein offener Raum befand. Freilich würde der Feldmarſchall im Fall eines ernſten Angriffs hier eine bedeutende Macht entfaltet haben. Allein immerhin war der Verſuch zu wagen, und bot der Uebermacht größere Ausſicht, durchzudringen und die feſte Stellung zu umgehen. Der größte Fehler aber war das Aufgeben des ganzen Unternehmens. Drei Tage nach einander rang einſt Napoleon bei Arcole, bis es ihm gelang, den Punkt ausfindig zu machen, wo die Stellung Alvinzi's überwältigt werden konnte; Karl Albert aber ließ nach dem erſten Fehlſchlag entmuthigt die Waffen ruhen, und that auch keinen energiſchen Schritt, um



Heinrich Freiherr von Heß, K. K. F. Z. M.

...ner's Radetzky S. 124.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

die Vereinigung der Reserve-Armee mit dem Feldmarschall zu vereiteln. Er begnügte sich, die Belagerung der kleinen Festung Peschiera eifrig zu betreiben, die denn auch durch das Feuer der Geschütze und noch mehr durch Mangel in große Bedrängniß kam.

Auch der Feldmarschall verstärkte die Befestigungswerke auf dem Rideau und weiter bei Tombetta bis an die Etsch, um die Linie gegen künftige Angriffe zu sichern. Dann traten mehrere günstige Ereignisse ein, deren Folgen endlich die Ketten sprengten, welche ihn an den Festungs-Rayon von Verona fesselten. Am 15. Mai siegte der König von Neapel durch seine Garden über die Revolution nach einem erbitterten Straßenkampfe. Sogleich rief er seine Flotte, wie seine Truppen von dem italienischen Bunde gegen das altbefreundete Oesterreich zurück. Ein Theil des neapolitanischen Heerhaufens, sowie die exaltirten Freischaaren, leistete zwar nicht Folge, sondern warf sich unter General Pepe nach Venedig; allein das Haupt-Corps gehorchte dem königlichen Befehl, und die Lombarden und Piemontesen entbehrten weitere Verstärkung von dieser Seite. Dagegen rückte die längst erwartete Reserve-Armee unter dem Grafen Thurn am 25. Mai in die Linien von Verona ein. Eben so erfreulich war es auch für den Feldherrn, daß um diese Zeit sein treuer Gehülfe, General von Heß, bei ihm eintraf und mit der alten Ergebenheit, Umsicht und energischen Thätigkeit an seine Seite trat. Alle Operationen wurden jetzt nach wohldurchdachten Entwürfen ausgeführt und griffen so genau in einander, daß man auf ihr Gelingen rechnen konnte. Wenn dennoch manchen Unternehmungen der rechte Erfolg fehlte, so darf man die Schwierigkeiten der Lage des kaiserlichen Feldherrn nicht übersehen; denn nicht selten ging ihm die hinreichende Kenntniß von der Stärke und Stellung des Feindes ab, welcher durch die Bevölkerung in allen Stücken begünstigt wurde.




Wegnahme der Höhen von Sommacampagna.

Sechstes Kapitel.

Des alten Feldherrn Ehrentage.

Nun vorwärts, alter Degen,
Zur kühnen Waffenthat!
Mit Deines Schwertes Schlägen
Zersprenge den Verrath.

Die Zeit war gekommen, da der verlorene, der aufgegebene Mann, den die damals viel bewegte Welt auf seinem einsamen Posten fast vergessen hatte, wieder in den Vordergrund trat und Aller Blicke auf sich zog. Selbst in Wien hatte man sich fast daran gewöhnt, auf Italien Verzicht zu leisten; in London aber und in Paris sah man die Aufrichtung eines neuen, nationalen Königreichs in Oberitalien für gewiß an. Karl Albert schien derselben Meinung zu sein; denn er ließ sich von den Delegaten der verschiedenen lombardischen Provinzen die Krone des neuen constitutionellen Reiches zuerkennen, und hatte auch bald die Freude, daß sich Venedig dieser Vereinigung anschloß. Ob der alte Mann in Verona zu dem bösen Spiele böse

Miene mache und sich, wie ein Löwe, in dem letzten Schlupfwinkel seiner Haut wehre, darnach fragten weder der König, noch die Delegaten, noch die Städte. Aber manches treue Herz im Heere, in Wien und in den deutschen Provinzen der Monarchie trauerte darum, und hätte gern sein Blut hingegeben, um den Glanz und die Herrlichkeit des Vaterlandes wieder herzustellen. Ein solches Herz aber trug der Kriegsminister Latour in der Brust, derselbe, den der Pöbel in Wien am 6. Oktober seiner Wuth opferte. Damals lenkte er noch das schwankende Schiff des Staates und trug vornehmlich Sorge, daß der einzige feste Stützpunkt, der noch übrig war, das Heer in Italien, erhalten und gekräftigt werde. Auf sein unablässiges Betreiben sammelte sich allmählich im Venetianischen eine zweite Reserve-Armee unter dem Befehle des erfahrenen und erst neuerdings in Tyrol erprobten Feldmarschall-Leutnants Welden. Freilich war fast in allen Provinzen des Kaiserstaates die alte Ordnung aus den Fugen getreten; es bedurfte daher eines langen Zeitraumes, bis man eine namhafte Anzahl disponibler Truppen aufbringen konnte. Doch war nunmehr ein Rückhalt vorhanden, der im ungünstigen Falle einige Hülfe versprach.

Der Feldmarschall dagegen wollte und konnte nicht auf diesen entfernten Beistand warten. Schon längst war er voll Unmuth über seine Thatenlosigkeit, über die Ruhe, zu welcher ihn bisher die feindliche Uebermacht nöthigte; der ihm auferlegte Zwang war zum Theil durch die Ankunft des Grafen Thurn mit 19,000 Mann gehoben. Er war nun entschlossen, dem bedrängten Peschiera Luft zu schaffen und seinem Heere die Mittel zur Verpflegung zu erkämpfen, wenn er auch darum eine zweifelhafte Schlacht wagen müsse. Der sicherste Weg, die Festung am Gardasee zu entsetzen, war ein Frontal-Angriff auf den Feind; aber da starrten die Schanzen und Redouten von Sona und Sommacampagna mit ihren Feuerschlünden entgegen, die nur mit theurem Blut erstürmt werden konnten. Der Feldmarschall entwarf daher mit seinem Stabschef Heß einen andern Plan und ging rasch an die Ausführung. Am 25. Mai war die Reserve im Lager eingerückt; am 26. wurde Rast gehalten und eine neue Truppeneintheilung vorgenommen. Die ermüdete Mannschaft des Thurn'schen Corps blieb als Besatzung in Verona; die übrigen Truppen, etwa 40,000 Mann bildeten drei Corps, nämlich das erste unter Wratislaw, das zweite unter d'Aspre und das Reserve-Corps unter Wocher.

Am folgenden Abend standen die drei Corps marschfertig bei Tombetta, der Feldmarschall auf seinem weißen Mecklenburger, umgeben von den kai-

serlichen Prinzen und seinem Stabe, befand sich selbst an der Spitze. Das Zeichen zum Marsche wurde gegeben; die drei Corps setzten sich auf drei verschiedenen Straßen gen Mantua in Bewegung. Es war eine italienische Nacht; die Sterne funkelten in südlichem Glanze am reinen Himmel; die Luft war von Wohlgeruch erfüllt, der aus den Gärten aufstieg. Es war eine Nacht, wie sie einst Romeo und Julietta durchlebten, ehe das grausame Schicksal Beide erreichte. Und vielleicht lag jetzt in weiter Ferne eine Mutter, eine Schwester oder Braut auf den Knien, und betete für den Geliebten, der dem Tode entgegen ging. Die Soldaten zogen schweigend ihres Weges, denn es war ihnen Stille anbefohlen; man hörte nur ihre Schritte, den Hufschlag der Pferde und das dumpfe Rollen des Geschützes. Dann und wann vernahm man wol auch einen fernen Flintenschuß, wenn Patrouillen zwischen dem Rideau und den piemontesischen Lagern auf einander stießen.

Es war ein kühner Marsch, denn das erste Corps, welches auf der Straße von Castelbelforte marschirte, kam mit seinen detachirten Seitenkolonnen auf Kanonenschußweite an den feindlichen Linien vorüber. Doch gelangte man ohne Hinderniß an den See und über die Dammstraße nach Mantua. Die piemontesischen Wachen hatten zwar jenseitige Bewegungen wahrgenommen; aber man glaubte, es sei nur eine Verstärkung in die Festung gerückt, und empfahl den blokirenden Truppen besondere Wachsamkeit.

Am 29. musterte der Feldmarschall die ausrückenden Heerestheile auf dem Glacis und gab seine Dispositionen zum Angriff. Sie waren aber darauf berechnet, nicht blos das Blokade-Corps zum Rückzuge zu nöthigen, sondern es gänzlich zu zersprengen. Deswegen ließ er auch jetzt wieder drei Kolonnen vorrücken, von denen die zwei ersten zum Angriff in der Fronte, die dritte zur Umgehung bestimmt waren.

Zur Berennung des Platzes hatte Karl Albert das ganze toskanische Hülfscorps, einige neapolitanische Bataillone und verschiedene Freischaaren detachirt. Diese Truppen standen hinter dem Curtatone-Kanal in fester, wohlverschanzter Stellung. Der genannte Kanal geht aus dem obern See, nicht sehr weit vom Einflusse des Mincio in südlicher Richtung bis in den Osonebach und bildet eine natürliche Vertheidigungslinie gegen die östlich gelegene Festung. Die zahlreichen Casinen und besonders die Häusergruppen von Curtatone und Montanara waren möglichst befestigt und auch zu Geschützesständen hergerichtet. Das ganze Blokade-Corps stand aber isolirt, hatte keine Reserven und keine Verbindung mit der Hauptarmee.



Angriff auf die Linien von Curtatone.

Auf der Bastion des Forts Belfiore befand sich der Feldmarschall, zu seiner Seite die kaiserlichen Prinzen, als die Truppen vorüber defilirten. Sie hatten sich erst mit Speise und Trank gestärkt und waren voll Zuversicht. Die drei Kolonnen rückten in gleicher Höhe auf den divergirenden Straßen vorwärts. Die erste Kolonne unter Führung des Divisionärs Fürst Felix von Schwarzenberg, der mit der Reserve-Armee eingetroffen war, bestand aus den Brigaden Benedek und Wohlgemuth. Sie marschirte in gerader Richtung entlang dem See auf der Hauptstraße gegen Curtatone. Sobald sie aus den üppigen Baumgärten heraustrat, ließ der kampfbegierige Oberst Benedek, dem der erste Angriff zugetheilt war, die Bataillone aufmarschiren, ohne sich lange mit Plänkeln abzugeben. Die Geschütze fuhren nach schleuniger Ueberbrückung der zahlreichen Gräben an geeigneten Stellen auf und eröffneten ein lebhaftes Feuer, dem der gedeckt stehende Feind die Antwort nicht schuldig blieb. Die starken Brustwehren widerstanden den Kugeln; aber Bomben und Raketen richteten im Innern der Schanzen Schaden an,

und eine der letzteren sprengte einen Pulverwagen in die Luft, wodurch große Verwirrung entstand. Nun schritt man augenblicklich zum Sturme. Fürst Schwarzenberg und Oberst Benedek saßen ab und führten, den blanken Degen in der Faust, die Kolonnen an. Aber aller Heldenmuth der unerschrockenen Truppen scheiterte an den starken Brustwehren und dem beharrlichen Widerstande der Toskaner. Die tapferen Führer sammelten sogleich ihre Bataillone zum zweiten, und als auch dieser mißglückte, zum dritten Angriff. Den Tod verachtend, schlossen die Krieger ihre von Kugeln zerrissenen Reihen enger zusammen und stürmten gegen die Verschanzungen. Da mittlerweile auch rechts vom See her das Regiment Paumgarten unter dem Obersten Döll Höfe und Casinen eroberte und die Brigade Wohlgemuth zur Unterstützung nachrückte, so wurden die Brustwehren in der Fronte und auf der Seite zugleich erstiegen. Viele von den tapferen Vertheidigern fielen im fortdauernden Kampfe, die übrigen suchten ihr Heil in der Flucht. Doch wurden sie von Husaren, Ulanen und Jägern verfolgt, die ein Bataillon Neapolitaner mit Waffen und Fahnen gefangen nahmen, den Ueberrest aber versprengten.

Die Helden dieses nach langem Kampfe vollkommen gelungenen Angriffs auf Curtatone waren Benedek, Döll und besonders Fürst Felix von Schwarzenberg. Wenn man das hier beigegebene Portrait des Letzteren betrachtet, sein mildes, ernstes, nachdenkliches Antlitz ins Auge faßt, so wird man allerdings aus den geistvollen Zügen des Fürsten auf ungewöhnliche Eigenschaften schließen dürfen. Und solche besaß auch der merkwürdige Mann, dem als Minister-Präsidenten später die hohe Aufgabe zu Theil ward, die Geschicke eines großen Staates zu lenken und denselben wieder aufzurichten. Aus dem edlen, nachdenkenden Antlitze des frühe dahingeschwundenen Mitbegründers des neuen Oesterreichs wird man aber kaum den unerschrockenen, über Blut und Leichen fortstürmenden Krieger erkennen. Indessen bezeugt es die Geschichte, daß der Mann, welcher mit starker Hand die Greuel der Revolution niederwarf, bei Curtatone, wie bei anderen Gelegenheiten, die männliche Brust muthig den Kugeln entgegen bot. Der Fürst war in der That ein eben so kluger und gewandter Staatsmann, als ein tapferer Soldat und, was seinem Verdienste die höchste Ehrenkrone reicht, ein edler, für Humanität und bewährtes Recht warm fühlender Mann, ein würdiger Sprößling jenes fürstlichen Hauses, das während seines achthundertjährigen Bestehens viele ruhmvolle Helden und Staatsmänner aus seinem Schooße hervorgehen sah. Seinen Oheim, den Ueberwinder Napoleons, kennt die



Felix Fürst von Schwarzenberg,
k. k. Minister-Präsident.

Zu Wägner's Radetzky Seite 216.

Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

Welt; zwei Söhne desselben, die Fürsten Karl und Edmund, kämpften gleich rühmlich unter Radetzky's Fahnen in Italien. Wahrlich, Oesterreich kann auf ein solches Geschlecht stolz sein.*)

Von Curtatone ruft uns der Donner des Geschützes nach Montanara, wo der Kampf noch fortdauert. Daselbst führte gleichfalls ein Schwarzenberg, der vorhin genannte Fürst Karl, den Oberbefehl über die zum Angriff bestimmte Division, welche die Brigaden Clam und Strassoldo bildeten. Die massive Häusergruppe von Montanara war festungsartig hergerichtet; daran schloß sich ein weiteres Erdwerk als Brustwehr, und die umherliegenden Höfe und Casinen, als detachirte Forts. Ohne die Wirkung des Geschützes abzuwarten, versuchten Grenzer- und andere Bataillone das Dorf im ersten Anlauf zu nehmen, wurden aber zweimal zurückgeschlagen. Nun begannen die aufgefahrenen Batterien ihre zerstörende Arbeit. Voll Ungeduld über den Verzug stand rechts von der Straße Graf Clam und schlug mit seiner Reitgerte Blätter und Zweige von den Sträuchern. Die Kugeln pfiffen um ihn her; da sank sein ihm zur Seite haltender Adjutant zu Boden. Die letzten Worte des sterbenden Soldaten galten der Mutter; er empfahl sie seinem General. Feierlich versprach Dieser, für sie Sorge zu tragen, wenn er selbst überlebe, und traf gleich darauf Anstalten zum wiederholten Sturm auf das Dorf. Das Regiment Prohaska, das schon den Hof Spagnola und einen hartnäckig vertheidigten Friedhof erobert hatte, wurde dazu kommandirt. Es stand in Bereitschaft und wartete noch auf das Zeichen. Da sprang mit lautem Gebell ein Hund vor die blitzenden Bajonette, und mit einem Male riefen viele Stimmen: „Der Prohaska ist da! nun vorwärts auf den Feind!" Es war dies der sogenannte Regimentshund, der sich seit langer Zeit zu dem Regimente hielt, jeden einzelnen Soldaten kannte, mit dem jeder sein Lager und den letzten Bissen theilte. Sofort wirbelten die Trommeln; der Oberst, Baron Reischach, sprang vom Pferde, Graf Pimodan, vom Feldmarschall hierher gesendet, schloß sich ihm an, und im Sturmschritt drangen unter solchen Führern die Soldaten über Gräben und Dämme in Montanara ein. „Reischach hier!" war die Losung, als sie trotz des mörderischen Feuers durch die Thore und Fenster in die Häuser einbrachen. Mitten im Getümmel aber war der eben erwähnte Regimentshund Prohaska. Obgleich im Nacken von einer Kugel verwundet, schien es ihm unter dem

---

*) Vergl. Fürst Felix zu Schwarzenberg v. A. Berger. Leipzig. Verlag von Otto Spamer. 1853.

betäubenden Getöse des Kampfes am behaglichsten zu sein. Das Gefecht aber dauerte noch immer fort, da die toskanischen Truppen und unter ihnen die Blüte der toskanischen Jugend, die Studentenlegion, mit großem Heldenmuthe sich vertheidigten.

Unterdessen war die dritte Kolonne unter dem Fürsten Liechtenstein, welche gegen die Stellung am Curtatone operirte, südlich vorgerückt und hatte bereits den Feind in Flanke und Rücken umgangen, ehe dieser davon Kenntniß erhielt. Sobald aber die Geschütze in seinem Rücken zu wirken anfingen, warf er den anrückenden Truppen seine gesammten Reserven entgegen, die sich auch in den Höfen Villani und Rocca der ersten Angriffe mit großer Tapferkeit erwehrten. Der hartnäckige Widerstand aber war ihnen selbst verderblich; denn die ganze Brigade Liechtenstein erhielt Zeit, die Umgehung zu vollenden. Dadurch wurden die toskanischen Truppen mit ihren Verbündeten vollkommen eingeschlossen und mußten die Waffen strecken. Diejenigen Bataillone in Montanara, die sich nicht zeitig genug durch die Flucht in Sicherheit gebracht hatten, erlitten dasselbe Schicksal; von den Flüchtlingen aber fielen noch mehrere Haufen den Husaren und Jägern in die Hände, welche Benedek auf der Straße von Curtatone nach Montanara entsendet hatte. So war das ganze Corps aufgelöst und völlig zersprengt, etwa 1000 Mann gefallen, 2000 in Gefangenschaft, das Geschütz und Gepäck zum großen Theil eine Beute der Sieger, die nicht säumten, weiter vorzurücken.

Das ganze Heer machte eine Rechtsschwenkung, umging also den See, und befand sich dadurch auf der rechten Seite des Mincio in der Flanke des Feindes, von dem man glaubte, daß er seine Hauptstärke nördlich zur Belagerung von Peschiera concentrirt habe. Das erste und das Reserve-Corps marschirten auf der geraden Straße gegen Goito, das zweite Corps machte einen weitern Bogen gen Ceresara, um den Feind, wenn er bei Goito Stand hielte, zu umgehen und, wie am vorigen Tage, gänzlich zu zersprengen. Der Feldmarschall selbst folgte den Bewegungen. Benedek mit seiner Brigade bildete die Vorhut und stieß daher zuerst auf den Feind. Er ward mit einem furchtbaren Feuer empfangen, woraus er entnahm, daß er es mit einer großen Uebermacht zu thun habe. Dennoch wich er nicht zurück, sondern hielt den Kampf mehrere Stunden lang aus, bis die Brigaden Wohlgemuth und Strassoldo in gleicher Linie angelangt waren und an dem Gefechte Theil nahmen. Diese rückten auch siegreich gegen das Niveau von Goito vor, eroberten mehrere Casinen, mußten aber wegen der großen Uebermacht der

Piemontesen die erkämpften Vortheile wieder aufgeben. Nur mit äußerster Anstrengung gelang es ihnen durch Unterstützung der Brigade Clam, sich in der ersten Aufstellung zu behaupten. Bis zum Abend dauerte das hartnäckige Gefecht. Die Führer nahmen persönlichen Antheil, und waren oft in den vordersten Gliedern, wenn die Gefahr dringend war. Fürst Felix Schwarzenberg sammelte ein weichendes Bataillon, und führte es wieder ins Feuer; da traf ihm die Kugel eines Bersaglieri den Arm, und er mußte die hartbestrittene Wahlstatt verlassen. Wol blickten die Generale weithin über das Gefilde, ob nicht Hülfe vom zweiten Armee-Corps komme. Sie hofften im Rücken des Feindes von Cerlungo her seine Donner zu vernehmen und dann durch einen allgemeinen Angriff den Feind zu vernichten; allein d'Aspre, der schlachtenbegierige d'Aspre erschien nicht. Ihn hatte ein anderer Feind in die Klemme genommen, nämlich das Zipperlein, das ihn mehr quälte, als feindliche Kanonenkugeln hätten thun können.

Auf einen solchen Zwischenfall hatte sich der alte Feldherr freilich nicht gefaßt gemacht; eben so wenig war ihm die große Uebermacht des Feindes bei Goito bekannt. Der piemontesische General Bava hatte mit ungemeiner Thätigkeit, vielleicht veranlaßt durch die Niederlage der Toskaner, ein Corps von 20,000 Mann zusammengebracht, während der König nördlich, auf den Höhen von Volta, neun Bataillone aufgestellt hatte. Wenn sich nun d'Aspre mit seinem Corps nach Cerlungo zwischen beide Aufstellungen warf, so war Bava in der übelsten Lage, und mußte den Angriffen von zwei Seiten unterliegen. Dies Alles vereitelte das Zipperlein.

Am folgenden Tage ließ der Feldmarschall das zweite Corps näher rücken und die Kranken und Verwundeten nach Mantua bringen, wozu Gorczkowsky mit seiner Flotille auf dem See sehr behülflich war. Dann entwarf er die Dispositionen zu einem neuen, allgemeinen Angriff. Allein der Himmel hatte sich umwölkt; drei Tage lang strömte der Regen in Güssen; die Soldaten lagerten im Schlamm; die Wege waren grundlos. Da zugleich um diese Zeit die Nachricht eintraf, die Festung Peschiera habe sich an die Piemontesen ergeben, so ward jeder weitere Angriff eingestellt und der Rückzug nach Mantua angetreten. Zu diesem Entschlusse wurde auch der Feldmarschall durch Botschaften von Wien bestimmt, wo am 26. Mai die Partei der maßlosen Revolution abermals die Oberhand gewonnen hatte. Er hielt es jetzt für die wichtigste Aufgabe, das treue, tapfere Heer dem Monarchen zu erhalten, der es vielleicht bald zur Behauptung seiner bedrohten Krone nach Deutschland berufen mußte.

In Mantua ward den müden Truppen ein Rasttag verstattet. Sie waren durch das Bivouakiren im anhaltenden Unwetter übel zugerichtet, ihre Bekleidung zerrissen und unscheinbar; aber sie hatten den Muth nicht verloren, denn der alte Feldherr, der mit ihnen die Strapazen getheilt, war in ihrer Mitte.

Am 5. Juni setzte sich die Armee wieder in Marsch; nur die Brigade Benedek, die am meisten gelitten hatte, blieb in Mantua zurück, wogegen sich ein Theil der Besatzung den Truppen anschloß. Der Marsch ging gerade nach Osten, als ob man die feindlichen Lager durch Beschreibung eines weitern Bogens vermeiden wolle; dann wendete sich das Reserve-Corps unter Wocher nördlich über Villafontana gen Verona. Zur Deckung rückte eine Kolonne seitwärts über Isola della Scala ziemlich nahe an den feindlichen Vorposten vorüber. Dadurch wurden die Piemontesen in dem Glauben bestärkt, der gefürchtete Radetzky habe seine Angriffsentwürfe aufgegeben und erwarte in Ruhe, was das Schicksal und König Karl Albert über ihn verfügen würden. Das erste und zweite Corps rückten indessen noch an demselben Tage bis Sanguinetto, wo der Erzherzog Franz Joseph von dem väterlichen Greise und den tapferen Truppen Abschied nahm, um, was er noch nicht ahnte, in Deutschland die herabgewürdigte Krone auf sein Haupt zu setzen und gar bald wieder zu Ehren zu bringen. Am 6. Juni wurde die Etsch bei Legnago überschritten, und der Zug ging zur Verwunderung der Soldaten, die eine Schwenkung nach dem alten Quartier in Verona erwarteten, immer in derselben Richtung bis Montagnana, wo am 7. Rasttag gehalten wurde. Folgenden Tags verließ man die nach Este führende Landstraße und schlug den Weg nach Pojano ein. Da sah man bald die grünen Monti Berici mit ihren Dörfern, Flecken und glänzenden Landhäusern aufsteigen, die sich wie ein zusammenhängender Garten bis zu dem jenseits gelegenen Vicenza hinziehen. Jetzt war die Absicht des Feldherrn klar; es galt dem reichen, stark befestigten Vicenza. In diesen romantischen Höhen und Thälern, in diesen lieblichen Orangen- und Olivenhainen, von Rebengewinden durchschlungen, von dunklen Pinien umsäumt, sollte der Kriegsruf und der Kanonendonner wiederhallen, bis die rebellische Stadt sich ihrem rechtmäßigen Herrn unterwerfe.

Wir wissen aus unserer frühern Darstellung, daß sich der piemontesische General Durando mit verschiedenen Heerhaufen in die Stadt geworfen, um sie gegen den Grafen Thurn zu vertheidigen, und daß er einen Angriff glücklich abgewiesen hatte. Nach jener Zeit schlug er hier sein blei-

bendes Hauptquartier auf und befestigte den Platz mit allen Mitteln, welche die Kunst und die günstige Lage darbot. Er ließ zahllose Barrikaden in der Stadt und um dieselbe äußerst dauerhaft und nach einem wohlberechneten System herstellen, Mauern und Erdwerke aufführen, die massiven Häuser in kleine Forts umwandeln. Die Stadt liegt in einer fruchtbaren, vom klaren Bachiglione durchströmten Ebene, aus welcher sich die berischen Berge südlich in ziemlich steilen Terrassen erheben. Wie die Stadt selbst, so sind die Umgebungen und besonders die Hügel mit Meisterwerken der Architektur geschmückt; denn hier baute einst der große Palladio, und nach ihm wirkten noch andere Meister in seinem Geiste. Da erhebt sich auf einer Anhöhe nach dem Bachiglione hin die prächtige Rotonda, ein hochgewölbter, runder, mit jonischen Säulen geschmückter Saal. Dann steht auf dem äußersten Punkte der Hügelkette das Kloster und die Kirche der Madonna del Monte gerade dem Rathhause gegenüber und mit der Stadt durch einen Säulengang verbunden, der eine Länge von 1000 Schritten hat. Diese verschiedenen Punkte waren mit Befestigungen jeder Art und mit Geschützen vom schwersten Kaliber versehen. Andere Schanzen befanden sich auf dem Berge, zu welchem man von dem Kloster hinaufsteigt. Die Batterien daselbst waren in Etagen über einander angebracht. Ansehnliche Schanzwerke vertheidigten endlich den Gebirgskamm, der sich bis zu dem kegelförmig abgerundeten Hügel Bellavista (schöne Aussicht) hinaufzieht. Den Hügel selbst krönte eine stark armirte Redoute und in ihrer Mitte ein Blockhaus. Auch auf dem jenseitigen Höhenzuge S. Margherita hatte man Vertheidigungswerke hergerichtet und besonders die schöne Casa Ramboldo stark besetzt.

Zur Behauptung dieser weitläufigen Werke hatte Durando Geschütz und Mannschaft in hinreichender Menge. Unter seinem Befehle standen 3 römische Linien-Bataillone, 2 Schweizer-Regimenter in päpstlichem Solde, eine Anzahl Dragoner und Carabiniere, 1 Bataillon der römischen Universität, sodann Legionen und Freischaaren aus Rom, Ferrara, Bologna mit römischen und schweizerischen Batterien, zusammen etwa 17,000 Mann, wozu noch die Civica (Bürgergarde) zu rechnen war. Mit dieser Macht glaubte der General ohne Mühe die starken Werke Wochen und Monate lang vertheidigen zu können.

Der alte Feldmarschall war anderer Meinung. Er ertheilte am 9. Juni seine Befehle, und wie Wetterwolken zogen sich seine Bataillone um Stadt und Höhen. Im Gebirge selbst stand zu Arcugnano General Culoz. Er war mit seiner Brigade von Verona in Gewaltmärschen herübergekommen,

um das Unternehmen zu unterstützen. Das zehnte Jägerbataillon unter seinem tapfern Obersten Kopal war zu ihm gestoßen, da er die schwerste Aufgabe, die Eroberung der verschanzten Höhenpunkte, zu lösen hatte. An ihn schloß sich die Brigade Clam, dann folgten Strassoldo, Wohlgemuth und endlich am Ende des weiten Halbkreises Friedrich Liechtenstein und Taxis. Drei andere Brigaden folgten in Reserve. Der allgemeine Angriff war auf den 10. festgesetzt. Schon in der Nacht ließ Culoz ein Bataillon gegen den Höhenzug von S. Margherita vorrücken. Die Feinde wichen nach den ersten Schüssen; auch die Casa Ramboldo wurde im ersten Anlauf genommen, und in ihren lieblichen Gärten und Pinienhainen, in ihren von Marmor glänzenden Sälen tönte der rauhe Kriegsruf. Oberst Hahne, der das siegreiche Bataillon befehligte, drängte den flüchtigen Feinden unaufhaltsam nach. Er gelangte auf die Höhe von Bellavista, wo sie sich in die Redoute und in das Blockhaus geworfen hatten. Sogleich ließ er sein Geschütz auffahren. Als die zischenden Raketen und die schmetternden Bomben eine tüchtige Verwirrung in den vollgepfropften Räumen angerichtet hatten, stürmten ein Paar Compagnien Rothmäntel drauf los, und jagten die ganze Besatzung, so viele davon noch nicht Köpfe oder Beine verloren hatten, über Stock und Stein. Dann warfen sie Feuer in das Blockhaus, daß die aufsteigenden Flammen- und Rauchsäulen schon Morgens um sechs Uhr dem ganzen Gebirge und dem zum Angriff bereiten Heere die ersten, glänzenden Erfolge der österreichischen Waffen verkündigten.

Der feurige Culoz hatte schon die ganze Brigade aufmarschiren lassen, um im raschen Zuge die errungenen Vortheile zu verfolgen, da langte ein Adjutant des Feldmarschalls an, der ihm befehlen ließ, Einhalt zu thun, bis die anderen Heerestheile in die Schlachtlinie eingerückt seien, damit nicht die ganze Wucht des Kampfes auf ihn allein falle.

Um neun Uhr stieg der Feldherr zu Pferde und ritt mit seinem Gefolge auf einen Hügel, wo er rechts die vom Bachiglione bewässerten Gefilde und links die Höhenzüge übersehen konnte. Als er wahrnahm, daß alle Heerestheile ihre Aufstellungspunkte erreicht hatten, gab er den Befehl zum Angriff. Bald rollte der Kanonendonner um die bedrohte Stadt; der ganze Halbkreis, der zum Angriff bestimmt war, schien in Flammen zu stehen; die Batterien der Vertheidiger antworteten ringsum mit gleicher Lebhaftigkeit. Culoz hatte seine Mannschaft links hinter der Höhe von Bellavista aufgestellt, so daß der Feind ihre Stärke nicht wahrnehmen konnte. Seine Geschütze arbeiteten ohne Unterbrechung gegen den Monte Berico, wo 2000 Schweizer

und 5000 Freiwillige Stellung genommen hatten; seine Tirailleure plänkelten mit den feindlichen.

Unterdessen rückten Clam auf dem rechten, Wohlgemuth auf dem linken Ufer des Bachiglione vorwärts. Ersterer beschoß die Rotonda, und als hier das feindliche Geschütz zum Schweigen gebracht war, wurde zum Sturm kommandirt. Oberst Reischach mit seinen Prohaskanern hatte die Ehre des ersten Angriffs. Unaufhaltsam drangen die tapferen Leute, den Obersten und die abgestiegenen Kavallerie-Offiziere Graf Ingelheim und Jenna in ihrer Mitte, gegen den kräftig vertheidigten Posten vorwärts. Sie nahmen die Rotonda und warfen den Feind auf die Straße zurück. Aber der muthige Oberst ward hier am Hals und am Schenkel gefährlich verwundet, als der Sieg schon entschieden war, und mit ihm sank sein Waffengefährte Jenna. Ingelheim, obgleich selbst leicht verletzt, half die Freunde aus dem Kampfgetümmel tragen.

Es versteht sich, daß bei dieser Affaire der tapfere Regimentshund nicht fehlte. Da ihm aber eine feindliche Kugel eine Pfote streifte, so mußte er endlich knurrend und murrend auf drei Beinen aus dem Gefechte hinken.

Die Brigade Wohlgemuth rückte unterdessen nicht minder siegreich über die Eisenbahnstraße und nahm mit stürmender Hand die befestigten Häuser unmittelbar vor der Porta Lupia, wo sie mit der Brigade Clam in Verbindung trat.

Dagegen dauerte auf dem Monte Berico der Geschützes- und Plänklerkampf noch unentschieden fort. Die Schweizer-Bataillone, welche einen Theil der Besatzung bildeten, ertrugen mit Unmuth den langsamen Gang des Gefechts. Von Kampflust fortgerissen, gingen sie selbst zum Angriff über. Sie stürmten in festgeschlossenen Kolonnen auf der längs dem Bergkamm führenden Straße gegen Bellavista heran. Als sie auf 50 Schritte nahe gekommen waren, ließ Culoz eine Batterie demaskiren. Ein Hagel von Kartätschen zerriß ihre Reihen; zugleich erhob sich das zehnte Jäger-Bataillon, das bisher in Kolonne geruht hatte, und warf sich, geführt von dem Obersten Kopal, auf die Schweizer, die vergeblich ihre Glieder zu ordnen suchten. Die Regimenter Reisinger und Latour unterstützten die muthigen Jäger, und drängten den weichenden Feind unaufhaltsam auf der Straße vor sich her. Die Kämpfenden waren einander so nahe, daß die auf der Straße postirten Kanonen nicht feuern konnten, sondern, ohne einen Schuß zu thun, in die Hände der Sieger fielen. Die Höhe mit allen ihren Verschanzungen wurde gleichfalls erobert; doch zerschmetterte hier eine Kugel dem tapfern

Kopal den Arm, als er unter den Vordersten das Plateau erstieg. Er starb am folgenden Tage an seiner Wunde. Indessen dauerte das Gefecht ohne Unterbrechung fort. Die siegreichen Jäger erstürmten nach kurzem, aber mörderischem Kampfe das Kloster und die Kirche der Madonna, wo selbst am Altar gefochten und mehrere bewaffnete Priester erschlagen, oder gefangen wurden. Die Welschen entflohen sofort über Hals und Kopf. Sie retteten ihr Leben, nicht aber ihre kriegerische Ehre. Die Schweizer dagegen, vom Geiste ihrer Ahnen erfüllt, versuchten noch unter den Hallen des langen Bogenganges beherzten Widerstand zu leisten. Sie eröffneten ein heftiges Feuer gegen die nachdrängenden Truppen; als ihnen aber auf Befehl des Feldmarschalls Graf Clam in die Flanke fiel und sie mit Raketen bewarf, zogen sie sich in die Stadt zurück. Durch diese erfolgreichen Gefechte waren die Höhen erobert, welche Vicenza beherrschten.

Der Oberfeldherr war gerade an die Kirche der Madonna gelangt, als Culoz seine Haubitzen zur Beschießung der Stadt rüstete. Ringsumher lagen Leichen und Verwundete, Oesterreicher, Italiener und trotzige Schweizer, die noch im Tode ihre Waffen umklammert hielten. Er trug zuerst für die Verwundeten Sorge, daß sie zurückgebracht und verbunden wurden. Es war Abend geworden. Wolken von Pulverdampf und Rauchsäulen brennender Gebäude umzogen die herrliche Stadt. Die Glut des Abendhimmels beleuchtete abwechselnd einzelne Theile derselben, wenn der Wind die grauen Wolken zertheilte; sie strahlte über dem weiten Gefilde, durch welche der schmale Wasserstreifen des Bachiglione, die Sonne wiederspiegelnd, in vielen Krümmungen sich wand, und übergoß mit flammendem Roth die Schneehäupter des jenseitigen Hochgebirges, während sich über die Tiefen die Abenddämmerung mit ihren Schatten gelagert hatte.

Der alte Held, der so gern die Schrecknisse des Kriegs milderte, befahl, mit dem Bombardement einzuhalten. Er hoffte, die Stadt solle zur Besinnung kommen, da sein siegreiches Heer sie umzingelte, seine Batterien sie beherrschten. Allerdings erschienen auch auf mehreren Thürmen weiße Fahnen; aber die Banden der Freiwilligen rissen sie herab und pflanzten wieder an ihrer Stelle die blutrothen Banner der Revolution auf. Sie hatten an den Thoren mit Erfolg dem Vordringen der Truppen gewehrt, und kannten die Wetter nicht, die sich auf den beherrschenden Höhen drohend über Vicenza zusammenzogen.

In der That waren die Angriffe gegen die Stadt selbst bisher gescheitert. Siegreich war der rechte Flügel der Armee bis an die Thore und

Vorstädte vorgedrungen. Fürst Liechtenstein rückte darauf in zwei Kolonnen gegen die Porta Padova und den weiter rechts liegenden Stadttheil vor. Allein die Geschütze konnten in den waldähnlichen Baumgärten nicht gehörig wirken. Als man darauf nach Ueberwältigung der ersten feindlichen Linie weiter zum Sturme schritt, stieß man auf tiefe Wassergräben und Verhaue, die das weitere Vordringen unmöglich machten. Bei diesem Versuche wurden Oberst Kavanagh und noch andere wackere Kriegsleute von Kartätschen niedergestreckt.

Auf ähnliche Hindernisse stieß der General Fürst Taxis, der zur äußersten Rechten die Vorstadt S. Lucia und das von Schweizern besetzte Seminar angriff. Er trat selbst an die Spitze der zum Sturm kommandirten Kolonne; aber eine Kugel durchbohrte seine tapfere Brust, und als der Corps-Kommandant d'Aspre in eigener Person herbeieilte, ward sein Ordonnanz-Offizier, Fürst Rudolph von Liechtenstein, an seiner Seite tödtlich verwundet. Er war der Jüngste von dem Geschlecht der Liechtensteine, dessen Glieder fast in allen Kriegen Oesterreichs rühmlich das Schwert führten.

Der hereinbrechende Abend beendigte auch auf dieser Seite den blutigen Kampf. Nur eine Mörserbatterie, von dem Artillerie-Direktor Stwrtnik mit Geschick und großer Kühnheit ganz in der Nähe der Stadt aufgestellt, setzte noch eine Zeitlang das Bombardement fort. Es war aber nicht zweifelhaft, daß der mit Einsicht für den folgenden Tag vorbereitete Sturm zum Ziele führen werde. Der Gesammtverlust der Armee betrug in diesen Gefechten nach den österreichischen authentischen Berichten etwa 700, welche Zahl von andern Berichterstattern bis zu 2000 Mann erhöht angegeben wurde. Der fast überall geschlagene und rasch verfolgte Feind hatte natürlich weit mehr verloren.

In der Nacht eröffnete General Durando, der die Unhaltbarkeit des Platzes einsah, Unterhandlungen. Der Feldmarschall, für Verona besorgt, ließ durch seinen General-Quartiermeister von Heß eine Kapitulation unterzeichnen, wodurch der Besatzung freier Abzug über den Po verstattet wurde. Sie mußte sich dagegen verpflichten, drei Monate lang nicht mehr die Waffen gegen Oesterreich zu führen.

Am 11. erfolgte der Abzug zwischen den geöffneten Gliedern der Sieger hindurch. Voran marschirten die Schweizer mit trotzigen, finstern Mienen, in kriegerischer Haltung, dann folgte ein buntes Gemisch von Freiwilligen aus allen Theilen Italiens, hierauf ein seltsamer Zug kriegerisch gerüsteter

Frauen von allen Ständen, zum Theil in mittelalterlichen Trachten, die, von der allgemeinen Begeisterung ergriffen, mit zarten Händen statt der Tasten des Pianos Gewehr und Säbel versucht hatten. Zahlreiche Kreuzritter waren ihnen als Palatine beigegeben. Manche dieser Letzteren, österreichische Ueberläufer, trugen noch Jägerbüchsen, mußten sie aber sofort, ungeachtet der Uebereinkunft, den erbitterten Soldaten ausliefern. Römische Linientruppen, Offiziersfrauen, Vicentinerinnen, die weinend ihrer Vaterstadt den Rücken kehrten und lieber heimatlos sein, als den Anblick der Barbaren ertragen wollten, bildeten einen weiteren Bestandtheil. Den Beschluß machten römische Dragoner, Burschen von antikem Profil, auf vortrefflichen Rappen. Als der Feldmarschall an ihnen vorbeiritt, erkannten sie den kleinen Mann im grauen Rocke an seiner zahlreichen Umgebung und an der Ehrfurcht, womit man ihm begegnete. Sie grüßten ihn militärisch und sahen ihm neugierig nach, wie er sich der Stadt zuwandte.

Vicenza schien fast von Bewohnern verlassen, so still und öde war es auf den mit Barrikaden gesperrten Straßen; bald aber belebte Kriegslärm die Stadt; die Truppen zogen ein, Offiziere erfüllten den großen Platz. Unter ihnen befand sich General Wohlgemuth. Er deutete nach dem Thurme, von dessen Kreuz noch die dreifarbige Fahne wehte. Auf seinen Befehl wurde sie herabgeworfen und Oesterreichs Doppeladler aufgepflanzt. Wie sich das sieggekrönte Banner entfaltete, spielten die Musikbanden der Regimenter die National-Hymne, und tausend Kehlen stimmten ein. In diesem Augenblick erhoben sich alle Herzen, schlugen sie alle feurig für das theure, von seiner wackern Armee verherrlichte Vaterland.

Die Soldaten wurden einquartiert und ließen es sich wohl sein bei den reichlichen Vorräthen, welche gern oder ungern ihre mürrischen Gastgeber zu liefern hatten. Vor Kurzem noch auf blumigem Rasen, umweht von balsamischen Düften im Kampfe auf Leben und Tod begriffen, lagerten sie jetzt theils in den Palästen der reichen Stadt, theils in den Salons benachbarter Villen; sie athmeten erquickende Kühle, labten sich an dem süßen Weine, der um Vicenza wächst, an erfrischendem Eis. Jetzt war die magere Zeit der Entbehrungen vorüber, der Fruchtgarten von Vicenza und bald auch das reiche Padua schlossen sich den Siegern auf. Sie waren hinfort gut verpflegt, freuten sich des Kampfes, neuer Siege und Beute. Sie glichen den mittelalterlichen Lanzenknechten, die treu ihren Fahnen folgten, tapfer kämpften und nach ehrlichem Streiten beim Becherklang ihrer Beute und ihres Ruhmes froh wurden.

Der Feldmarschall aber konnte nicht so sorglos sein Haupt zur Ruhe legen. Er dachte an Verona, an Karl Albert, der bisher so langmüthig seine Züge und Siege abgewartet hatte. Sollte der König nicht endlich einen Versuch zur Rettung seiner bedrängten Bundesgenossen wagen? Und wenn die feindselige Bürgerschaft von Verona gegen die schwache Besatzung sich erhob, während die Piemontesen von Außen an die Thore der unvollendeten Festung pochten, welche Folgen waren dann zu erwarten? Er hatte keine Ruhe mehr; er gab Befehl, daß noch am Abend die Brigade Culoz aufbreche, und folgte selbst am nächsten Morgen, nachdem er auch das erste Corps zum Abmarsch kommandirt hatte. Die Sorgen des alten Kriegsmanns waren nicht umsonst gewesen; denn kaum war das erste Corps eingerückt und hatte abgekocht, so wurde auch schon gemeldet, daß die ganze piemontesische Armee im Anzuge begriffen sei, und daß sie es diesmal vorzüglich auf die Linie von Tombetta bis S. Lucia abgesehen habe. Die Soldaten eilten sofort mit hungrigem Magen auf ihre Posten, und es entspann sich das Plänklergefecht. Radetzky selbst sprengte nach dem bedrohten Punkte und ertheilte seine Befehle. Als jedoch der Feind die zahlreichen Massen sich entwickeln sah, brach er allmählich das Gefecht ab und ging in seine Stellung zurück.

Wenn man die ganze Kriegführung dieser Zeit ins Auge faßt, möchte man sich wohl versucht fühlen, sie schläfrig und unkräftig zu nennen; besonders möchte man die sardinischen Generale der Unentschlossenheit und Unthätigkeit beschuldigen. Allein man würde sich irren. Auch in den französischen Revolutionskriegen entstanden oft lange Pausen, und Napoleon lag nach dem Riesenkampfe von Aspern sechs Wochen müßig dem Erzherzog Karl gegenüber, um seine Kräfte wieder zu sammeln. Hätte sich im Feldzuge von 1796 Alvinzi auf die Festungswerke von Verona stützen können, so würde Napoleon einen schwereren Stand gehabt haben, als an den Tagen von Arcole, und vielleicht wäre Mantua noch lange nicht gefallen. Dem Könige Karl Albert standen die Festungen Verona und Mantua, die Etschlinie und der darauf sich stützende Feldmarschall, wie unverrückbare Felsen entgegen. Wohin er sich wendete, überall lauerte der alte Held und setzte ihm den Degen auf die Brust. Er hatte den Mincio forcirt, Peschiera erobert; er beherrschte den Gardasee, er hatte einen Sturm auf Verona gewagt, dann bei Goito die Angriffe zurückgewiesen. Daß der alte Feldherr, statt in seine Burg zurückzukehren, die kühne Diversion nach Vicenza machen werde, konnte er nicht entfernt ahnen. Er benutzte übrigens dessen Abwesen-

heit zu einem Angriff in den Bergen zwischen dem Gardasee und der Etsch, wo er mit Uebermacht den tapfern Obersten Zobel aus den Stellungen von Rivoli und Corona drängte und dadurch die wichtige Verbindung des Feldmarschalls mit Tyrol gänzlich aufhob. Der König hoffte dadurch Letzteren völlig zu isoliren und allmählich aufzureiben, während bereits von Vicenza aus andere Thäler, namentlich die Val d'Arsa, eröffnet waren. Zu spät erhielt er von dem achttägigen Eroberungszuge gen Osten Kenntniß; nun aber säumte er nicht, zum zweiten Mal gegen das Rideau einen Versuch zu machen. Das Alles zeugt nicht von Unthätigkeit, sondern von einem regelrecht strategischen, allerdings sehr behutsamen Vorschreiten. Was der piemontesischen Kriegführung vielleicht zum Vorwurf gereicht, ist der Mangel an Beharrlichkeit und Kühnheit. Sie befolgte alle Regeln der Kunst. Sie suchte den zähen Gegner durch gleiche Zähigkeit zu überwinden. Allein außerordentliche Zeiten fordern außerordentliche Mittel. Man mußte, wie in der französischen Revolution, entscheidende Schläge, selbst Niederlagen nicht scheuen, um endlich zu siegen. Das Feuer der Begeisterung, welches die Bevölkerung von Italien ergriffen hatte, bedurfte der Nahrung durch großartige kriegerische Erfolge, mochten sie glücklich oder unglücklich sein. Der unentschiedene Zustand der Dinge veranlaßte, daß es schnell und resultatlos verloderte. Einem geübten und erfahrenen Fechter, wie Radetzky, mußte man nicht mit Finten, Paraden und künstlichen Stößen zu Leibe gehen, sondern als ein verzweifelter Kämpfer, nach weggeworfenem Schild, mit zwei Händen das Schwert der Schlachten zu tödtlichen Streichen schwingend. Dazu gehörte freilich Genialität und eine Art von Tollkühnheit. Den französischen Generalen der Revolution ward diese furchtbare Taktik durch das über ihnen schwebende Messer der Guillotine beigebracht. Dergleichen hatten die piemontesischen Heerführer nicht zu fürchten; allein es galt hier den Gewinn einer neuen, glänzenden Krone, oder den Verlust der eignen, und das ist bei kräftigen Naturen ein nicht weniger starker Antrieb, als die Mordmaschine des Pariser Wohlfahrtsausschusses. Hatte man den Muth, nach einer Krone zu greifen, so mußte man auch den Muth haben, auf einen Würfelschlag Alles zu wagen. Da dieser fehlte, so war der kühne Griff eine Thorheit.

Das strategische System der Piemontesen hatte der Feldmarschall wol durchschaut und bei seinem verwegenen Flankenmarsch nach Mantua und dem weiteren Zuge gegen Vicenza in Berechnung gebracht. Der alte Meister hatte sich nicht geirrt. Vor der Hand war damit viel, nämlich die Verpfle-

gung der Armee, gewonnen, nicht aber die Macht zu weiteren Schritten. Der revolutionäre Zustand des Landes, die fortdauernde Gährung in den Gemüthern erforderte eine bedeutende Truppenzahl zur Behauptung der unterworfenen Städte Vicenza und Padua und ihres Gebietes. Das ganze zweite Corps mußte dazu verwendet werden. Man konnte auch im glücklichen Falle eines Sieges über die feindliche Armee diesen nicht verfolgen, weil man die Etschlinie nicht verlassen, der Insurrection nicht den unvertheidigten Rücken zuwenden durfte. Dennoch war der Feldherr voll Zuversicht auf baldigen Erfolg, da er wußte, daß eine zweite Reserve-Armee im Venetianischen in Bildung begriffen war. Wenn diese die Insurrection in seinem Rücken niederhielt, so konnte er guten Muthes seinen Mecklenburger besteigen und den Feind im offenen Felde aufsuchen.

Voll männlicher Zuversicht entwarf der streitbare Greis seine Pläne, welche die nächste Zukunft zur Reife bringen sollte. Da erhielt er von seinem Monarchen, der sich damals vor der anarchischen Partei nach Inspruck zurückgezogen hatte, den bestimmten Befehl, mit Karl Albert einen Waffenstillstand abzuschließen, um die Friedensunterhandlungen zu fördern. Diese Weisung war für ihn ein Donnerschlag. Aber er war Soldat, er mußte gehorchen. Er saß nieder, um das verhängnißvolle Schreiben abzufassen; allein die Hand widerstrebte, die Gedanken wollten nicht die geforderte Richtung einhalten. Er legte die Feder weg, dann nahm er sie wieder auf, aber statt eines Vorschlags an Karl Albert, entwarf er eine ehrerbietige Vorstellung an den Kaiser, worin er die Lage der Dinge darlegte und um Zurücknahme des Befehls bat. Er betraute den Fürsten Felix Schwarzenberg, der noch an seiner Armwunde litt, mit diesem Schreiben, indem er hinzufügte, daß er von des Fürsten mündlicher Fürsprache den besten Erfolg erwarte. Er betrog sich nicht. Sein Botschafter unterhandelte mit solcher diplomatischen Gewandtheit, daß eine Demüthigung dem Feldmarschall und seinem Kaiserhause erspart wurde.

Zwischen den Hauptarmeen herrschte ziemliche Ruhe; nur Vorpostengefechte fanden bisweilen Statt. Dagegen ging es aufwärts im Gebirge ziemlich lebhaft her. Der Feind hatte die wichtige Stellung von Rivoli im Besitz. Er machte verschiedene Versuche, die Etsch zu überschreiten, er schien es auf eine Umgehung Verona's nach dieser Seite abgesehen zu haben; allein er wurde wiederholt zurückgewiesen. Feldmarschall-Leutnant von Heß, der sich im Auftrage des Feldherrn hierher verfügte, hatte die zweckmäßigsten Anstalten zur Vertheidigung getroffen. Er ließ namentlich einen hohen,

steilen Felsen auf dem linken Ufer der Etsch, der die Hochebene von Rivoli beherrschte, mit großer Mühe so behauen, daß man einen Achtzehnpfünder und mehrere kleinere Geschütze darauf anbringen konnte, wodurch die feindlichen Fähren von Ceraino zerstört und das weitere Vordringen der Piemontesen vereitelt wurde. Im südlichen Tyrol kommandirte General Thurn und unter ihm der thätige Oberst Zobel. Letzterer gestattete dem Feinde keine Ruhe. Er wiederholte unablässig seine Angriffe; allein die große Uebermacht der Gegner warf ihn immer wieder zurück. Als sich endlich die piemontesische Armee mehr nach Süden wandte und die gegenseitigen Streitkräfte einigermaßen ausgeglichen waren, gelang ihm sein Vorhaben; er gewann und behauptete die Höhe von Rivoli.

Noch vor dem Eintreffen des Thurn'schen Corps in Verona hatte die Bildung eines zweiten Reserve-Corps im venetianischen Gebiete zwischen dem Isonzo und der Piave begonnen. Dasselbe wuchs nach und nach zu einer Stärke von 15,000 Mann an. Es sollte den Aufruhr, der sich ringsum über das ganze Gebirgsland ausgedehnt hatte, überwältigen und zugleich die großen und zahlreichen Städte der Ebene im Zaum halten und, wenn möglich, unterwerfen. Es langten zwar fortwährend Verstärkungen an Truppen an; aber dennoch schien das Unternehmen für die geringe Macht unausführbar. Indessen wurde ein Mann zum Kommando berufen, der ebenso durch Energie und kriegerische Tüchtigkeit, wie durch Erfahrung befähigt war, die schwierige Aufgabe zu lösen. Dieser Mann war Feldmarschall-Leutnant Ludwig Freiherr von Welden. Er hatte mit starker Hand und rastlosem Eifer Welsch-Tyrol zur Ruhe gebracht, und übernahm nun den Oberbefehl in dem weiten Gebiete der venetianischen Terraferma. Abenteurer aus Italien und der Schweiz, Flüchtlinge, Deserteure, selbst Freibeuter mancherlei Art hatten sich in das Gebirge geworfen. Die ganze Bevölkerung stand unter Waffen, und das waren Leute, die jeden Gebirgssteg kannten, die gewohnt waren, auf schwindelnden Pfaden, Schluchten und Abgründen entlang sicheren Fußes einherzuschreiten. Sie handhabten die Büchse von Kindheit auf; aber sie hatten sich auch leichte Kanonen verschafft, die für den Gebirgskrieg geeignet waren. Die Mannschaft, welche im Felde stand, betrug 6000 Mann; allein wo der Feind erschien, da erhob sich die männliche Bevölkerung der Thäler, um den Angriff abzuwehren. Den österreichischen Waffen schien hier ein Widerstand entgegen zu treten, wie einst den Franzosen in Tyrol. Welden aber wußte, daß er es nicht mit Tyrolern zu thun habe, sondern mit Welschen, die viel Geschrei und Lärm machen, auch wol

aus sicherm Hinterhalt ihre Kugeln versenden, allein beim ernsten Zusammenstoß das kostbare Leben mehr lieben, als das befreite Italien. Schon das äußere Ansehen dieser Haufen, in rothen, blauen, braunen breitschößigen Frackröcken, oder entsprechenden Jacken, hatte nichts Kriegerisches; noch weniger zeigte sich in den Physiognomien und der ganzen Haltung jene todesmuthige Entschlossenheit, womit die Tyroler der Unterjochung ihrer vaterländischen Berge entgegentraten. Indessen wurde die Vertheidigung mit vieler Einsicht geordnet. Ein ehemaliger Militär, Peter Calvi, hatte die Oberleitung übernommen. Der Mittelpunkt der ganzen Bewegung war hoch im Gebirg Cadore im oberen Piave-Thal. Die Häuptzugänge dahin hatte man durch Erdwerke und Steinbatterien gesperrt, alle Schluchten und Pfade durch Verhaue verwahrt und mit zahlreichen Schützen besetzt. Ebenso verschanzt und bewacht waren die Berglabyrinthe um den oberen Tagliàmento und die Brenta. So gerüstet erwartete man den Feind.

Welden traf seine Dispositionen mit Einsicht, Erfahrung und Kenntniß des Gebirgskriegs. Feldmarschall-Leutnant Stürmer, Oberst Stillfried und Major Handel führten die verschiedenen Kolonnen. Die Truppen waren zum Theil aus ganz ebenen Gegenden, daher an die beschwerlichen Märsche in diesen Hochgebirgen nicht gewöhnt; allein es befanden sich auch unter ihnen tüchtige Bergbewohner. Letztere erhielten Steigeisen und wurden vorzüglich zur Umgehung der in Fronte unangreifbaren feindlichen Aufstellungen verwendet. Nun scholl der Donner des Gefechts in den wilden Schluchten des Tagliamento-Thales; in den felsenreichen Gründen, wo die Piave brausend und schäumend niederstürzt, in einsamen Waldthälern, auf steilen Bergkämmen und um die Höhen, die von Eis und Schnee starren. Wo sonst nur der Hirte friedlich seine Herde weidete, oder ein Bergschütze dem Wild nachstellte, da sah man jetzt Tag für Tag die beiderseitigen Plänkler im Anschlag auf einander und weiter rückwärts die nachrückenden Kolonnen. Oftmals mußten die Truppen unter dem Feuer der Insurgenten Halt machen, weil sie vor Ermüdung nicht weiter konnten, oder weil ihnen massive Thalsperren im Wege standen, mehrmals wurden sie zum Rückzug gezwungen; allein die Dispositionen waren so zweckmäßig, die Mannschaft zeigte eine solche Beharrlichkeit, daß steile Bergwände erstiegen, Verschanzungen und Verhaue überwältigt und alle Schwierigkeiten beseitigt wurden. Schon am 5. Juni, vierzehn Tage nach Eröffnung des Feldzugs, rückte man gegen Cadore, den Knotenpunkt der Insurrection, von drei Seiten vor. Nach einem scharfen Gefecht an dem Monte Mauria ließ die Bevölkerung

des Ortes, sowie des ganzen Thales ihre Unterwerfung anzeigen und lieferte die Waffen aus. Noch versuchten die Insurgenten in den entlegensten Thälern und Schluchten des Hochgebirgs Widerstand zu leisten; allein sie wurden rastlos verfolgt und zerstreut. Es zeigte sich hier, wie überall, daß nicht Berge, noch Flüsse, noch Festungen und andere Bollwerke ein Land bewahren, wenn es nicht mit Kraft und männlicher Entschlossenheit vertheidigt wird.

Welden war indessen nach andern Seiten gleichfalls nicht müssig gewesen. Er ließ die Festung Palma nuova einschließen, die Stadt Udine besetzen und endlich die wichtigsten Küstenpunkte wol befestigen, da die venetianisch-sardinische Flotte unter dem sardinischen Admiral Albini das Meer beherrschte. Für das wichtige Triest, auf welches die feindliche Seemacht mehrere vergebliche Versuche wagte, sowie für die istrische Halbinsel hatte zwar der dort kommandirende General Gyulai genügende Vertheidigungsanstalten getroffen, doch war die westlich nach Venedig sich erstreckende Küste (Friaul) sehr entblößt. Daher schien es von Wichtigkeit, daß der Kommandant Caorle und Portegrandi stark besetzte. Er verlegte sodann sein Hauptquartier nach Conegliano am Rande des Gebirgs und beschloß, auch das obere Brentathal zur Unterwerfung zu bringen. Von Belluno rückten sofort seine Kolonnen der Piave abwärts, überstiegen sodann die trennenden Gebirgskämme und gelangten in das Brentathal. Gleichzeitig drang der entschlossene, aber ebenso ungefügige Feldmarschall-Leutnant von Haynau von Bassano aufwärts gen Premolano. Da schaute bei dem Dorfe Romano die zertrümmerte Burg des Ghibelinen-Häuptlings Ezzelino auf die Kämpfer nieder, die jetzt, von neuen Ideen angeregt, mit andern Waffen gerüstet, doch im Grunde denselben blutigen Streit durchfochten, wie die Ghibelinen und Guelfen im Mittelalter. Dann kam man an Thalengen, schroffe Felsenwände und künstliches Bollwerk, wo die Vertheidiger aus sicherm Versteck alle Angriffe blutig abwiesen. Man mußte sich zurückziehen. Als aber eine Abtheilung vom tyroler Landsturm, zum großen Theil studirende junge Leute, von der nahen Grenze herüberkam und an dem Kampfe sich betheiligte, wurde der Feind überall in die Flucht geschlagen.

Der Kommandant befahl am 11. Juni das Hauptquartier nach Bassano zu verlegen, weil er von dort aus den ferneren Kampf in den Gebirgen übersehen und leiten konnte. Schon waren die Truppen marschfertig, da sprengte ein junger Uhlanen-Rittmeister, der Fürst Emmerich von Taxis, heran und erstattete Bericht über den Sieg des Feldmarschalls bei Vicenza. Diese Nachricht veränderte die Sachlage. Die Bezwingung der noch übrigen

Thäler war jetzt nicht mehr von Belang; es kam vielmehr darauf an, dem siegreichen Oberfeldherrn die Hand auf dem Fruchtboden der Ebene zu reichen. Dieser Verbindung stand die Stadt Treviso im Wege, da man sie nicht wol im Rücken lassen konnte. Schon am 13. stand Welden selbst mit 9000 Mann vor ihren Thoren und ließ das Bombardement beginnen. Die Stadt liegt an der Sile, einem westlichen Arme der Piave, und steht dadurch in Verbindung mit Venedig. Der General ließ den Fluß besetzen und mit dem Bombardement fortfahren, das anfangs von den Batterien der Stadt mit großem Erfolg erwidert wurde. Da er jedoch immer mehr Geschütze in Anwendung brachte, so pflanzten die Vertheidiger schon am folgenden Tage die weiße Flagge auf, und am 15. hielt Welden seinen Einzug. Mit klingendem Spiel zogen die Truppen unter den Fenstern des greisen Generals Bianchi vorbei, den die Insurgenten bisher in schmählicher Gefangenschaft gehalten hatten, wie voreinst die Bolognesen den König Enzio.

Da sich schon am 12. auch Padua ergeben hatte, so war das ganze flache Land unterworfen und alle Straßen nach Verona geöffnet. Welden schritt nun zur Einschließung von Venedig selbst, dem allein noch übrigen Stützpunkt der Insurrection, wo freilich 20,000 Bewaffnete auf den Beinen und zahlreiche Batterien und Forts in Bereitschaft waren.

Während die Einschließung der weitläufigen Werke trotz wiederholter Ausfälle und Angriffe von Seiten der Besatzung fortschritt, kam am 18. Juni Befehl von Verona, alle verfügbaren Truppen dorthin vorrücken zu lassen, da man gegen die piemontesische Armee einen entscheidenden Schlag beabsichtige. Welden, die Wichtigkeit dieser Maßregel erkennend, zog sofort die Brigaden Susan und Degenfeld unter dem Befehl des Fürsten Franz Liechtenstein nebst einer Reserve zusammen und marschirte mit diesem Corps zur Verstärkung des Feldmarschalls. Ehe aber die Vereinigung stattfand, wurde ihm der Oberbefehl über die venetianischen Provinzen von Neuem übertragen. Er begab sich sofort nach Vicenza, wo er zweckdienliche Maßregeln zur Aufrechthaltung des gesetzlichen Zustandes in den wieder unterworfenen Landestheilen traf; dann zwang er die Festung Palma nuova zur Uebergabe und ließ die Einschließung Venedigs immer mehr vervollständigen. Den ganzen Sommer hindurch war der rastlose Mann beschäftigt, die Feinde des Kaiserstaats zu bekämpfen. Nachdem er noch die kleine Felsenfestung Osoppo im Tagliamentothal erobert hatte, wurde ihm ein anderer, nicht weniger wichtiger Wirkungskreis in Wien überwi

Durch Ueberwältigung des Aufstandes in den venetianischen

hatte Karl Albert einen größern Verlust erlitten, als durch alle bisherigen Gefechte. Außerdem waren die toskanischen Hülfstruppen zum Theil aufgerieben, die Neapolitaner zurückgerufen, die von Modena auseinander gelaufen. Dagegen hatte er auch ansehnliche Verstärkungen an sich gezogen, nämlich zwölf Reserve-Bataillone aus seinen eignen Staaten und ebensoviel lombardische. Diesen Zuwachs schlug man, wol mit Uebertreibung, zu 36,000 Mann an. Der König beschloß, nunmehr mit Entschiedenheit vorzugehen, den Aufstand im Venetianischen, den er im Stich gelassen hatte, wieder aufzuregen und namentlich Venedig selbst, das im Widerstande beharrte und hierzu ausreichende Mittel besaß, kräftig zu unterstützen. In den nördlichen Bergen hatte er bisher wiederholte Versuche gemacht, den unerschütterlichen Gegner zu umgehen und in seinem Rücken der Insurrection die Hand zu reichen. Sie waren mißlungen. Er hoffte im Süden besseren Erfolg; hierzu aber war die Einschließung Mantua's erforderlich. Anstatt jedoch auf dieses Unternehmen die ganze Heereskraft zu verwenden, ergriff er halbe Maßregeln, welche in allen Verhältnissen zweckwidrig sind, im Kriege aber und zumal einem unternehmenden Feinde gegenüber zu Niederlagen führen. Er wollte nämlich, indem er sich gegen Mantua wandte, zugleich alle bisherigen Positionen festhalten. Zunächst verlegte er sein Hauptquartier nach Roverbella, ungefähr in der Mitte zwischen den nach dem Gardasee aufsteigenden Hügeln und dem See von Mantua. Er ließ sodann das ganze erste Armee-Corps hier und weiter nach Süden eine concentrirte Stellung einnehmen, die Division Ferrere aber von Goito am rechten Mincio-Ufer entlang über Sacca, Curtatone gegen Belfiore nahe an den Festungswerken marschiren und endlich bis gegen Cerese sich ausdehnen, während die lombardische Division, unter General Perrone, verstärkt durch Bersaglieri und eine piemontesische Brigade, nach Pietole unfern vom Ausfluß des Mincio vorrückte. Späterhin ward auch Castellaro auf der andern Seite des Flusses und des See's besetzt und dadurch die Umschließung vervollständigt. Ehe Letzteres geschah, überwältigte General Bava drei Compagnien Grenzer, welche den Ort Governolo am Einflusse des Mincio in den Po besetzt hielten. Diese tapfern Leute nahmen in dem Orte den Kampf gegen die feindliche Uebermacht auf und zogen sich erst zurück, als die ganze Brigade, die General Bava gegen sie verwendete, zum Angriffe vorrückte. Sie erwehrten sich der wiederholt ansprengenden Kavallerie; als aber eine zahlreiche Artillerie gegen sie zu arbeiten begann, als von ihren eignen vier Geschützen zwei demontirt in die Hände der Feinde fielen, die

andern sich eilends flüchteten, geriethen sie in die äußerste Noth. Sie suchten sich durchzuschlagen; aber es gelang nur der Hälfte, die übrigen, die nicht, wie der heldenmüthige Major Rukowina, im Kampfe gefallen waren, geriethen in Gefangenschaft. Nach diesem Vorschreiten hatte es in der That das Ansehen, als ob die Piemontesen sich am Po abwärts ausbreiten wollten; allein dazu reichte ihre Macht nicht hin, da sie, wie oben bemerkt, keinen früher besetzten Posten aufgeben wollten. Sie verschmähten die Lehre der Geschichte; sie mußten wissen, wie Napoleon, der große Meister der neuern Kriegskunst, nachdem er sein bedeutendes Heer um Mantua concentrirt hatte, bei Annäherung des zum Entsatz anrückenden Feindes die Einschließung des Platzes und selbst sein Belagerungsgeschütz aufgab, um mit ganzer Kraft den Gegner zu zerschmettern. Sie aber nahmen von dem Vorgange des großen Strategen keine Notiz und hielten die ganze Linie von Rivoli bis nach Mantua und Governolo besetzt, eine Ausdehnung, die mit ihren Krümmungen über 20 Wegstunden betrug. Auf diese Art schwächten sie ihre ganze Aufstellung, so daß die einzelnen Heerestheile ohne festen Zusammenhang waren und leicht durchbrochen werden konnten.

Der alte Feldherr aber beobachtete mit scharfem Auge alle Bewegungen des Feindes. Er sah, daß seine Zeit gekommen sei. Er hatte das zweite Armee-Corps d'Aspre von Vicenza, ebenso das Corps des Generals Simbschen aus Tyrol an sich gezogen, die Bataillone, welche ihm Welden überlassen, als viertes Armee-Corps unter dem Oberbefehl des wackern Culoz bei Legnago vereinigt. Der Letztere erhielt die Weisung, nach Mantua zu marschiren, sobald man von den Bewegungen der Feinde gegen diese Festung Kenntniß erhielt. Vorher aber ging dem General Franz Liechtenstein der Befehl zu, die bedrängte Besatzung in Ferrara abzulösen und für Verproviantirung der Citadelle in der genannten Stadt Sorge zu tragen. Der thätige fürstliche Krieger ging sogleich mit seiner Brigade über den Po, bahnte sich durch alle Hindernisse einen Weg und entledigte sich seines Auftrags in der kurzen Zeit von drei Tagen. Um sich mit dem Corps-Kommandanten zu besprechen, eilte er seiner Truppe nach Mantua voraus; allein die Bataillone konnten ihm nicht mehr folgen, da mittlerweile die Piemontesen vorgerückt waren. General Simbschen wurde beauftragt, an seiner Statt den Befehl über die Brigade zu übernehmen.

Der „österreichische Veteran" gibt die Armee, welche der Feldmarschall zum Angriff der feindlichen Stellung in aller Stille versammelt hatte, zu 40,000 Mann an, eine Zahl, die jedenfalls zu hoch gegriffen ist, da er se

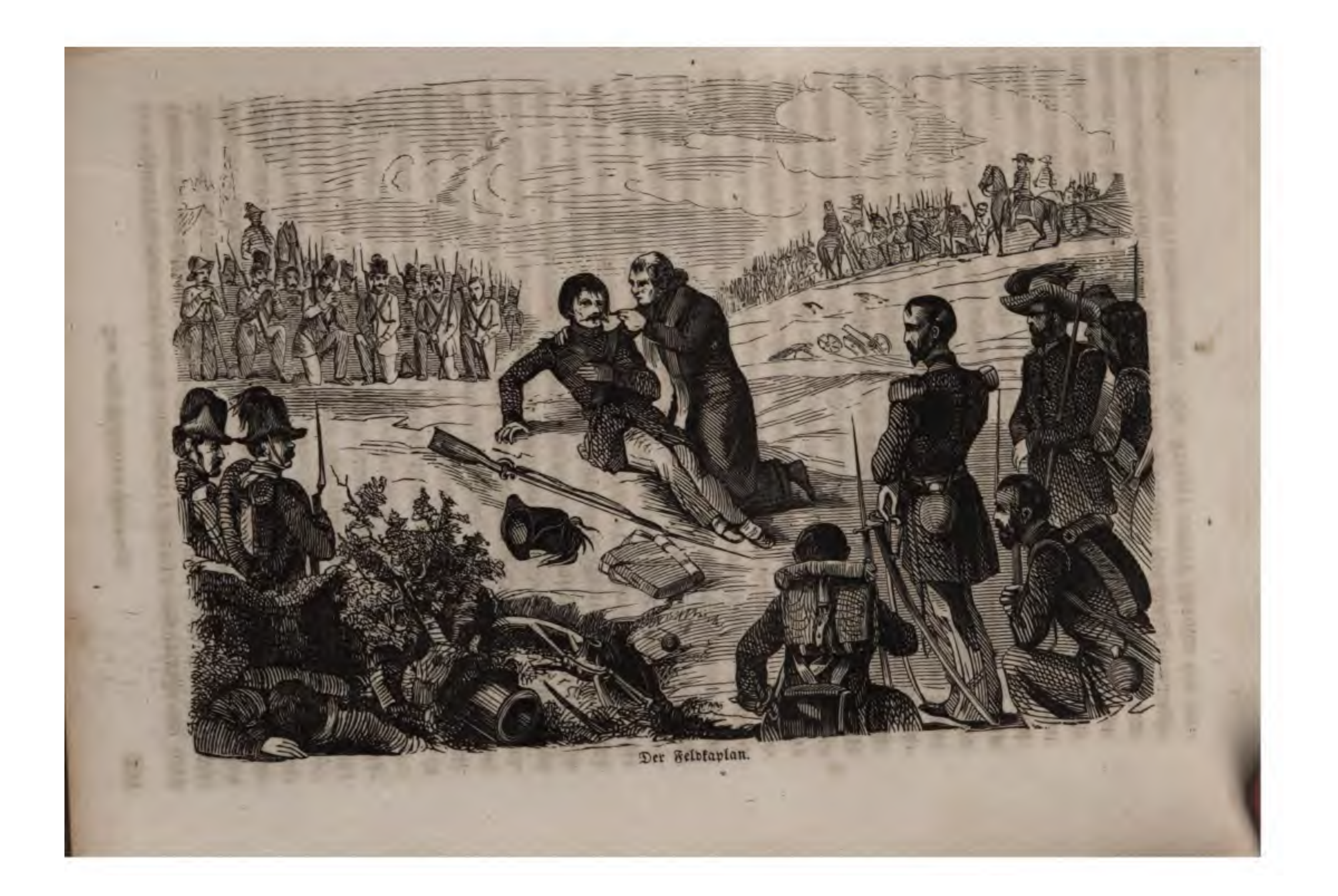
die ganze disponible Macht nur zu 50,000 Mann annimmt und davon das vierte Corps in Mantua, sowie die Truppen zwischen dem Gardasee und der Etsch in Abzug zu setzen sind. Dagegen mag die Stärke der auf den Höhen von Sona und Sommacampagna lagernden Piemontesen nur 14,000 Mann betragen haben. In einem ähnlichen Verhältniß hatten die Oesterreicher die Linien von St. Lucia und Croce bianca siegreich behauptet; es mußte sich jetzt zeigen, ob die Piemontesen mit gleicher Ausdauer ihre verschanzten Höhen vertheidigten.

Am 23. Juli des Nachts um ein Uhr stand die Armee in Bereitschaft. Es war aber eine schwüle, finstere Nacht, dicke Wolken bedeckten den Himmel und schienen sich auf die jenseitigen Höhen herabzusenken. Bald wurden sie von Blitzen durchbrochen, deren greller Schein die Gegend und die Truppenmassen auf Augenblicke erleuchteten und in den Waffen sich spiegelten. Der Donner rollte fast ohne Unterbrechung, der Regen goß in Strömen herab. Kein Weg war zu finden, kein Kommando konnte vernommen werden. Die Mannschaft mußte in dem furchtbaren Unwetter aushalten, da der reiflich bedachte Entschluß von höhern Beweggründen abhing, als von den Launen der Witterung. Unruhig ging der Feldmarschall im Zimmer auf und ab. Er wußte, daß man die Gelegenheit rasch ergreifen müsse, daß man sie nicht unbenutzt lassen dürfe. Das Unwetter zog endlich vorüber, die Sonne ging mit italienischem Glanze auf und trocknete die durchnäßten Soldaten, daß sie bald wieder guten Muthes waren. Der Befehl zum Aufbruch wurde gegeben. Die Bataillone rückten über S. Lucia und S. Massimo gegen die feindlichen Lager vor. Als man vom Rideau niederstieg, übersah man die Ebene und drüben die Anhöhen, wo aus dem dunkeln Blättergrün der Gärten Casinen, Ortschaften und stattliche Kirchen hervorglänzten. Die Luft war durch den nächtlichen Gewitterregen erfrischt und durchsichtig, so daß alle Gegenstände sich klar übersehen ließen. Die dunkeln Wolken hatten sich in die Hochgebirge zurückgezogen und wogten in finstern Massen um die einsamen Gipfel, während die Wuth des Krieges mit ihren Donnern die Hügel der Niederung umlagerte.

Das zweite Armee-Corps unter d'Aspre bewegte sich gegen Sona, sein äußerster rechter Flügel, die Brigade Edmund Schwarzenberg, gegen S. Giustina. Das zweite Corps unter Wratislaw hatte Sommacampagna zum Ziel. General von Wocher führte das Reserve-Corps zur Unterstützung nach der einen, oder der andern Seite, wie es die Noth erforderte.

[illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] über an die einzelnen [illegible]. Dort [illegible] sich [illegible] [illegible] Feind [illegible] [illegible] Montebello und [illegible] weiter, [illegible] durch eine Schlucht getrennt, die Höhe der Madonna del Monte, wo eine [illegible] Kirche auf [illegible] Berge, [illegible] und Ferne [illegible]. Hier war es, wo die Brigade [illegible] [illegible] unter dem Feuer der [illegible] [illegible] die Wein- und Maulbeerbäume [illegible], die sich in Terrassen über einander erheben. Die Stellungen von Montebello und [illegible] Sona war [illegible] Kampf. Gleichzeitig griff Fürst Friedrich [illegible] den Berg der Madonna del Monte an. Er drang auf Befehl des Divisions-Generals [illegible] in zwei Kolonnen theils durch die Schlucht, theils in Fronte den Berg hinan. Der Feind wurde auf allen Punkten geworfen. Besonders zeichnete sich das neunte Jägerbataillon, die Regimenter [illegible] und [illegible] aus. Eine Batterie, die zur Unterstützung des Angriffs an die Kirche [illegible] war, kam nicht zum Schuß, weil die Jäger [illegible] und den Feind in die Flucht schlugen. Der piemontesische [illegible] [illegible] suchte seine Leute zu sammeln, allein der Jäger [illegible] [illegible] packte ihn am Kragen und überlieferte ihn als Gefangenen seinem [illegible].

Gleichzeitig mit diesen Bewegungen war Fürst Edmund Schwarzenberg gegen S. Giustina und die südlich davon gelegenen Höhen vorgerückt. Er sollte nur einen Scheinangriff unternehmen, allein die Kampflust der Truppen ließ dieß nicht zu. Nachdem sie mit Plänkeln und Geschützfeuer das Gefecht eine Zeitlang unterhalten hatten, sahen sie bei Sona ihre Waffenbrüder siegreich auf den Hügeln sich ausbreiten und mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel die Feinde vor sich hertreiben. Da konnte ihnen kein Einhalt mehr gethan werden, sie stürmten die Höhe. Sofort stellten sich Fürst Schwarzenberg und Graf Schaffgotsche, der [illegible] General, an die Spitze der Kolonnen, erstiegen, [illegible] [illegible] die Hügel und trieben die Piemontesen in die Flucht. Während des [illegible] Gefechts sank ein Soldat vom Regimente Fürstenwärther tödtlich getroffen auf den Rasen. Der Kampf dauerte fort, die Kugeln flogen um ihn hinüber und herüber. Er erhob sich noch einmal und faltete die Hände, als ob er beten wollte, konnte sich aber nicht aufrecht erhalten. Da eilte ein Mann im ehrwürdigen Priestergewand durch die streitenden Krieger und die pfeifenden Kugeln auf ihn zu, kniete bei ihm nieder, richtete ihn auf und reichte dem Sterbenden den Leib des Herrn, daß seine Seele aus dem blutigen Kampfe der Erde zu ihrem Frieden eingehe. Die Krieger umher schauten voll hei-



Der Feldkaplan.

den Seiten staunend auf das fromme Werk, ihre Waffen senkten sich, ihre Hände falteten sich, wie zum Gebet.

Der fromme Priester, der würdige Jünger seines Meisters war Czerkas, der Feldkaplan des Regiments Fürstenwärther, dem Feldmarschall wol bekannt und in dessen Berichten rühmlich erwähnt.

Es ruht der Kampf; die beiden Reih'n,
Sie stehen fern geschieden
Und schauen ernst und schweigend drein,
Und halten Gottesfrieden.

Doch als der Held sein Werk vollbracht,
Des Todten Seel' entflogen,
Da brausen wild wie erst der Schlacht
Getrennte, blut'ge Wogen.

Der Corps-Kommandant d'Aspre ließ den Feind ohne Rast verfolgen. Vergeblich versuchte derselbe noch einmal in S. Giorgio und in Salize Stand zu halten; er wurde augenblicklich aufgejagt und bis Castelnovo verfolgt, wo die allgemeine Ermüdung zu rasten nöthigte.

Nicht weniger glücklich kämpfte das erste Corps, obgleich gegen einen Feind, der zahlreicher und beharrlicher war. Drei Brigaden ließ Wratislaw zum Sturm auf Sommacampagna vorgehen: Supplikatz zur Rechten nach der Kirche Madonna della Salute, Wohlgemuth zur Linken über Corrobiol und Strassoldo in Reserve. Der Feldherr selbst folgte den Bewegungen, da er hier den Stützpunkt der feindlichen Aufstellung erkannte. Die Piemontesen vertheidigten sich Schritt für Schritt hinter Gartenmauern, crenelirten Casinen und dichtem Gehölz. Sie standen lange Zeit unerschütterlich auf einer Höhe hinter Corrobiol; der Corps-Kommandant General Sonnaz war selbst zugegen und führte mehrmals Unterstützung heran. Auf seinen Befehl brach eine Kolonne seitwärts hervor und drängte die gegenüber stehenden Tirailleure zurück. In diesem Augenblick warf sich der tapfere Wohlgemuth selbst unter die weichenden Schaaren, ordnete und ermuthigte sie von Neuem und umging hierauf mit einem Bataillon Grenzer die feindliche Kolonne. Ein ebenso heftiges Feuer hatte die Brigade zur Rechten auszuhalten; allein die Offiziere stellten sich an die Spitze der zögernden Truppen, und obgleich in der Nähe der Kirche der heilbringenden Madonna und weiterhin bei der Casa S. Pietro manchen tapfern Krieger die mörderische Kugel erreichte, rückten sie doch bald weiter vorwärts.

Als die piemontesischen Plänkler zurückgeworfen, die Höhen zum Theil umgangen waren, gab Wratislaw das Zeichen zum allgemeinen Sturm, und nun brachen die drei Brigaden in hellen Haufen fast gleichzeitig in die Straßen von Sommacampagna, wo man Mühe hatte, die Schaaren wieder zu ordnen.

Der Sieg war gewonnen; der weichende Feind ward über Berg und Thal verfolgt. Da wirbelten die Trommeln, da klangen die Hörner der Jäger, da schmetterten die Trompeten, wo der Boden der Reiterei Spielraum verstattete. Und mitten in dem Siegesjubel, der Brigade Liechtenstein folgend, ritt der alte Feldmarschall. Er fühlte hier mit seinen Soldaten, wie der Erfolg, das Vorwärtsschreiten, dem Menschen eine Spannkraft, eine Willensstärke verleiht, die jede Ermüdung überwindet. Die Kolonnen des ersten Corps rückten nach S. Giorgio und weiter nach Oliosi, ein Theil aber bis Salionze am Mincio.

Das leichteste Spiel hatte die Brigade Clam. Sie erstieg südlich die Höhen und marschirte auf dem oberen Rand, wo er sich gegen Osten wendet, nach Custozza, das der Feind bereits geräumt hatte. Dort machte sie Halt, um die feindliche Lagerung in Villafranca zu beobachten und Angriffe von dieser Seite her zurückzuweisen. Sie vollendete die Besetzung des Hügellandes und der ganzen piemontesischen Aufstellung, die mit soviel Kunst und Arbeit befestigt worden war.

Noch am Abend kam Nachricht, daß auch Rivoli vom Feinde geräumt, und daß General Thurn mit dem dritten Corps im Anzuge sei. Der Feldmarschall hatte sein Hauptquartier in S. Giorgio, wo er die Nacht zubrachte. Am frühen Morgen traf er schon seine Dispositionen zum weiteren Vorrücken. Er hatte nicht erfahren, wohin sich die Hauptstärke des geschlagenen Corps Sonnaz gewendet habe, noch auf welcher Seite der König mit seinem Heerestheil operire. Er beschloß, einen Theil der Armee den Mincio überschreiten zu lassen, wo das Hügelland weit nach Süden reicht, und hoffte dadurch den Feind für seinen Rückzug besorgt zu machen. Das Reserve-Corps Wocher besetzte Salionze; eine Brigade desselben ging hier über den Mincio, nachdem in größter Eile eine Brücke geschlagen war, und warf den Feind mit dem Bajonnet von Stellung zu Stellung. General Wohlgemuth war stromabwärts vorgegangen, hatte den Feind aus Monzambano vertrieben, daselbst die halb zerstörte Brücke wieder hergestellt und gleichfalls den Fluß überschritten. Er stand bald Valeggio gegenüber, wo sich die piemontesische Besatzung sogleich zurückzog. Der Feldherr, der darüber Bericht erhielt, ließ den wichtigen Ort durch die Brigade Strassoldo besetzen. Der Abend verhinderte die weiteren Operationen, von denen er sich die wichtigsten Resultate versprach. Es waren aber unterdessen Ereignisse eingetreten, die ganz andere Maßregeln nothwendig machten.

Durch den Donner der Schlacht, die von den Bergen herüber nach

dem Lager von Villafranca schallte, hatte der König Karl Albert die Niederlage seines zweiten Armee-Corps erfahren. Er zog eilends seine zerstreuten Heerhaufen zusammen und rückte nach Villafranca. Er wollte durchaus die erlittene Niederlage wieder ausgleichen und hoffte, den alten Helden, den er sich auf dem Marsche nach Westen dachte, im Rücken zu fassen. Das war ein kühner Entschluß; denn er wagte es, Verona, wo der energische Haynau kommandirte, hinter sich zu lassen und die überlegene Macht des Feldmarschalls anzugreifen. Er hoffte aber auf Ueberraschung und auf glückliche Umstände, und seine Hoffnung betrog ihn dießmal nicht.

Es marschirte damals gemäß der Weisung des Feldmarschalls die Brigade Simbschen, die unthätig zu Sanguinetta stand, über Villafontana nach Sommacampagna. Sie sollte in Custozza die Brigade Clam ablösen. Sie vollbrachte glücklich den äußerst gewagten Flankenmarsch ziemlich nahe an der piemontesischen Aufstellung vorüber. Als sie am 24. des Mittags in Sommacampagna anlangte, waren die Soldaten sehr erschöpft. Daher wurde Rast gehalten, und einige volle Keller boten ein willkommenes, vielleicht allzu reichliches Labsal dar. Schon um ein Uhr setzte sich General Simbschen mit der halben Brigade in Marsch nach Custozza, wo die Brigade Clam sofort der Disposition gemäß aufbrach, um die Stellungen von Montevento und Valeggio zu stützen. Erst um vier Uhr Nachmittags folgte die andere Halbbrigade. Sie war noch auf dem Marsche begriffen, als man Staubwolken auf der Straße von Villafranca aufsteigen sah. Bald kamen feindliche Kolonnen zu Fuß und zu Roß mit zahlreichem Geschütz zum Vorschein. Sie entwickelten sich im Angesichte der Höhen und drangen in Massen nach der Thalkrümmung, die sich zwischen Monte Boscone und Monte Torre öffnet. General Simbschen, der von Custozza zurückgekehrt war, machte sogleich mit dem tapfern Regiment Haynau Fronte und leistete den muthigsten Widerstand, mußte aber endlich der Uebermacht weichen und sich nach St. Giorgio zurückziehen. Das Regiment Prinz Emil von Hessen und die übrigen Truppen, die, unkundig des Terrains, Anfangs den Weg verfehlt hatten, sahen plötzlich feindliche Massen von verschiedenen Seiten anrücken. Nach kurzer Zögerung schritten sie, als tapfere Männer, zum Kampfe gegen den überlegenen Feind. Ein großer Theil mußte sich in Tirailleur-Ketten auflösen, um die Umgehung zu verhüten. Daher wurden mehrmals ihre Reihen durchbrochen; allein sie warfen die eingedrungenen Piemontesen mit dem Bajonnet wieder zurück. Schon fing die Munition an zu fehlen, da stellte sich der bereits verwundete Oberstleutnant Sun-

stenau an die Spitze einiger Compagnien und rückte mit gefälltem Bajonnet im Sturmschritt gegen die piemontesische Reserve. „Haltet euch wacker, Hanaken," rief er seinem mährischen Häuflein zu, als er die feindlichen Reihen im Anschlag vor sich sah. Aber ein tiefer Graben hemmt den stürmischen Andrang; die Piemontesen machen eine allgemeine Decharge; der tapfere Führer und mit ihm die meisten Stabsoffiziere fallen todt oder verwundet. Da hört jede Ordnung auf. In einzelnen Haufen suchen die Truppen ihren Rückzug zu bewerkstelligen. Ein Theil schlägt sich nach Verona durch, ein anderer Theil ersteigt die Höhe von Sommacampagna. Aber der Ort ist schon von Piemontesen besetzt. Von Feinden und Barrikaden umringt, aus allen Fenstern von Kugeln empfangen, durch den Kampf erschöpft, muß endlich der Ueberrest der tapfern Leute die Waffen strecken. Etwa 1000 Mann mit der Fahne des Regiments fallen den Piemontesen in die Hände. Der König und seine Generale waren wieder voll Zuversicht auf den Sieg. Sie glaubten den linken Flügel der feindlichen Macht geschlagen zu haben, während doch nur eine einzelne Brigade erlegen war. Doch befand sich die ganze Stellung von Custozza bis Sommacampagna in ihrer Gewalt; sie besetzten den Monte Torre und Monte Godio und waren dadurch Meister der Thalbiegung, durch welche die Straße von Villafranca nach S. Giorgio führt. Sie dehnten endlich ihre Linien auf der Straße nach Valeggio aus, um hier dem geschlagenen zweiten Corps Sonnaz, das sich jenseits des Mincio wieder gesammelt hatte, die Hand zu bieten. Die ganze Aufstellung erstreckte sich von Nordost nach Südwest. Der König selbst mit General Bava hatte sich den Angriff auf Valeggio vorbehalten; er kommandirte also den äußersten linken Flügel, den die Brigade Aosta bildete. Der Herzog von Savoyen mit zwei Brigaden sollte von Custozza, als dem Centrum, gegen Oliosi und Salionze, der Herzog von Genua mit dem rechten Flügel von Sommacampagna gleichfalls in der Richtung von Salionze operiren.

Diese Dispositionen waren in der That mit strategischer Einsicht entworfen. Sie beruhten auf denselben Prinzipien, welchen Erzherzog Karl seine Siege verdankte. Man ging aus einer ausgedehnten Stellung concentrisch in eine gedrängte über und machte dadurch die Massenwirkung auf einen Punkt unwiderstehlich. Sie setzten aber auch allseitige Erfolge, ein beständiges Vorrücken voraus, was bei dem trefflichen Zustande der österreichischen Armee eine sehr gewagte Annahme war.

Die Schlacht von Custozza.

Der Feldmarschall erfuhr noch in der Nacht den Unfall, dem die Brigade Simbschen unterlegen war. Er verhehlte sich nicht, daß man zu dreist auf die Entmuthigung der Piemontesen gebaut, ihre Hauptstärke schon jenseits des Mincio gesucht hatte, während sie diesseits in die unbeschützte Flanke der Armee einbrachen. Alle diese Gedanken des Unmuths verscheuchte aber die Aussicht auf die bevorstehende Schlacht, die jeder ferneren Zögerung, jeder Ungewißheit ein Ende machen mußte. Er entwarf hierzu mit seinem General-Stabschef von Heß die Dispositionen. Alle Entsendungen auf das rechte Mincio-Ufer wurden zurückgezogen; nur die Uebergangspunkte Monzambano und Borghetto blieben schwach besetzt. Das erste Corps bildete den rechten Flügel; die Brigaden Strassoldo und Clam sollten um jeden Preis Valeggio behaupten. An diese schloß sich weiter rückwärts auf dem Gebirgsrand hinter Graf Clam in Reserve Supplikatz an. Im Mittelpunkt zu Oliosi und weiter vorwärts auf dem Höhenzuge von S. Rocco di Palazzolo stand das frühere Reserve-Corps. Das zweite Corps sollte von Castelnovo nach St. Giorgio und Sona vorrücken, um dann weiter zum Angriff auf Sommacampagna und Custozza vorzuschreiten. Wäre es in seiner früheren Aufstellung bei Castelnovo geblieben, so hätte die Armee eine schiefe Schlachtordnung gebildet, wie die thebanische Phalanx bei Leuktra und das Heer des großen Friedrich bei Leuthen. Wenn sodann die Hauptstärke nach Valeggio gezogen und von diesem Punkte aus der Feind angegriffen und allmählich aufgerollt worden wäre, so würde man ihn gänzlich von seiner Rückzugslinie abgelenkt, vielleicht gegen Verona gedrängt und aufgerieben haben. Der Feldmarschall aber mußte Rücksicht auf das piemontesische Corps Sonnaz nehmen; er konnte nicht voraussetzen, daß dieses bei dem entscheidenden Kampfe seines Königs unthätig bleiben werde.

Der 25. Juli war ein glühend heißer Tag. Vom blauen, wolkenlosen Himmel sandte die Sonne ihre Strahlen auf die Hügel und Thäler herab, die bald das Blut tapferer Männer trinken sollten. Mehrere Soldaten erlagen dem Sonnenstich, viele konnten auf dem Marsche nicht folgen und mußten zurückgelassen werden; aber das hatte auf den Gang der Schlacht wenig Einfluß; denn der Wille, die Kampf- und Siegeslust spornte zur höchsten Anstrengung, und solche Nachtheile trafen Freund und Feind.

Der König rückte zuerst, schon Morgens um acht Uhr, gegen Valeggio zum Angriffe vor. Als aber die auf allen Höhenpunkten aufgepflanzten Ge-

schütze ihr Feuer eröffneten und zahlreiche Infanterie-Massen sichtbar wurden, gab er sein Vorhaben gegen die Uebermacht auf und erwartete den Erfolg der übrigen Heerestheile, da er wohl wußte, daß das Vorrücken derselben auch die Vertheidiger Valeggio's zum Rückzug zwingen werde. Vielleicht erwartete er auch den Anmarsch des Generals Sonnaz, der freilich melden ließ, er warte erst auf Zufuhr, um seine Truppen abkochen zu lassen. Es trat ihm hier der Hunger seines zweiten Corps ebenso feindlich entgegen, wie dem Feldmarschall bei Goito das Zipperlein seines Corps-Kommandanten. Ob übrigens das rechtzeitige Eintreffen des Generals der Schlacht eine andere Wendung gegeben hätte, läßt sich bezweifeln, da Valeggio von zwei Brigaden besetzt war und der Feldmarschall noch den größten Theil des Reserve-Corps zur Verfügung hatte.

Ernster, blutiger entspann sich der Kampf auf der andern Seite, wo der Feldmarschall selbst gegenwärtig war und der kühne d'Aspre zum Angriffe auf Sommacampagna vorrückte. Die Brigade Gyulai drang in drei Kolonnen von Sona und Madonna del Monte auf dem Höhenzuge vorwärts. Während sie noch im heißen Kampfe begriffen war, vernahm man Kriegsgetöse und Gewehrfeuer auf der linken Seite. Es war die Brigade Perin, die der Kommandant von Verona, der kriegserfahrne Haynau, auf Befehl Radetzky's entsendet und mit sicherm Blick gegen den bestrittenen Bergkamm dirigirt hatte. Schnell wurden nun unter dem verheerenden Feuer der feindlichen Geschütze beide Brigaden in Verbindung gesetzt und die Sturm-Kolonnen gebildet. Dem von zwei Seiten unternommenen Angriff konnten die Piemontesen nicht widerstehen; sie wichen nach Sommacampagna, wo sie sich, wie in einer Festung, hinter Barrikaden und crenelirten Mauern zu behaupten suchten. Ein Bataillon von Wiener Freiwilligen gab endlich den Ausschlag. Dasselbe drang, das feindliche Feuer nicht achtend, von der linken Seite in den Ort, worauf auch die übrigen Truppen im Sturmschritt vorrückten und den Feind zum eiligen Rückzug nöthigten. Auf dem jenseitigen Berge Beretara nahm er eine neue Position. Gegen diese Höhe, wo die Piemontesen immer zahlreichere Massen von Infanterie und Artillerie concentrirten, entwickelte Fürst Friedrich Liechtenstein die Kräfte seiner Brigade, indem er sich weiter zur Rechten zog. Der Kampf entbrannte mit äußerster Heftigkeit. Das neunte Jäger-Bataillon und das Regiment Franz Karl rückten wiederholt vor; allein der Feind suchte in starken Kolonnen die rechte Flanke der Brigade zu gewinnen, so daß der General den rechten Flügel mehr zurückziehen mußte. Das Gefecht schwankte ohne Entscheidung.



Die Schlacht von Custozza.

Da erschien der Feldmarschall selbst unter dem Jubelruf der Truppen und ritt, die tapfern Leute ermuthigend, bis in die Plänklerketten vor. Kaum konnte er vermocht werden, sich dem sichern Tode durch die Kugeln der Bersaglieri zu entziehen. Nun aber verlangten die Truppen selbst den Angriff, und als sich der Fürst an ihre Spitze stellte, nahmen sie die lange bestrittene Ca Beretara. Indessen verkündigten Trommelwirbel und Hornsignale, daß der Feind verstärkt zurückkehre. Er machte in der That verzweifelte Angriffe mit dem Bajonnet, ward aber zurückgeworfen; allein ebenso erfolgreich vereitelte er alle Anfälle auf die äußerste Höhe des Monte Boscone, auf dessen vorderem Plateau Ca Beretara liegt.

Zur rechten Zeit erschien jetzt Hülfe. Die beiden Brigaden Gyulai und Perin drangen, von Sommacampagna dem Höhenzuge folgend, nach dem Boscone herüber. Dem vereinigten Sturme der drei Brigaden unterlagen die hier concentrirten Heerestheile der Piemontesen. In fluchtähnlichem Rückzug räumten sie die lange bestrittene Höhe und ließen Gefangene und ansehnliches Gepäck den Siegern zur Beute. Sogar das Silbergeräthe des Herzogs von Genua soll hier den Soldaten in die Hände gefallen sein.

Wie ein Bergwasser, erst nur ein unbedeutender Bach, in seinem eiligen Laufe durch reichliche Zuflüsse allmählich anwächst und alle hemmenden Schranken niederwirft, endlich aber an einem mächtigen Damme sich bricht, bis ihn etwa ein Regenguß, oder das schmelzende Gletschereis des Hochgebirgs zum verheerenden Strome schwellt: so drangen die siegreichen Brigaden, durch nachrückende Truppentheile, namentlich durch die Brigade Kerpan verstärkt, unaufhaltsam bis zum Monte Godio vor, wo der tapfere Herzog von Genua alle seine noch unbesiegten Truppen um sich versammelt hatte. Die Brigaden senkten sich von verschiedenen Seiten in die Thalschlucht herunter, welche den Monte Boscone von dem Höhenzuge des Monte Torre trennt. Da erhebt sich nun weiter rückwärts, links von der nach St. Giorgio führenden Straße, der Monte Godio. Kerpan ließ ihn sogleich durch ein Szluiner-Regiment angreifen. Im raschen Anlauf drangen die Grenzer auf die Höhe, wurden aber von dem übermächtigen Feinde wieder herabgeworfen. Das Regiment Kinsky ward sofort zur Unterstützung kommandirt. Der Ehrenname Kinsky aber ist in der österreichischen Armee wohl bekannt und hochgeachtet; denn zu allen Zeiten hat dieses Regiment seinen ehrenhaften Ruf bewährt; es zeigte sich auch jetzt seines Namens würdig. Viermal erstieg es, nicht achtend den glühenden Brand der mittägigen Sonne, noch das feindliche Feuer, die steilen Höhen und behauptete sich end-

lich mit unbezwinglicher Tapferkeit. Aber nicht weniger beharrlich standen ihm die piemontesischen Bataillone gegenüber. Der Herzog von Genua führte sie wiederholt in's Feuer. Der Kampf wogte hin und her ohne Entscheidung. Da erschien endlich gegen fünf Uhr Abends die Brigade Edmund Schwarzenberg. Von Cavalcaselle, wo sie Peschiera beobachtet, war sie Nachmittags aufgebrochen und über Höhen und Thäler marschirt. Fast der dritte Theil der Mannschaft hatte vor Erschöpfung auf dem Eilmarsche nicht folgen können; der Ueberrest aber, eine streitbare, kampflustige Schaar, rückte von der Casa Marollina, wo sie unter dem Schatten der Baumgärten einige Zeit gerastet hatte, nach dem Monte Godio vor. Das Feuer der Plänkler krachte, die Hornsignale klangen; als aber aus dem Schatten der Bäume die geschlossenen Bataillone hervortraten und festen Schrittes die Straße herab und dann rechts die steile Höhe hinauf stiegen, gab der Feind jeden Widerstand auf und wandte sich nach Custozza zu. Dort brachte der Herzog von Genua seine weichenden Schaaren noch einmal zum Stehen. Er ließ die Geschütze auffahren und sandte den eisernen, todbringenden Hagel herüber auf die nachrückenden kaiserlichen Bataillone. Sogleich antworteten diesseits die schnell aufgestellten Batterien. Die beiden Höhen umwogte der Pulverdampf in dichten Wolken, aus welchen immer von Neuem das Feuer der vollen Lagen aufblitzte, während sich seitwärts die Plänkler zogen und weiter zurück die Infanterie in geschlossenen Gliedern des Befehls zum Vorrücken harrte.

Wenn man sich diesen letzten Kampf um Custozza und darnach die neuere Kriegsweise überhaupt vergegenwärtigt, wie die verschiedenen Waffen zur gegenseitigen Bekämpfung verwendet werden, so muß man eine nach den Regeln der Kriegskunst gelieferte Schlacht, abgesehen von den schrecklichen Opfern, die sie fordert, ein großartiges und bewundernswürdiges Schauspiel nennen. Träte ein Grieche oder Römer des Alterthums aus seinem Grabe hervor und beschaute sich das meilenweite Feld, wo die Schlacht geschlagen wird, er würde an einen erneuerten Götterkampf glauben, wo nicht ein, sondern viele Donnerer ihre zerstörenden Blitze schleudern. Das Knattern des Gewehrfeuers der Plänkler, die anrückenden Bataillone, ihre Dechargen, die ansprengenden Schwadronen, die von Dampfwolken umhüllten Batterien bald da, bald dort, bald auf Höhen, bald im Thale, Feuer sprühend, mit der Stimme des Donners den Tod versendend, — ob nicht jene Helden Griechenlands und Roms, ein Leonidas, ein Alexander, ein Julius Cäsar, wenn sie wiederkehrten, bei solchem Anblick Furcht und Entsetzen fühlen wür-

den — wer möchte bejahen, oder verneinen! — Die gen Custozza vordringenden Kolonnen schienen eisernen Herzens allen Schrecknissen Trotz zu bieten; sie wußten, daß nicht alle Blitze treffen und marschirten unter dem Klange der Signalhörner unaufhaltsam vorwärts. Der entmuthigte Feind hielt dagegen dem Sturme nicht mehr Stand. Er zog sich eilends auf der Straße nach Villafranca zurück.

Der linke Flügel der Armee hatte mit diesem letzten siegreichen Gefecht seine Aufgabe glänzend gelöst; der Abend war angebrochen; die müden Krieger rasteten auf der Wahlstatt.

Der Kampf auf dem rechten Flügel hatte um elf Uhr seinen Anfang genommen. Der Feind, der schon am frühen Morgen Valeggio angegriffen, bald aber das Gefecht aufgegeben hatte, drang jetzt mit größerer Macht, aber mit nicht besserem Glücke vor. Er mußte nach zweimaligem Sturme zurückweichen. Eine Abtheilung, welche in die Flanke einzubrechen drohte, griff der tapfere Oberst Wyß mit Uhlanen und Husaren auf offenem Terrain an und zersprengte und jagte sie bis unter ihre Kanonen.

Dagegen warf sich der muthige Herzog von Savoyen, Victor Emanuel, der älteste Sohn des Königs, in das Thal des Tionebaches, das zwischen der Höhe von Custozza und dem Monte Mamaor ausmündet. Es war durch ein Versehen unvertheidigt geblieben. Die Piemontesen rückten, fast ohne Widerstand zu finden, auf dem lieblichen Wiesengrunde vorwärts und erstürmten und besetzten zugleich den Monte Mamaor. Wenn sie hier durchbrachen, so war der rechte und linke Flügel der Armee getrennt und die Brigaden Clam und Supplikatz in der linken Flanke bedroht. In dieser Gefahr machte Graf Clam eine kühne Bewegung, die man nur mit gut geübten Truppen ausführen kann. Er ließ die ganze Brigade links rückwärts schwenken und stand nun dem Feinde mit der Fronte gegenüber. Das Gefecht begann mit großer Heftigkeit. Graf Wratislaw sandte einen Theil der Brigade Supplikatz zur Verstärkung; dennoch drangen die Piemontesen bis zu dem rückwärts gelegenen Monte Vento vor. Hier brach sich ihr Ungestüm; denn diesen Hügel vertheidigten vier Compagnien des heldenmüthigen zehnten Jäger-Bataillons, die, ohne zu wanken, alle Angriffe zurückschlugen. Da mittlerweile noch andere Unterstützung eintraf, der Monte Mamaor erobert wurde, von Custozza der Donner der siegenden Bataillone herüberscholl, so trat der Herzog von Savoyen den Rückzug nach Villafranca in fester Haltung an. Warum man die bisher wenig beschäftigte Reiterei nicht zur Verfolgung der überall weichenden Feinde aufbot, warum man sie nicht nach den

offenen Wiesen der Heide von Prabiano entsendete, wohin ein Theil der geschlagenen Piemontesen retirirte, bedarf noch einer Erklärung, welche wir ebenso wenig zu geben wissen, wie der „österreichische Veteran." Jeden Falls verfuhr man nicht nach dem Prinzip, daß zur Verfolgung des geschlagenen Feindes der letzte Hauch von Roß und Mann aufgeboten werden muß.

Nur der vorhin genannte Oberst Wyß verfolgte mit seinen Schwadronen und einigen Geschützen, machte Gefangene und brachte die lagernden Feinde in Verwirrung; aber mehr vermochte er mit seiner schwachen Mannschaft nicht auszurichten. Der König bewerkstelligte seinen ferneren Rückzug in zwei Kolonnen nach Goito, wo er das Corps Sonnaz und die ungeschwächten Brigaden von Mantua an sich zog.

Am Tage nach der Schlacht von Custozza versammelte der Feldmarschall die Generale zum Kriegsrath. Mehrere waren der Meinung, der König werde sich mit seiner noch immer starken Armee nach Cremona am Po zurückziehen, um daselbst, wo seine Magazine seien, Stellung zu nehmen. Der Feldmarschall dagegen glaubte, derselbe werde die mittlere Straße einhalten, weil sie ihm viele Punkte darbiete, die er vertheidigen könne. Da sich nachmals in der That die Piemontesen nordwestlich von Goito gegen Volta wandten, so scheint der alte, erfahrene Feldherr Recht gehabt zu haben. Man beschloß also in dieser Richtung zu folgen. Das erste und Reserve-Corps sollten bei Monzambano den Mincio überschreiten, um den Feind, der, wie man glaubte, nach Castiglione ziehe, zu überflügeln; das zweite Corps sollte über Valeggio nach Volta marschiren. Daß auf diese Art das Heer auseinander kam, hielt der Feldherr für wenig gefährlich, da er sich auf den Muth und die Wehrhaftigkeit der Truppen verlassen konnte. Er versicherte, auch vereinzelt werde jedes Corps dem Feinde die Spitze bieten, bis die Unterstützung zur Hand sei. Er sprach sich in dieser Beziehung mit großer Zuversicht aus und gab dadurch dem unbezweifelten Muthe seiner Tapfern einen neuen Impuls, daß sie auch vor den gefährlichsten Unternehmungen nicht zurückwichen. Sie bedurften aber einer solchen kühnen Zuversicht schon in nächster Zeit.

In dieser Berathung verfügte er ferner, daß der bisherige Kommandant von Verona, der wohlerfahrene Haynau, den Oberbefehl über das dritte Corps übernehmen und zur Belagerung von Peschiera schreiten, daß endlich das Welden'sche Corps in Mantua, mit der Brigade Benedek vereinigt, als viertes Corps unter dem Kommando des Grafen Thurn zur Verstärkung der Hauptarmee schleunigst nachfolgen solle. Nachdem die nöthigen Befehle erlassen waren, setzte sich die Armee in Bewegung.

Erst gegen Mittag konnte General d'Aspre mit dem zweiten Corps aufbrechen. Ungefähr um sechs Uhr Abends langte die Spitze der Kolonne, welche Liechtenstein führte, in der Nähe von Volta an. Der Fürst sah aber auf der Straße von Goito starke Staubwolken aufsteigen und erkannte feindliche Bataillone, die sich in größter Eile der Stadt näherten. Es gelang ihm, mit dem neunten Jäger-Bataillon und einigen Geschützen etwas früher einzudringen und die wichtigsten Punkte zu besetzen. Bald entspann sich das Gefecht. Mit sechszehn Geschützen und großer Uebermacht griffen die Piemontesen in der Fronte und rechten Flanke an, fanden aber den beharrlichsten Widerstand. Zahlreiche Bersaglieri und Sturm-Kolonnen versuchten nun von der linken Seite das Städtchen zu umgehen und in dasselbe einzudringen, aber die Brigade Kerpan rückte zur Unterstützung herbei. Das schon früher gerühmte Regiment Kinsky machte sogleich einen Angriff mit dem Bajonnet, warf den Feind von der bestrittenen Höhe herunter und kehrte mit mehr als hundert Gefangenen und ansehnlicher Beute zurück. Unerwartet drangen jetzt die Piemontesen, von der zunehmenden Dunkelheit begünstigt, in starken Haufen auf der rechten Seite ein, wo sich das Terrain terrassenförmig erhebt. Obgleich aber ansehnliche Unterstützung zu Fuß und zu Roß den eingedrungenen Bataillonen nachfolgten, konnten sie doch den Widerstand der tapfern Regimenter Liechtenstein's nicht überwinden. Es entstand in der Dunkelheit ein fürchterliches Handgemenge.. Alle Ordnung, alle Disciplin hörte auf; es war nicht mehr der Krieg, der hier wüthete, sondern der Todtschlag. Getümmel, Geheul, Aechzen der Verwundeten, Röcheln der Sterbenden erfüllte die Straßen und Häuser. Ueber der Stätte des Mordes ruhte still und schweigend die laue Sommernacht Italiens mit ihrem Sternenhimmel und ihren Blüthenduft und blickte auf die Werke der Zerstörung herab, wie das Auge Gottes auf die Verirrungen seiner Kinder, die er durch Nacht zum Licht, durch Irrthum zur Wahrheit, durch Tod zum Leben führt. Das Mordgeschäft ging aber auch auf manchen Punkten heimlich und geräuschlos vor sich, wenn etwa ein Häuflein Szluiner durch die Hinterpforte in ein vom Feinde besetztes Haus schlich, die Vertheidiger niedermetzelte oder zur Flucht zwang und darauf mit gewandten Händen gute Beute machte. Auch die Bewohner der Stadt, durch die Dunkelheit und die Lokalkenntniß begünstigt, nahmen Partei für die Piemontesen und bohrten wol mit dem Gefühle befriedigter Rache einem verhaßten Barbaren das Dolchmesser in's Herz.

In einem Dorfe Norwegens, wo der Snohättan sein eisgekröntes Haupt erhebt, geht die Rede, in der Nacht des Mittsommertags könne ein

Sonntagskind eine Geisterschlacht ansehen, wenn es sich in der unheimlichen Mitternachtstunde bis an den angrenzenden Föhrenwald hinaus wage. Daselbst, so erzählte ein greiser Vater, lieferten sich in alten Zeiten zwei Brüder, Häuptlinge eines Stammes, ein blutiges Treffen, suchten und begegneten sich im Getümmel und tödteten sich wechselseitig mit vielen Wunden. Ihre Getreuen aber kämpften fort und starben alle bis auf den letzten Mann. Zwei gewaltige Hügel sollen die Gebeine der Gefallenen umschließen. In der eben bemerkten Nacht aber steigen die Schatten der Erschlagenen hervor und wiederholen alljährlich das schreckliche Schauspiel. Wenn nun die gespenstischen Krieger, auf schwarzen Rossen in dunkeln Panzern daher brausend, den Kampf zu Ende geführt haben und in ihre Gräber zurückgekehrt sind, so erblickt das Sonntagskind den riesigen Geist des Berges, der die Menschen und ihre Werke haßt, über den Hügeln gelagert, und hört sein höllisches Hohngelächter, davon das Blut in den Adern erstarrt.

An diese nordische Geistersage gemahnt uns der nächtliche Kampf in Volta, wo sich die Menschen mit gleicher Unbarmherzigkeit einander erwürgten, und wo ein rachsüchtiger Italiener über das blutige Werk seines Dolches ein höllisches Hohngelächter aufschlug.

Der Feldmarschall war voll Sorgen bei der Nachricht von dem mörderischen Gefechte. Er trug aber nicht bloß Sorge um den Sieg, sondern um seine tapfern Truppen, die nutzlos geopfert wurden. Er gedachte der Mordnacht von Karansebes, des nächtlichen Gemetzels an der Trebia, und er konnte nicht mehr ruhen. Es war drei Uhr des Morgens, als ihm die erste Meldung zukam. Er entsandte sogleich den Major Huyn an das erste und Reserve-Corps mit dem mündlichen Befehl, sogleich nach Volta aufzubrechen. Er selbst stieg mit dem ersten Morgengrauen zu Pferde und eilte nach Valeggio. Seinen General-Stabsquartiermeister, den einsichtsvollen Heß, ließ er weiter nach Volta vorausgehen, während er zugleich vier Compagnien Grenadiere, die seine eigne Bedeckung bildeten, gleichfalls dorthin aufbrechen ließ. Als er hierauf Meldung erhielt, das erste Corps sei bereits auf dem Marsche nach dem Kampfplatz, folgte er mit seiner Begleitung in größter Eile.

Das Gefecht hatte indessen mit Anbruch des Tages wieder einen geregelten Gang angenommen. F.-M.-L. d'Aspre, die Divisionäre Wimpfen, Liechtenstein, sowie die Offiziere höheren Ranges ordneten die Truppen und nahmen selbst persönlichen Antheil an dem Kampf. Der Feind brach mit verstärkter Macht von St. Felice vor, stieß aber auf das neunte Jäger-

Bataillon und die tapfern Ungarn des Regiments Franz Karl, welche ihn im ersten Anlauf zurückwarfen. Als hierauf die Brigade Edmund Schwarzenberg anlangte und Major Mollinary vom linken Flügel her die Piemontesen umging, konnten sie nicht länger Stand halten. Sie verließen flüchtigen Fußes die Höhen. Sofort stürmten die Schwadronen, Uhlanen, Husaren und Dragoner, hervor und hieben in die zum Theil ungeordneten Massen ein. Ihnen begegneten auf dem offenen Terrain mehrere feindliche Reiter-Regimenter, unter deren Schutze das geschlagene Fußvolk sich wieder sammelte. Von beiden Seiten machte die Cavallerie glänzende Attaken. Der Feldmarschall, der um diese Zeit anlangte, hielt einen erneuerten Angriff für möglich, da von Goito her frische Truppen im Anmarsche sein konnten; bald aber tauchten auf den Höhen hinter Volta Fahnen und Standarten auf, und zur Rechten, auf dem Hügel von Cavriana blitzten im hellen Sonnenschein Bajonnete. Es waren das erste und das Reserve-Corps, welche in Eilmärschen anlangten. Das ganze Heer war wieder versammelt und begrüßte den greisen Feldherrn mit lautem Jubel als Sieger.

Sobald sich die Truppen erholt hatten, traf der Feldherr seine Dispositionen zur Verfolgung des Feindes, der noch immer stark genug war, eine Schlacht anzunehmen. Es erschienen aber drei piemontesische Generale als Abgeordnete, um einen Waffenstillstand zu unterhandeln. Sie waren von dem König selbst beauftragt, der, entmuthigt wie seine Truppen, Zeit gewinnen wollte. Von Fieber und Seelenschmerz gequält, hatte er die Nacht auf einem Strohlager inmitten seines Heeres zugebracht. Er sah nach dem Kampf und der Niederlage bei Volta die Armee zerrüttet und desorganisirt, die bisher mit großer Tapferkeit und Hingebung seine Schlachten geschlagen hatte. Er suchte um einen Waffenstillstand nach, um sie wieder zu ordnen und kampffähig zu machen.

Der alte Kriegsheld dagegen, an der Spitze eines muthigen, siegreichen Heeres, sicher, den Feind in einer letzten Schlacht zu Boden zu werfen, oder bei rascher Verfolgung völlig aufzulösen, sollte er nicht des Königs Absicht durchschaut haben? — Vielleicht wurde seine diplomatische und strategische Klugheit von seinem Herzen überflügelt, daß er sich auf Unterhandlungen einließ. Mag ihn deßhalb schelten, wer will; wir vermögen nicht darin einzustimmen. Wir achten das Gefühl des Greises, der, obgleich unter dem Waffenklirren ergraut, doch ferneres Blutvergießen zu verhüten hoffte.

Es wurde übrigens hin- und her parlamentirt, ohne daß man sich einigen konnte. Darüber gingen 24 Stunden verloren, die der König zur Ein-

leitung eines geordneten Rückzugs verwendete. Er mußte jetzt die Richtung nach Cremona nehmen, da ihm durch das Gefecht bei Volta die mittlere Straße verlegt war; und auf diesem Wege folgte ihm das siegreiche Heer.

Gen Mailand! zur Rache! das war die Losung, die durch die Reihen ging. Die treulose Stadt sollte büßen für ihren Abfall; für das Blut, das auf ihren Barrikaden geflossen war. Der Geist Barbarossa's zog mit den kaiserlichen Adlern, um noch einmal auf den gebrochenen Mauern der stolzen Stadt das Fest der Zerstörung zu feiern. Auch der Feldmarschall schien von diesem Geiste beseelt. Er trieb mit der ihm eigenthümlichen Unruhe rastlos vorwärts, und bald sah er überall Spuren von der zunehmenden Demoralisation des piemontesischen Heeres. Da lagen auf der Straße und auf dem Felde Waffen und Rüststücke, Czakos, Tornister und Gepäck jeder Art. Die Landleute hatten sie zum Theil am Wege in Pyramiden aufgeschichtet, und zeigten überhaupt wenig Sympathien für die Piemontesen. Sie sprachen unter einander, wenn die bekannten Bataillone vorübergezogen: „Vengono i nostri.“ — Außer dieser ansehnlichen Beute wurde auch ein Wagen mit dreizehn piemontesischen Fahnen aufgefangen, eine Trophäe, die um so werthvoller war, als man bisher trotz der Siege dergleichen Beute nicht aufweisen konnte.

Durch das vierte Armee-Corps, das von Mantua herüberkam, ansehnlich verstärkt, marschirte die kaiserliche Armee in drei Kolonnen durch das offene Land nach dem Oglio. Der Fluß ward ohne Mühe überschritten. Jenseits desselben stieß die Brigade auf den Feind, der eine durch Mauern und Gärten geschützte Stellung eingenommen hatte. Es war gerade ein schweres Wetter aufgestiegen; unter Donner und Blitz, Sturm und Regen kämpften die beiderseitigen Truppen eine Zeitlang ohne Entscheidung. Als aber das Geschütz aufgefahren und das zehnte Jäger-Bataillon auf beiden Seiten der Straße durch das Dickicht der Bäume und verschlungenen Reben vorgedrungen war, da mußte der Feind eilfertig mit Verlust eines Geschützes seine Position räumen.

In Cremona hielt der König Rast. Er wollte noch einmal zur Behauptung dieser wichtigen Stadt das Glück der Waffen versuchen; er hatte jedoch kaum die zerstreuten Kolonnen zu sammeln gesucht, so donnerten die Kanonen der Brigade Strassoldo und trieben zum fortgesetzten Rückzug. Der Bischof selbst mit einer Deputation der Bürgerschaft erschien im Hauptquartier, um den Marschall zur Schonung der schuldigen Stadt zu bewegen, was der milde Held sogleich gewährte.

Ehe die Armee nach Cremona und weiter vorrückte, erschien im Hauptquartier ein Adjutant des Kaisers. Er überbrachte dem Feldmarschall das Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens mit einem Handschreiben des Monarchen vom 28. Juli folgenden Inhalts: „Lieber Graf Radetzky! Die glänzenden Siege von Sommacampagna und Custozza haben Mich mit Bewunderung und Freude erfüllt. Ich glaube, der tapfern Armee in Italien keinen größern Beweis Meiner Anerkennung geben zu können, als indem Ich dem ruhmwürdigen Feldherrn das Großkreuz Meines militärischen Maria-Theresien-Ordens verleihe, dessen Insignien Ich Ihnen hiermit durch Meinen Oberst-Leutnant, Grafen Crenneville, übersende. Möge dieses höchste Ehrenzeichen eines Kriegers Ihre tapfere Brust noch lange Jahre zieren und Ihre Thaten dem österreichischen Heere zum Vorbild dienen."

Als der Greis diese Auszeichnung empfing, traten ihm Thränen in die Augen; das Heer aber fühlte sich selbst geehrt und erhoben durch die höchste Ehre, die seinem Führer zu Theil wurde, und begrüßte den Feldherrn, der mit der Décoration die Reihen durchritt, mit lauter Freude. Schönhals erzählt in seinem „Veteran", sie, die Offiziere des Hauptquartiers, hätten einen Vorrath alten Malagas entdeckt und in heiterer Tischgenossenschaft gar fleißig auf des Kaisers und des Feldherrn Wohl getrunken.

Am folgenden Tage, den 1. August, ging der Marsch unausgesetzt vorwärts nach der Adda, wo die Piemontesen abermals Stellung zu nehmen versuchten. Die kleine Festung Pizzighetone war von ihnen besetzt; auch suchten sie die andern Uebergangspunkte zu vertheidigen. Der Feldmarschall befahl, daß sogleich drei Corps nach Formigara oberhalb und das vierte Corps nach Crotto d'Adda unterhalb der Festung bis an den Fluß rücken und Brücken schlagen sollten. Er selbst blieb zugegen und ließ die kampflustigen Truppen an sich vorbei defiliren. Der Uebergang fand nur geringen Widerstand; auch die Besatzung von Pizzighetone zog ab, nachdem sie den Pulverthurm in die Luft gesprengt hatte. Alle Dispositionen waren getroffen, um den Feind in der geraden Richtung nach Pavia zu verfolgen; allein es ging Meldung ein, die größere Hälfte des sardinischen Heeres, die noch ihre kriegerische Haltung bewahrt habe, ziehe sich auf der Straße nach Lodi zurück. Obgleich diese Richtung keineswegs den Grundsätzen der Strategie gemäß schien, so erkannte doch der Feldmarschall, daß der König nach Mailand marschire und unter den Mauern der Hauptstadt seines geträumten Reiches noch einmal eine entscheidende Schlacht liefern wolle. In Mailand, wo die begeisterte Bürgerschaft sechs Tage lang in einem ver-

zweifelten Kampfe ausgeharrt hatte, konnte er reichliche Lebensmittel, Geld, bewaffnete Mannschaft und jede Unterstützung erwarten, deren er bedurfte. Hier, wenn irgendwo, konnte ein Umschlag der Dinge erfolgen, und jedenfalls zog er durch den Marsch nach Mailand seinen Ueberwinder von dem unmittelbaren Eindringen in seine Erblande ab.

Der Feldmarschall folgte auf der Straße von Lodi, nachdem er eine Brigade und genügende Kavallerie gen Pavia zur Beobachtung der dorthin gezogenen flüchtigen Kriegshaufen detaschirt hatte. Er durchzog wieder mit seinem siegreichen Heere die Ebene, die der Lambro und zahlreiche Kanäle bewässern, wo sich Höfe und prachtvolle Villen, Dörfer und Städte dicht an einander reihen, wo fast jede Handbreit Boden benutzt ist und reiche Gärten und üppige Fruchtfelder einen Ueberfluß an allen Produkten hervorbringen. Bald war Lodi durchschritten, das einst feindselige Melegnano erreicht; bald sah man bekannte Casinen, Landhäuser im Schmucke von Marmor, dichte, duftige Haine von Orangen- und andern Obstbäumen, die zum Genusse und zur friedlichen Ruhe einluden. Aber dazu waren die Herzen der Krieger nicht gestimmt; denn über Casinen und Gärten erschien glänzend die Madonna des Domes von Mailand. Man war nahe bei der lombardischen Hauptstadt.

So war denn der Tag gerechter Vergeltung endlich heran gekommen! Die Soldaten, durch den mühseligen Feldzug nicht milde gestimmt, verlangten darnach. Aber Anderes erwog und beschloß der alte Feldherr in der Tiefe seiner Seele. War es das Bild der Jungfrau, die den Bringer der Liebe und des Friedens geboren, was das Herz des Greises der Versöhnung und Gnade geneigt machte? oder war es die natürliche Milde und Menschlichkeit, die der edle, christliche Held niemals in seinem langen, thatenreichen Leben verleugnete, und die jetzt schnell über alle Gedanken der Rache und der Zerstörung die Oberhand gewann, wer vermag in das Herz des Menschen zu schauen! Aber freilich konnte Gnade und Verzeihung nur den Reuigen, die sich unterwarfen, zu Theil werden, nicht den trotzigen Rebellen, die thörichter Weise im Widerstand und Aufruhr verharrten. Aber gerade diese Gesinnung schien in Mailand die vorherrschende zu sein; denn von La Verde, wo die Brigade Strassoldo als Vorhut des ersten Corps anrückte, erscholl der Donner des Geschützes, und allmählich entbrannte der Kampf auf der ganzen Bogenlinie, in welcher die Armee zum Angriffe schritt.



Vor Mailand.

Radetzky in Mailand.

Die piemontesische Macht war unter der Deckung der dicht verschlungenen Fruchthaine, in Dörfern, Weilern und Casinen vortheilhaft aufgestellt, während in der Stadt unter dem Sturmgeläute der Glocken der Revolutionstaumel noch einmal aufloderte und überall Barrikaden aufbaute, um die zurückkehrenden Barbaren im fürchterlichen Straßenkampfe zu umstricken, wenn sie es wagten, in das todbringende Labyrinth einzudringen. Aber diese Barbaren bildeten jetzt eine Macht von 60,000 Mann; sie waren gerüstet mit 200 Feuerschlünden und allen Mitteln der Zerstörung, welche die Kriegskunst der neüern Zeit darbietet. Sie waren bisher in den Hauptschlachten Sieger geblieben und scheuten vor dem letzten Kampfe nicht zurück, über dessen Ausgang kein Zweifel obwalten konnte.

Anfänglich, bevor die volle Kraft der kaiserlichen Armee sich entfaltete, waren die Piemontesen im Vortheile. Sie kämpften nicht wie geschlagene Truppen, sondern wie tapfere Männer, die entschlossen sind, für den sinkenden Ruhm, für die Krone ihres Königs zu siegen, oder in den Tod zu gehen. Als aber die Kolonnen nach dem Plane und unter den Augen ihres verehrten Marschalls in ihre Aufstellung einrückten, mußten sie dem überlegenen, stürmischen Angriffe weichen. Da geschahen viele tapfere Thaten, welche Erwähnung verdienen. Während auf dem rechten Flügel, den das erste Armee-Corps bildete, die Artillerie der Brigade Strassoldo gegen eine günstig aufgestellte Sechspfünder-Batterie des Feindes arbeitete, drangen mehrere Compagnien des uns schon bekannten zehnten Jäger-Bataillons durch tiefe Wassergräben, stiegen im Rücken des feindlichen Geschützes plötzlich, wie aus dem Boden hervor und bemächtigten sich der ganzen Batterie mit der gesammten Bedienungsmannschaft. Drei andere Compagnien desselben Bataillons, von vier Compagnien Hohenlohe unterstützt, eroberten Ca Verde, wo ihnen zwei Kanonen in die Hände fielen. Auf dem äußersten rechten Flügel, wo die Brigade Clam kämpfte, erstürmte der von seinen Wunden genesene Oberst Reischach mit dem Regimente Prohaska, bei dem der treue Hund nicht fehlte, eine Barrikade und drang dann weiter von einer Casine zur andern.

Der linke, vom zweiten Corps gebildete Flügel rückte mit gleicher Tapferkeit und gleichem Glück vor. Die Häusergruppe Rosedo, die Casine Bettolino, der Ort Vigentino wurden im stürmischen Anlauf genommen; der Feind zog sich überall in die Stadt zurück. So endete der 4. August.

Die siegreiche, kampf- und rachbegierige Armee lagerte im Halbkreis um Mailand; ihre Vorposten reichten bis an die Wälle und Thore. Es bedurfte nicht mehr eines Straßenkampfes, um die Stadt zur Unterwerfung zu zwingen; es genügten hierzu die aufgestellten Geschütze.

Die Nacht brach an; sie war so finster und regnerisch als jene, in welcher der Feldmarschall die Stadt unter dem Geheule ihrer Sturmglocken verlassen hatte. Durch das Dickicht der Bäume glänzten die Lagerfeuer der Truppen; aber heller, fürchterlicher strahlte das dunkle Gewölke von den Flammen brennender Gebäude, die nahe am Walle von den Piemontesen selbst angezündet worden waren.

In der Nacht wurden noch immer Vertheidigungsanstalten getroffen. Der König selbst, der den Tag über mit seinem Lieblinge, dem Herzog von Genua, im heißen Gefechte ausgeharrt hatte, umritt den Wall, wo seine

müden Truppen im strömenden Regen lagerten. Dann verfügte er sich nach seinem Quartier im Palaste Creppi. Er berief einen Kriegsrath und zugleich Deputationen der Stadt. Man berieth die gegenwärtige Lage; man fand, daß Lebensmittel und Munition nur auf wenige Tage ausreichen würden, und erkannte die Nothwendigkeit, mit dem Feldmarschall eine Convention abzuschließen. Die Generale Lazzari und Rossi wurden damit beauftragt.

Beide Bevollmächtigte erschienen vor dem Feldherrn, in dessen Händen jetzt auf der einen Seite ein letzter, nicht mehr zweifelhafter Kampf, Plünderung der Stadt, Strafe für schmählichen Undank und Verrath lag, auf der andern Seite der grüne Zweig friedlicher Uebereinkunft und der Ruhm der Mäßigung und nachsichtsvollen Verzeihung. Seine Wahl war bald getroffen. Die Convention kam zu Stande. Es wurde festgesetzt, die Piemontesen sollten in zwei Tagen Mailand und die gesammte Lombardei räumen, die bei dem Aufstande Betheiligten binnen zwölf Stunden die Stadt verlassen.

Noch aber wehte von den Thürmen herab und über den Barrikaden, welche alle Straßen durchschnitten, die Tricolore, und eine ungeheure Menschenmenge, man sagt 40,000 Mann, wogte durch die Stadt, entschlossen zu Heldenthaten hinter Mauern und Jalousien. Aber die Führer fehlten; jene Boromei, Casati, Durini, der ganze Adel, der so enthusiastisch das Feuer der Revolution angefacht hatte, war auf der Flucht. Die Landstraßen nach Piemont und der Schweiz waren mit Flüchtlingen bedeckt; die Dampfboote auf dem Lago Maggiore reichten für den Transport nicht aus. Der Canton Tessino wimmelte bald von Menschen, die sich auf den Schlachtfeldern nicht gezeigt hatten, jetzt aber, nachdem ihre Haut in Sicherheit war, im Schmucke martialischer Bärte einherstolzirten und über den Sieg der Barbaren ein lautes Geschrei erhoben.

Die Nachricht von der abgeschlossenen Uebereinkunft verbreitete sich allmählich in der Stadt; man sah die piemontesischen Truppen sich zum Abmarsch anschicken; Hofequipagen fuhren an dem Palaste Creppi vor. Dies war die Losung zu einem fürchterlichen Tumult. Das Volk, das sich verrathen glaubte, drängte sich in Masse nach dem Palast; das Gebrüll: Tradimento! tönte durch die Straßen; die Trommeln riefen die Bürgergarde zu den Waffen; die Equipagen wurden umgestürzt; der König, von seinem Heere getrennt, befand sich in der Gewalt des Pöbels. Als einige von seinen Offizieren vortraten und den Sachverhalt, die Nothwendigkeit der Ca-

pitulation erklärten, wurde das wüthende Geschrei noch lauter; Gewaltthätigkeiten selbst an der Person Karl Alberts waren zu befürchten. Unter diesen Umständen erklärte der König den beiden Gliedern der provisorischen Regierung Litta und Annelli, die allein das Volk nicht im Stich gelassen hatten, er werde bis auf den letzten Mann die Stadt vertheidigen, wenn das Volk mit ihm streiten wolle, wie es Männern zieme. Durch Bekanntmachung der königlichen Entschließung wurde die Menge einigermaßen beruhigt. Doch dauerte der Auflauf und das Geschrei fort, und der Herzog von Genua, der um Ruhe bat, wurde verhöhnt. Einen günstigen Augenblick benutzend, entschlüpften die Obersten della Marmora und Tonelli mit Benutzung einer Leiter aus dem Palast, entkamen glücklich zu den Truppen und kehrten im Sturmschritt mit einigen Compagnien Garde und Bersaglieri zurück. Es war hohe Zeit; denn schon schleppte der Pöbel ein Faß Pulver herbei, um das Thor zu sprengen. Als die Bewaffneten erschienen, zerstreuten sich die aufgeregten Haufen; der König aber trat sofort mit seinem Heere den Rückzug an. Dagegen erschienen der Erzbischof und der Podesta, als Abgeordnete des bessern und vernünftigen Theils der Bevölkerung, im österreichischen Hauptquartier und baten um Schonung der Stadt. Sie erhielten die Zusicherung, daß man die bewilligte Capitulation aufrecht erhalten werde.

Der Rausch der Revolution war nun in Mailand vorüber; man schaffte die Tricoloren bei Seite, räumte die Barrikaden weg, fügte die Pflastersteine wieder ein und was dergleichen prosaische Arbeiten mehr waren. Nur der Straßenunfug des niedrigsten Gesindels dauerte noch fort und schien es auf die Plünderung der Reichen abgesehen zu haben. Eine abermalige Botschaft bat deshalb den Feldmarschall, vor der festgesetzten Mittagsstunde des 6. August seinen Einzug zu halten. Er genehmigte die Bitte, da er wohl einsah, daß nur durch militärische Maßregeln die Ruhe aufrecht erhalten werden könne.

Vormittags um 10 Uhr rückte der alte Held an der Spitze des zweiten Armee-Corps in die Stadt; das erste und vierte Corps folgten unmittelbar. Es war ein großartiges militärisches Schauspiel, die verschiedenen Heerestheile vorbei defiliren zu sehen, die stattlichen Grenadiere, die tapfern Jäger-Bataillone, die Linien-Regimenter, die streitbaren Grenzer, die leichte und schwere Cavallerie, die langen Züge von Geschütz. In finsterer, unheilvoller Nacht hatten sie vor wenigen Monaten die rebellische Stadt verlassen; am hellen Tage hielten sie, Helme und Czakos mit grünen Büschen ge-

schmückt, ihren siegreichen Einzug. Und in ihrer Mitte ritt auf seinem weißen Mecklenburger der greise Held im unscheinbaren grauen Rocke, umgeben von den Erzherzögen Albrecht, Leopold, Ernst und Sigismund, die an seiner Seite und unter seinem Befehl die Gefahren und Mühseligkeiten des Krieges getheilt hatten, sowie von vielen anderen hohen Offizieren. Vor ihm her trabten Sereschaner in goldglänzender orientalischer Uniform und Bewaffnung; die alterthümlich gerüsteten Stabsdragoner folgten ihm nach, dann die Grenadiere d'Anthon. Die entfalteten Standarten und Fahnen wallten über dem Truppengewühl; die Musikbanden der Regimenter spielten die Nationalhymne, oder einen Siegesmarsch; dazwischen ertönte ein donnerndes Lebehoch auf den Kaiser und den Feldmarschall in allen Mundarten der hier vertretenen Nationalitäten. Dieser festliche Einzug wurde zu einem hohen Ehrentage für die ganze Armee.

Die Stadt Mailand dagegen bot kein heiteres Aussehen dar. Es fehlte zwar nicht an zahlreichen Gaffern, an auf- und niederwogenden Volksmassen; denn der Italiener ist neugierig und an das Straßenleben gewöhnt; aber der vorige Reichthum war ausgewandert; man sah nicht mehr die glänzenden Equipagen, die geputzten Cavaliere und Damen, die sich sonst auf dem Corso, den öffentlichen Plätzen und Promenaden im dichten Gedränge bewegten. Dagegen konnte man überall Spuren der Revolution, des Straßenkampfes, der Barrikaden wahrnehmen.

Nach dem Einzug lagerte das zweite Corps auf dem Waffenplatze vor dem Kastell, das erste auf den östlichen, das vierte auf den westlichen Wällen, das Reserve-Corps blieb noch in und um S. Donato. Der Feldmarschall verlegte sein Hauptquartier in die Villa Reale. Man gelangt an diesen Palast, wenn man die öffentliche Promenade vor dem genannten Thore durchschreitet. Ein freundlicher, gut gepflegter Garten umgibt ihn; die Façade ist mit schönen Basreliefs verziert, sonst hat das Gebäude nichts, was es auszeichnet; die beiden unter der französischen Regierung angebauten Flügel sind sogar ziemlich geschmacklos. Einsam und anspruchlos liegt das Landhaus in der Nähe der geräuschvollen Hauptstadt; aber eine eigenthümliche Glorie wird ihm bis in späte Zeiten bleiben; denn es war der Lieblingsaufenthalt des alten Helden, es war der Ort, wo er den Abend seines Lebens zubrachte, wo ihn der Todesengel berührte. Damals, als das Hauptquartier hier aufgeschlagen war, ging es in der ländlichen Behausung lebhaft zu. Grenadiere hatten die Wachen bezogen, Sereschaner lagerten in der Halle, Adjutanten und Sekretäre waren in den untern Räumen be-

schäftigt; Ordonnanzen sprengten in den Hof, andere jagten mit den Befehlen des Marschalls aus den Thoren. Er selbst bewohnte die oberen Zimmer und Säle, das Wohl des Heeres, den Ruhm seines Monarchen, das Heil des Vaterlandes erwägend und darnach seine Dispositionen entwerfend.

Noch am Abend nach dem Einzug verfaßte er seinen Bericht an den Kaiser. Er ist bei aller Einfachheit so prägnant gehalten, daß wir ihn hier folgen lassen, obgleich wir sonst nicht gerne dergleichen officielle Aktenstücke in unsere Darstellung aufnehmen. Er lautet: „Die Stadt Mailand ist unser! Sie hat sich der Gnade Ew. Majestät ergeben, und ich bin heute Mittag mit meiner tapfern Armee in selbe eingezogen. Die piemontesische Armee hat diese Stadt heute Nacht verlassen und ist, mittelst einer gestern noch mit ihr und der Stadt geschlossenen Convention, bis morgen Abend über dem Ticino, mithin außerhalb den Grenzen von Ew. Majestät Gebiet. Die Armee hat vor zwei Wochen von Verona aus ihre Offensive ergriffen. Sie hat während dieser Zeit bei Sommacampagna, Custozza, Volta, Cremona, Pizzighetone und zwei Tage vor Mailand siegreiche Schlachten und Gefechte geliefert und ist nun den vierzehnten Tag Herr der lombardischen Hauptstadt. Die Armee und ihre Führer glauben somit ihre Schuldigkeit für ihren geliebten Kaiser und das theure Vaterland treulich erfüllt zu haben; denn kein Feind steht mehr auf lombardischem Boden."

Eine feurige Ansprache, von Schönhals redigirt, erließ er folgenden Tags an die Truppen. Sie war ganz darauf berechnet, ihr Selbstgefühl zu heben, und sie verfehlte ihren Zweck um so weniger, als er selbst fühlte, was darin ausgesprochen war, den Stolz des Feldherrn, ein so tapferes Heer zu kommandiren. Daß er aber seinen Dank nicht auf Worte beschränken werde, davon hielten sich die Soldaten überzeugt. Er war in der Friedenszeit ihr sorgender Vater gewesen, jetzt im Kriege war es ihm ein Bedürfniß, die wackeren Leute für ihr vergossenes Blut möglichst zu entschädigen. Natürlich mußten hierzu die wieder unterworfenen Städte ihre Beiträge liefern. Da waren Kleidungsstücke jeder Art, wollene Decken, vor Allem reichliche Lebensmittel erforderlich; da mußten Soldaten und Offiziere für ihr Eigenthum, das die Revolution geraubt und verschleudert hatte, Ersatz erhalten. Das Nothwendigste aber war Geld, und dieser Artikel hätte sich in den reichen lombardischen Städten durch eine auferlegte Contribution wohl aufbringen lassen; allein die Gerechtigkeitsliebe des Marschalls sträubte sich dagegen, weil dadurch der Unschuldige mit dem Schuldigen gestraft worden wäre. Man erhob von den geflüchteten Revolutio-

nären, deren reichen Grundbesitz man in Händen hatte, eine Kriegscontribution. Als diese Einnahmequelle nicht zureichte, nahm man seine Zuflucht zur Creirung von Papiergeld. Man fabricirte Tresorscheine, die freilich sogleich 20 Procent an Werth verloren, was den Geldwucherern zum Vortheil, dem Staate dagegen zum Nachtheil gereichte. Uebrigens wurde die strengste Mannszucht aufrecht erhalten. Leben, Ehre, Eigenthum der Bevölkerung fand ganz denselben Schutz, wie vor der Revolution. „Diese gefürchteten Croaten,“ wurde damals aus Mailand geschrieben, „ruhen wie die Lämmer um ihre Wachfeuer.“

Mit Sardinien war nur ein dreitägiger Waffenstillstand abgeschlossen worden; allein während desselben erschien der General-Quartiermeister des Königs und schloß eine andere Uebereinkunft. Sie lautete auf sechs Wochen, konnte jedoch auf unbestimmte Zeit ausgedehnt werden, wenn nicht acht Tage vor Erneuerung der Feindseligkeiten die Aufkündigung erfolgte. Zufolge dieser Convention sollten die früheren Landesgrenzen die Scheidelinie der beiderseitigen Armeen bilden, die Festungen Peschiera, Rocca d'Anfo und Osoppo, sowie die Stadt Brescia an Oesterreich übergeben, Venedig aber und die Herzogthümer Parma und Modena von den sardinischen Truppen geräumt werden. Der Vertrag brachte dem Feldmarschall wenig Vortheil. Die von Insurgenten besetzten Festungen mußten mit Waffengewalt bezwungen werden; Peschiera war bereits durch Haynau seinem Falle nahe gebracht, in Venedig, wo man die Vereinigung mit dem erwarteten großen Reiche Karl Alberts bereits anerkannt hatte, proklamirte man wieder die Republik, und außerdem verließ die sardinische Flotte keineswegs das adriatische Meer; sie zog sich zum Schein auf kurze Zeit nach Ancona zurück, erschien aber bald wieder in feindlicher Haltung in den Gewässern von Venedig. Der Krieg dauerte daher in diesen Gegenden noch fort. Man suchte die Einschließung der Lagunenstadt enger zu ziehen und besetzte besonders westlich Mestre, dem weit vorgeschobenen Fort Malghera gegenüber, und Füsina südlich, nahe an Venedig. Ein im Herbst aus der Stadt und dem Fort ausgeführter nächtlicher Ueberfall glückte vollständig; beide Posten wurden gefangen oder versprengt. Indessen kamen die Belagerer bald wieder in Besitz dieser Aufstellung. Andere Ausfälle mißlangen, da die Belagerungs-Truppen wohl auf ihrer Hut und kampffähiger waren, als die aus allen Gegenden zusammengelaufenen Vertheidiger. Nicht viel besseres Glück hatte die venetianisch-sardinische Flotte. Sie unternahm verschiedene Landungen und schien es besonders auf Triest und den istrischen Hafen

pola abgesehen zu haben. Allein beide Seeplätze waren durch gewaltige Batterien verwahrt, deren nachdrückliche Grüße den feindlichen Fahrzeugen so übel mitspielten, daß sie bald wieder das Weite suchten. General Gyulai, der hier und in ganz Istrien die Militär- und Civil-Verwaltung in starken Händen hielt, traf die umfassendsten Anstalten, das Gebiet des Kaiserreichs zu schützen. Er gehörte zu den nicht gerade zahlreichen Männern jener Zeit, die mit der schuldigen Treue und uneigennützigen Ergebenheit zugleich Einsicht und Kraft im Handeln verbanden.

Während die Hauptarmee bei Mailand unter der Leitung des Oberfeldherrn siegreich kämpfte, war das dritte Corps am Gardasee thätig. Feldmarschall-Leutnant Haynau schritt hier zur Belagerung von Peschiera. Dagegen sammelten sich zahlreiche Insurgentenbanden aus den Gebirgen, die den Idrosee umlagern, um den Entsatz zu versuchen. Die Stadt Salo am Gardasee, wo ihre Dampfboote zu ankern pflegten, war noch in ihrer Gewalt. Daselbst concentrirten sie ihre ganze Macht und rückten südlich gegen Desenzano vor. Haynau detachirte mehrere Compagnien, die sogleich bis über Lonato ihnen entgegen zogen. Beide Theile stritten mit großer Beharrlichkeit. Die Oesterreicher mußten Anfangs weichen, kehrten aber bald verstärkt zurück, erstürmten die vom Feinde besetzten Höhen und sprengten ihn endlich nach allen Seiten in's Gebirg.

Haynau eröffnete unterdessen das Feuer gegen Peschiera. Tag und Nacht arbeiteten die Batterien unter Leitung des Artillerie-Direktors Stwrtnik mit zerstörender Gewalt. Ein Pulvermagazin in der Festung flog auf und zerriß einen Theil der Werke, das feindliche Geschütz wurde fast gänzlich zum Schweigen gebracht. Da kam die Nachricht von dem abgeschlossenen Waffenstillstand und rettete die Besatzung von Gefangenschaft.

In Folge des mit Sardinien abgeschlossenen Waffenstillstandes zogen sich die piemontesischen Truppen und Freischaaren, die noch hin und wieder in den Gebirgen zerstreut waren, nach Piemont und in die Schweiz zurück. Auch Garibaldi, ein kühner Führer der Revolutionäre, der früher nach Amerika entwichen, nun aber zurückgekehrt war, ging mit seinen Banden nach Piemont. Verstärkt durch zahlreiche Abenteurer, marschirte er darauf nach Arona am Lagô Maggiore und setzte auf Dampfbooten nach Luino über, um in den lombardischen Gebirgen einen Guerilla-Krieg anzufachen. Der Feldmarschall erkannte sogleich, wie dieser Schritt zu einer abermaligen Erhebung der Bergbewohner führen könne. Er bot daher das ganze zweite Armee-Corps gegen diese Banden auf. Garibaldi sah sich bald allenthalben

von überlegenen Streitkräften umringt. In dem Dorfe Morazzone unweit Varese leistete er verzweifelten Widerstand. General d'Aspre selbst, der Brigadier Simbschen und andere Offiziere drangen mehrmals mit dem Regimente Kinsky in das Dorf ein; dennoch verlängerte sich der Kampf bis in die Nacht. Unter dem Schutze der Dunkelheit zog sich der Bandenführer nach dem See und dann weiter in den Kanton Tessin zurück. Er ging später nach Rom, wo er mit derselben Kühnheit und mit kriegerischem Geschick geraume Zeit die Angriffe der Franzosen zurückschlug. Nach der Niederlage Garibaldi's unterwarfen sich auch die Städte Bergamo, sowie das durch Haynau schwer gezüchtigte Brescia; General d'Aspre besetzte sie, ohne auf irgend einen Widerstand zu stoßen.

Dagegen strömten andere Abenteurer in das entlegene Veltlin und wiegelten die Bevölkerung auf. In Chiavenna ward die Republik ausgerufen. Mit entfalteten Fahnen zogen die Insurgenten durch das Gebirge nach den Ufern des Sees Mezzola, der südlich durch die Adda mit dem Comersee verbunden ist. Die Einwohner nahmen überall für sie Partei und namentlich wurde das Dorf Verceja ihr Sammelplatz. Eilends rückte General Haynau mit hinreichender Mannschaft gegen die Aufständischen zu Feld, und er war ein Mann, der von Milde und Nachsicht nichts wußte, wenn es galt, die Revolution zu Paaren zu treiben. Er zersprengte die Banden, erstürmte Verceja und gab es der Plünderung und den Flammen Preis. Weithin leuchtete der Brand durch das Gebirge; die Rebellen aber, die aus den aufsteigenden Flammensäulen erkannten, daß auf keine Schonung zu rechnen sei, zerstreuten sich; die Ortschaften zeigten ihre Unterwerfung an.

Milde und nachsichtsvoll waltete dagegen der Feldmarschall in Mailand. Er gestattete selbst den beharrlichen Revolutionären, die noch nicht entflohen waren, Frist und Gelegenheit, sich in Sicherheit zu bringen. Er hatte den Tod in tausendfacher Gestalt auf dem Schlachtfelde gesehen, dennoch sträubte sich sein Herz, wenn er ein Todesurtheil unterschreiben sollte. Er sorgte sogar aus eignen Mitteln, wie wir schon früher bemerkten, für den Lebensunterhalt der Angehörigen geflüchteter Rebellen, die er darben sah. Daher ist sein Andenken selbst in Italien, das er mit dem Schwerte bezwungen, noch jetzt in hohen Ehren; aber im Pantheon der Geschichte steht der verklärte Held mit doppeltem Kranze geschmückt, mit dem Lorbeer des Sieges und mit dem Oelzweig der Gnade und Erbarmung. Mögen andere Heerführer größere Siege erfochten haben, mag man ihm vorwerfen,

daß er seine Erfolge nicht [illegible], nicht mit [illegible] Schlägen den besiegten Feind genommen habe: er hat auch dem Siege verziehen, er hat dem überwundenen Gegner die Hand gereicht und selbst gegen den falschen Verräther noch Schonung und Rücksicht geübt; an diesen Maßen reichen jene Vorwürfe nicht; er wird ihm durch alle Zeiten ungetheilt erhalten bleiben. Vielleicht war und ist der eben genannte Haynau nur darum so geschmäht, weil er mit seiner ehernen Gesinnung neben dem gütigen, milden Radetzky auf dem Schauplatze historischer Thaten erscheint; denn, was man ihm in Italien und besonders in Ungarn als Schuld anrechnet, reicht wahrlich nicht an die Razzias der Franzosen in Algerien, noch an die schauerlichen Metzeleien der Briten in ihren indischen Besitzungen. Und doch haben Franzosen und Briten den ersten Stein gegen Haynau aufgehoben.





Waffenstillstands-Unterhandlungen mit Victor Emanuel.

Siebentes Kapitel.

Die letzten Siege und ihr Gewinn.

Noch einmal, greiser Feldmarschall,
Das treue Schwert heraus,
Zu schirmen mit dem blanken Stahl
Das theure Vaterhaus!

Triff ihn, den Königsleuen, schlag
Ihn nieder; dann steck ein
Das Schwert, dieweil des Kampfes Tag
Sich neigt zum Abendschein!

Wenn Nacht umschlingt die müde Welt,
Von Wolken trüb und bleich,
Strahlt auf Novara's blut'gem Feld
Der Stern von Oesterreich.

Nach den entscheidenden Siegen der österreichischen Waffen schien das lombardisch-venetianische Königreich völlig beruhigt; bald wurden auch die Herzogthümer Modena und Parma durch den Fürsten Franz Liechtenstein zur Unterwerfung gebracht. In Neapel besiegte der König, wie wir bereits angemerkt, mit Hülfe seiner Garden und der Lazzaroni die Revolution und

daß er seine Erfolge nicht erschöpfend benutzt, nicht mit zerschmetternden Schlägen den besiegten Feind zertrümmert habe: er hat nach dem Siege verziehen, er hat dem überwundenen Gegner die Hand geboten und selbst gegen den falschen Verräther noch Schonung und Nachsicht geübt; an diesen Ruhm reichen jene Vorwürfe nicht; er wird ihm durch alle Zeiten ungetrübt erhalten bleiben. Vielleicht war und ist der eben genannte Haynau nur darum so geschmäht, weil er mit seiner eisernen Consequenz neben dem gütigen, milden Radetzky auf dem Schauplatze historischer Thaten erscheint; denn, was man ihm in Italien und besonders in Ungarn als Schuld angerechnet, reicht wahrlich nicht an die Razzias der Franzosen in Algerien, noch an die schauerlichen Metzeleien der Briten in ihren indischen Besitzungen. Und doch haben Franzosen und Briten den ersten Stein gegen Haynau aufgehoben.





Waffenstillstands-Unterhandlungen mit Victor Emanuel.

Siebentes Kapitel.

Die letzten Siege und ihr Gewinn.

Noch einmal, greiser Feldmarschall,
Das treue Schwert heraus,
Zu schirmen mit dem blanken Stahl
Das theure Vaterhaus!

Triff ihn, den Königsleuen, schlag
Ihn nieder; dann steck ein
Das Schwert, dieweil des Kampfes Tag
Sich neigt zum Abendschein!

Wenn Nacht umschlingt die müde Welt,
Von Wolken trüb und bleich,
Strahlt auf Novara's blut'gem Feld
Der Stern von Oesterreich.

Nach den entscheidenden Siegen der österreichischen Waffen schien das lombardisch-venetianische Königreich völlig beruhigt; bald wurden auch die Herzogthümer Modena und Parma durch den Fürsten Franz Liechtenstein zur Unterwerfung gebracht. In Neapel besiegte der König, wie wir bereits angemerkt, mit Hülfe seiner Garden und der Lazzaroni die Revolution und

führte sogar Sicilien, wo der Aufstand am frühesten ausgebrochen war, mit siegender Gewalt zur Unterthänigkeit zurück. Anders war der Verlauf in den römischen und toskanischen Staaten. Hier hatten die republikanischen Ideen, nicht ohne anfängliche Begünstigung der Oberhäupter, tiefe Wurzeln geschlagen. Der Papst Pius IX. und der Großherzog ernteten jetzt, was sie gesäet hatten. Der päpstliche Minister Rossi ward in Rom auf dem Wege zum Kapitol, wo er die National-Versammlung eröffnen wollte, erstochen, der Quirinal erstürmt, die römische Republik proklamirt. Der Papst entfloh verkleidet nach Gaeta. Daselbst langte auch bald der Großherzog von Toskano an, nachdem man in Florenz die Vereinigung mit der römischen Republik ausgesprochen hatte.

Der Feldmarschall in Mailand hätte gern dem Republiken-Spiel gesteuert, allein er war selbst von peinlichen Verlegenheiten umringt. Die Beamten des Königreichs, zum größten Theil in die Revolution verwickelt, hatten die Flucht ergriffen; es fehlte der Regierung an Organen, um ihre Maßregeln in Ausführung zu bringen. Auch die Armee war sehr geschwächt, nicht durch das Schwert der Feinde, sondern durch Krankheiten, eine Folge der Strapazen und des Klimas. Im August, wo der Krankenstand den Höhenpunkt erreichte, lagen 24,000 Mann in den Spitälern. Bei der großen Sorgfalt, die man auf ihre Pflege verwendete, genasen zwar die meisten; aber sie fehlten doch längere Zeit in den Reihen der kampffähigen Mannschaft.

Zudem wurden Radetzky's Erfolge damals von dem Reichstag in Wien wenig belobt; man sah dazu scheel, daß die Revolution dort zuerst siegreich niedergeworfen wurde, wo sie zuerst ihr Haupt erhoben hatte. Anders aber urtheilte das Volk in den deutschen Provinzen; es erkannte und würdigte die Thaten des greisen Helden und seiner Tapferen und sprach davon mit Begeisterung. In der Felsenburg Tyrol, wo die Treue ihre Heimath hat, fest, wie die eisgekrönten Berge des Landes, dort ward in der täglichen Rede und in Liedern des Helden Name weit und breit gefeiert. Der Ausschuß des Landtags hatte eine Adresse an den Feldmarschall beschlossen, einen Radetzky-Verein gestiftet und eine Anzahl wackerer Landesvertheidiger erwählt, die dem Helden einen Gruß des Landes Tyrol und einen kunstreich geschäfteten Stutzen, als Zeichen der Anerkennung, überbrachten. Diese Deputation bestand aus vierzehn Schützenhauptleuten und zwei stattlichen Schützen, alle in ihrer Uniform grau und grün mit Schützenhut und Feder.

Am 10. September waren sie vor den Feldmarschall getreten, hatten ihm den reichverzierten Stutzen überreicht, dessen Rohr schon in früheren Kriegen gebraucht worden war, und dann die Adresse übergeben. Darin hieß es am Schlusse: „Wir Tyroler und Vorarlberger schaaren uns treu, wie die tapfere Armee, um den Kaiserthron, stündlich bereit, für Recht und wahre Freiheit das Leben in die Schanze zu setzen und auf den ersten Ruf des großen Feldherrn seinen siegreichen Fahnen zu folgen, sei es, einem auswärtigen Feinde seine Grenzmarken zu zeigen, sei es, das giftige Gewürm im Herzen des Vaterlandes zu zertreten."

„Hoch lebe der Kaiser, die tapfere Armee und ihr sieggekrönter Held!"

Tiefbewegt hatte der alte Feldmarschall die Gabe empfangen. Er mußte sich einen Augenblick entfernen, trat aber bald wieder zu den wackeren Männern, drückte jedem die Hand, dankte ihnen mit wenigen, herzlichen Worten und fügte noch hinzu, daß sie in Mailand seine Gäste seien. In der That speisten sie auch, so lange sie anwesend waren, täglich an der Tafel im Hauptquartier.

Mit Sardinien war weder Friede noch Krieg. Unter Vermittelung Frankreichs und Englands, die beide für Piemont Partei nahmen, hatten Conferenzen in Brüssel stattgefunden; allein König Karl Albert machte, trotz seiner Niederlagen, Ansprüche auf Vergrößerung. Er verlangte die Einverleibung von Modena und Parma in seine Staaten, während Oesterreich nicht in die Beraubung verwandter Fürsten einwilligen wollte.

Noch größere Schwierigkeiten bereiteten dem Feldmarschall die Ereignisse im Kaiserstaat selbst. Durch den Wiener Reichstag war es Kossuth in Ungarn leicht gemacht worden, das Magyaren-Land von der Monarchie loszureißen. Mit den übrigen Ländern und Nationalitäten hoffte man demnächst ähnlich zu verfahren, um die bisher in sich geeinigte starke Monarchie zu einem kraftlosen Föderativ-Staat umzuwandeln. Keinem von den Vertheidigern der gesonderten Nationalitäten fiel dabei das Schicksal Polens ein; keiner erwog, daß nach Zerstückelung Oesterreichs der letzte Damm gegen die Riesenmacht des russischen Slaventhums durchbrochen, daß ein Ländergebiet nach dem andern von Rußland geknechtet und von Deutschland, dem Mutterlande ihrer Kultur, losgerissen werde. Der Reichstag arbeitete der Zerstückelung wacker in die Hände. Nicht ohne sein Verschulden ward der kräftige Minister Latour von dem Pöbel ermordet. Letzterer riß darauf selbst die Executiv-Gewalt an sich; der Kaiser aber, dem das Schicksal Ludwig XVI. vor Augen schwebte, flüchtete nach Olmütz. Durch die bald erfolgte Ueber-

wältigung der Hauptstadt gewann die Regierung wieder Halt, und die Thronbesteigung Franz Josephs gab ihr die lang vermißte Festigkeit nach außen und innen wieder. Denn an der Seite des jugendlichen Monarchen stand als Minister-Präsident Fürst Felix Schwarzenberg. Beide, der Regent und sein Minister, hatten auf den Schlachtfeldern Italiens unter den Augen Radetzky's Proben ihres kriegerischen Muthes abgelegt. Jetzt war die Zeit gekommen, wo sie gleichen Heldenmuth in der Stille des Kabinets bewiesen, als sie es unternahmen, den zerrütteten Staat wieder in seine Fugen zu rücken und neu zu befestigen. Den Bestrebungen der anarchischen Partei trat die neu gebildete Regierung mit Kraft und Entschlossenheit entgegen; wider den äußern Feind im Lande Italien aber stand mit seinem treuen Herrn der greise Feldmarschall.

Derselbe hatte sein Hauptquartier in Mailand nicht verlassen. Wol aber warf er forschende Blicke über den Ticin, wo man sich, unbelehrt durch das erlittene Mißgeschick, zu neuem Kriege rüstete. Laut hatte sich im Schooß der Volksvertretung zu Turin das Kriegsgeschrei erhoben und in den neugebornen Republiken Mittelitaliens, in Rom und Florenz lauten Wiederhall gefunden. Dort, wie hier, flammte der Haß wider die Barbaren von Neuem auf; die Unfälle schrieb man nicht der strategischen Ueberlegenheit des österreichischen Heerführers und der Tapferkeit seiner Soldaten, sondern den Verräthern zu, die man im Kabinet und bei dem eigenen Heere vermuthete. Der König selbst wünschte den Krieg. Vor seiner Seele stand fort und fort die Krone von Italien, nach der er einmal die Hand ausgestreckt hatte. Wie die Hohenstaufen einst ihr eignes edles Blut und das ihrer Getreuen um den Besitz Hesperiens und seiner Goldfrucht zum Opfer brachten, so wollte Karl Albert seinen Thron, sein Leben, sein tapferes Heer zum zweiten Male auf's Spiel setzen, um sich das köstliche Kleinod, das der Gegenstand seines Ehrgeizes war, zu eigen zu machen. Er fühlte es, daß nur jetzt die Gelegenheit geboten sei, daß sie niemals wiederkehre, und suchte sie festzuhalten, wenn auch des Gegners Schwertstreich darum sein Haupt treffen sollte. Wol mag ihm, wie wir früher bemerkten, das Genie, die durchgreifende Thatkraft gemangelt haben, wodurch allein der kühne Griff gelingen und vor der Welt Rechtfertigung finden konnte; allein auch die Macht der Verhältnisse ist dabei in Rechnung zu bringen. Es war sein Schicksal, daß ihm der alte Held Oesterreichs gegenüber stand. Ein anderes Loos fiel dem zu, der jetzt mit starken Händen das Herrscheramt in Frankreich verwaltet, der in den friedlichen Räumen zu Arenenberg, wie zwischen den Kerkerwänden von Ham

und in den Prairien Amerikas von der Kaiserkrone träumte. Ihm winkte die Hand, die im Verborgenen schafft, Gewährung seiner kühnen Wünsche, den König Karl Albert warf sie in den Staub. Wer sagt uns: warum?

Außer dem eignen Gelüste gab es noch andere Kriegsgurgeln im Piemontesischen, die unabläßig zur Ergreifung der Waffen mahnten. Da befanden sich am Hof und im Lande Tausende von ausgewanderten Lombarden, zum Theil vom höchsten Adel, die wieder in Turin zahlreiche Verwandte und Freunde hatten. Sie umlagerten den König, der sich ihren Beschützer nannte, mit ihren Bitten, daß er sie mit bewaffneter Hand zurückführe. Sie verhießen einen allgemeinen Aufstand im Königreich, die Hülfe ihrer Verbündeten, Abfall im Heere des Feldmarschalls und was dergleichen Verheißungen und schöne Worte mehr waren, die sie mit ihrer lebhaften Phantasie sich und Andern vormalten und trotz der erfahrenen Täuschung immer wieder glaubten.

Die Vorbereitungen zu dem Feldzuge 1849 wurden unter diesen Verhältnissen mit Anspannung aller Kräfte des Landes fortgesetzt. Rekruten wurden ausgehoben, das Kriegsmaterial vermehrt und verbessert, die Truppen eingeübt und überhaupt möglichster Fleiß auf die Zurüstungen verwendet. Die Armee wuchs hierdurch zu einer Macht von 130,000 Mann an, wovon 90,000 in's Feld ziehen konnten. Der Pole Chrzanowsky übernahm den Befehl im Namen des Königs; unter ihm wurden die einzelnen Divisionen von den Herzögen von Savoyen und Genua, von den Generalen Perrone, Durando, della Marmora u. A. kommandirt. Das österreichische Heer war gleichfalls verstärkt, theils durch Truppen aus Inneröfterreich, theils durch Wiedereintritt der Reconvalescenten. Es betrug wol, außer den Besatzungen, an 60 bis 70,000 Mann und war streitbegierig, da es seiner Siege sich erinnerte und mit Unmuth die Herausforderungen des oft geschlagenen Feindes ertrug.

Am 16. März erschien ein piemontesischer Stabs-Officier in der Villa Reale und wurde von dem Feldmarschall sogleich empfangen. Der Letztere ging ihm zuvorkommend entgegen und nahm die Depesche an, die der Piemontese nicht ohne Verlegenheit in der Hand hielt. Es war die Aufkündigung des Waffenstillstandes. Er theilte sofort den Inhalt seiner Umgebung mit und fügte hinzu, die Parole bei Beginn des Feldzugs werde sein: „Nach Turin." Diese Nachricht rief eine freudige Aufregung hervor; sie verbreitete sich bald unter den Truppen und wurde, wie die Botschaft des Sieges, mit lautem Jubel begrüßt. Die Soldaten steckten die grünen Feldzeichen auf,

zogen mit Musikbanden am Abend vor die Wohnung des Feldherrn, wo sie ein donnerndes Lebehoch anstimmten, und dann weiter unter dem Gesang der Volkshymne durch alle Straßen.

Der Feldmarschall war schon lange auf den Wiederausbruch der Feindseligkeiten gefaßt gewesen und hatte darnach seine Dispositionen getroffen. Schon nach einer Stunde jagten Couriere in verschiedenen Richtungen nach den Stationsplätzen der entfernten Corps, um die gesammte disponible Macht zu concentriren. Da zogen zahlreiche Kolonnen von Bergamo, von Brescia, von Piacenza heran; eine bedeutende Vorhut befand sich bereits am untern Ticino, hielt die Stadt Pavia besetzt und die vorwärts der Stadt von dem Fluß und dem Gravellone-Bach gebildete Insel. Das erste Corps aber unter dem längst bewährten tapfern Führer Wratislaw verließ mit dem Feldherrn die Stadt Mailand, aber nicht durch die Porta Vercellina, die nach Turin führt, sondern durch die Porta Romana gen Lodi, denselben Weg, auf welchem er sich nach Ausbruch der Revolution zurückgezogen hatte. Irgend ein heiterer Bajazzo schrieb daher mit großen Buchstaben an dieses Thor: Via per Turino. Die Mailänder lachten darüber und hatten nichts Eiligeres zu thun, als ihren piemontesischen Befreiern die Nachricht zu hinterbringen, der gefürchtete Feldmarschall ziehe sich auf der Straße von Cremona, wahrscheinlich hinter die Adda zurück. Im piemontesischen Hauptquartier scheint man diese Nachricht um so weniger bezweifelt zu haben, als alle Dispositionen getroffen waren, um den Feldherrn im Rücken zu bedrohen. Es stand nämlich auf der rechten Seite des Po eine Brigade zur Beobachtung der Festung Piacenza, eine ganze Division unter dem Befehl des sehr fähigen Generals La Marmora war noch weiter vorgeschoben. Sie sollte über Parma nach Brescello marschiren und die Insurrection in Cremona und dem ganzen Landstrich zwischen Adda und Oglio ausbreiten. Zur Verbindung dieser Heerestheile mit der am Ticino stehenden Hauptarmee hatte der General Romarino mit der lombardischen Division gleichfalls auf der rechten Seite des Po, aber oberhalb der Mündung des Ticino, Stellung genommen. Eine Brücke setzte ihn in den Stand, auf das linke Ufer überzugehen und bei La Cava, Pavia gegenüber, feindliche Bewegungen zu beobachten. Er hatte sich bei früheren Insurrectionen einen Namen gemacht, und man traute ihm Kühnheit und Thätigkeit zu, in seiner ziemlich isolirten Position nach Umständen kräftig zu operiren.

Nördlich zwischen Vercelli, Novara und dem Ticin war die aus fünf Divisionen zusammengesetzte Hauptmacht der Piemontesen concentrirt. Zu

Trecate hatten der König und Chrzanowsky ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Die Division des Herzogs von Genua breitete sich vorwärts bis an die Brücke von Buffalora aus, nördlicher am Flusse stand Perrone, südlicher, also stromabwärts, die Division Bes, südwestlich von dieser, bei Vespolate, Durando und, als Rückhalt, die Reserve-Division des Herzogs von Savoyen bei Novara auf der Straße von Mortara. Viel weiter nördlich, bei Oleggio, war eine Brigade aufgestellt, um dort, wenn das Gesammtheer vorrücke, gleichfalls über den Ticino zu gehen und die Bergbewohner zwischen den Seen gleichfalls für die Sache Italiens zu den Waffen zu rufen.

Am 20. März um die Mittagsstunde ging der Waffenstillstand zu Ende. Die Division Genua stand an der Brücke von Buffalora; der König selbst und der Obergeneral befanden sich in ihrer Mitte. Es war ein feierlicher Augenblick, und gewiß manches Herz schlug warm und rein für die Sache des Vaterlandes, die jetzt abermals der Entscheidung des Schwertes anheimgestellt werden sollte. Karl Albert stieg vom Pferde; er schritt entblößten Hauptes, ernst und feierlich über die Brücke; eine Schaar seiner getreuen Bersaglieri folgte ihm, dann in gedrängten Massen das übrige Corps, während Perrone zur Unterstützung nach der Brücke marschirte. Jenseits stieß man auf keinen Widerstand; nur flüchtige Husaren mit blinkenden Säbeln und wallenden Dolmans sah man über die Ebene gen Süden jagen und bald in der Ferne verschwinden. Man schlug nunmehr die Straße nach Mailand ein und marschirte bis Magenta. Da man auch hier keine Auskunft über den Feldmarschall erhielt, so wurde Halt gemacht, und der König ritt mit seinem General wieder nach Trecate. Der Abend war vorgerückt, daher begab sich Chrzanowsky zur Ruhe, da der Soldat nicht weiß, wann und wie er eine Stunde für den Schlaf erübrigt. In der That wurde er bald gestört, denn schon um neun Uhr meldete ein Adjutant des Generals Bes, der österreichische Heerführer sei mit großer Macht bei Pavia über den Ticin gegangen, und Romarino verweile unbegreiflicher Weise jenseits des Po. Nun war der Schlaf verscheucht und auch die Hoffnung, im Siegesmarsch die lombardischen Gefilde zu durchmessen und wieder auf den Höhen von Sommacampagna dem Gegner Schach zu bieten; nun galt es, den heimischen Herd gegen einen Feind zu vertheidigen, dessen Furchtbarkeit man zur Genüge kennen gelernt hatte. Noch aber wußte man nicht die ganze Bedeutung dessen, was sich am untern Ticino zugetragen hatte; wir müssen uns darnach umsehen.

Schon am 16. März zeigte eine energische Proklamation der Bevöl-

kerung an, daß sie bei schwerer Ahndung unbetheiligt, als friedliche Bürger, den Ausgang des wiederausgebrochenen Krieges erwarten solle. Am 18. frühe setzte sich der Feldmarschall mit den Truppen in Bewegung. Niemand in der ganzen Armee, als der General-Quartiermeister von Heß und die nächste Umgebung kannte den Plan des Feldzugs. Viele Officiere schüttelten bedenklich den Kopf, als die Kolonnen zu Roß und zu Fuß und die Züge von Geschütz unaufhaltsam auf der unglücklichen Straße von Lodi fortschritten. Da und dort nahmen die Soldaten die grünen Büsche von Czakos und Helmen, da sie nicht mehr zweifelten, daß man vor dem Feinde zurückweiche. Inmitten seines glänzenden Gefolges ritt der alte kriegserfahrene Held ruhig und heiter; er freute sich des erfrischenden Frühlingsmorgens, der über die Erde aufgegangen war. So gelangte man nach Melegnano; jenseits aber, wo der Weg sich gabelförmig theilt, lenkten die Spitzen des Zuges in die Straße zur Rechten ein, die nach S. Angelo führt. Das dünkte den Leuten erfreulich; da dieser Weg dem Ticin und also der feindlichen Grenze näher führt. Sie wurden guten Muthes und steckten die grünen Büsche wieder auf.

Einer der Grenadiere hatte sein Reis verloren; er gedachte es bald an einem Gebüsche zu ersetzen. Als aber der Feldmarschall vorüberritt und erfreut die stattlichen Grenadiere musterte, bemerkte er sogleich, den Burschen, dem das grüne Zeichen fehlte. „Freund,“ sagte er, „so kannst du mit deinen Kameraden nicht ins Feuer gehen; tritt hierher; wir wollen theilen,“ bei diesen Worten riß er ein Stück von dem Reis, das seinen Hut schmückte, herunter und überreichte es dem Grenadier. Allein dieser steckte es unter seine Uniform, indem er tief bewegt bemerkte, für seine Mütze werde sich schon anderwärts ein Reis finden; die Gabe seines Feldmarschalls solle an seiner Brust ruhen und mit ihm begraben werden, wenn er in der Schlacht falle.

In S. Angelo wurde das Hauptquartier in ein altes Schloß verlegt. Dasselbe ragt mit Zinnen und Thürmen hoch über die niedrig gelegene Umgegend hervor und gewährt in seinen obern, wohl erhaltenen Räumen nach allen Seiten eine freie Aussicht. An die vorliegende große Terrasse grenzt ein weitläufiger Garten, an dessen Eingang kolossale steinerne Löwen aufgestellt sind. Hier befand sich am Abend der Feldherr mit den andern Generalen. Er ließ ein Musik-Corps aufspielen und zugleich die Thore des Gartens aufmachen, damit eintrete, wer wolle. Bald strömten Officiere und Soldaten in großer Anzahl herein. Als die Musik auch fröhliche Ländler und steyrische Walzer aufspielte, kam über das lustige Schützenvolk und die Wiener Freiwilligen die Lust zu tanzen. Sie faßten einander an

den Händen und drehten sich im gewohnten Reigen. Bald fanden sie Nachahmer, und endlich sahen sich selbst die ernsteren Grenadiere in den fröhlichen Wirbel hineingezogen. Von den benachbarten Fenstern und Balkonen schauten die Städter und Städterinnen wohlgefällig herab und würden sich vielleicht selbst gerne in die bunten Reihen gemischt haben, wenn sie nicht vor den Barbaren Scheu getragen hätten. Melancholisch dagegen blickten die Steinbilder vom Schlosse auf den Tumult nieder. Es war, als ob sie der alten Zeiten gedächten, da innerhalb dieser Mauern reiche, mächt'ge Dynasten wohnten, Feste feierten, Freud und Leid ertrugen und starben, als ob sie jetzt beim Anblick der improvisirten Soldatenlustbarkeit den Salomonischen Spruch einschärfen wollten: „Es ist Alles eitel und nichts mehr beständig unter der Sonne."

Lächelnd stand Radetzky mitten in dem Getümmel: vielleicht gedachte er seiner Jugendzeit, da auch er unter den Gefahren des Krieges harmlos die vergänglichen Rosen des Augenblicks pflückte; jetzt wollte er den immergrünen Lorbeer unvergänglichen Ruhmes brechen, um damit sein greises Haupt zu schmücken. Der Glückliche, der im hohen Alter erlangte, was die Edelsten erstreben und nur Wenige erreichen, er war bei dem fröhlichen Soldatenfeste vergnügt, wie ein Vater bei den Spielen seiner Kinder.

Am folgenden Tage ging der Marsch auf der Straße von Pavia vorwärts. Man erreichte des Abends Torre bianca, wo man Mühe hatte, unterzukommen und die nöthigen Lebensmittel aufzutreiben. Der Dichter Hackländer, ein ergebener Freund des Marschalls, der damals mit dem Hauptquartier reiste, gab eine Salamiwurst zum Besten, die zu dem vorhandenen schmackhaften Brod und Rothwein vortrefflich mundete.

Nach einem zweistündigen Ritt in frischer Morgenluft langte man in Pavia an. Es war der 20. März, der Tag, an welchem der Waffenstillstand zu Ende lief. Der Feldmarschall kehrte im Gasthofe zur Lombardei an der Hauptstraße ein. Sobald das Frühstück eingenommen war, erschien er auf dem Balkon des Hauses und befahl den Marsch nach dem Ticin. Die Truppen defilirten vorüber unter donnerndem Jubelruf auf den greisen Führer. Lebehoch! Evviva! Elien! Zivio! in allen Mundarten ertönten die Grüße mehrere Stunden lang durch die Straßen der Stadt. Es gewährte einen großartigen Anblick, als die Heeresmassen aus der engen Straße hervordrangen, sich ausbreiteten und unter Sang und Klang über die steinerne und zwei Pontonsbrücken auf die zwischen dem Strom und seinem westlichen Arme gelegene Insel marschirten. Die Waffen blitzten, die entfalteten Banner wogten über der Menge, die Geschütze bewegten sich knarrend da-

zwischen; Reiter und Fußvolk zogen in unabsehbaren Kolonnen nach der Insel, um mit dem zwölften Glockenschlage den Gravellone-Bach und damit die feindliche Grenze zu überschreiten.

Man ward jetzt mit Erstaunen gewahr, daß fünf Corps, fast die ganze Armee des lombardischen Königreichs, in und um Pavia vereinigt waren. Das Bewußtsein dieser verbundenen Gesammtkraft auf einen Angriffspunkt erhob die Siegeszuversicht des Heeres und sein Vertrauen auf den Führer, der seinen Operationsplan mit ebenso viel strategischer Einsicht, als überraschender Kühnheit entworfen hatte. Das Alter bringt, wie man mit Recht sagt, Erfahrung, aber es macht vorsichtig und bedächtig und raubt die rasche rücksichtslose Entschlossenheit, von der im Kriege die entscheidendsten Erfolge zu erwarten sind. Bei Radetzky verhielt es sich anders. Wie er körperlich und geistig eine Ausnahme von den Regeln bildete, nach denen das menschliche Leben abrollt, so entwickelte er in einem Alter von mehr als 83 Jahren einen Muth und eine Thatkraft, die nicht leicht von andern Feldherren übertroffen worden sind. Nur in Mailand, Bergamo, Brescia, Piacenza und einigen kleineren Plätzen ließ er schwache Besatzungen zurück; das übrige stets zum Aufstande geneigte Land wagte er von Truppen zu entblößen und in seinem Rücken zu lassen. Die Besetzung und Bewachung der Festungen am Mincio und an der Etsch, die Behauptung der venetianischen Provinzen, die Cernirung Venedigs übertrug er lediglich dem zweiten Reserve-Corps, das freilich einen Haynau zum Befehlshaber hatte. Dem tapfern Wohlgemuth, der bei Varese nördlich zwischen den Seen mit einer Brigade aufgestellt war, hatte er die Weisung zugetheilt, sobald die Piemontesen den Ticino überschritten, sich südlich gegen Pavia auf die Hauptarmee zurückzuziehen. So war denn der feindlichen Armee nicht nur der Uebergang über den Strom, sondern auch das ganze Land preisgegeben. Sie konnte die Insurrection von neuem anfachen, sich an der Adda festsetzen, mit den Heerestheilen jenseits des Po in Verbindung treten, ihn im Rücken fassen; er drang, unbekümmert um alle Drohungen und Möglichkeiten, über den Ticin. Er wollte hier die feindliche Macht trennen, sich mit Heereskraft auf die sardinische Hauptarmee am Ticino stürzen, sie aus dem Felde schlagen, hierauf ihren schwachen rechten Flügel vernichten und endlich in Turin den Frieden dictiren. Er wagte ein hohes Spiel und — er gewann es. Er wagte aber nicht wie ein unbesonnener Jüngling, der all sein Hab und Gut auf den Würfelschlag des Ohngefährs setzt, sondern er baute seine Zuversicht auf wohl erwogene Gründe. Die Piemontesen hielten seine Macht

für schwächer, als sie war; sie meinten, er werde die großen lombardischen Städte stark besetzen und höchstens mit 40,000 Mann ins Feld rücken. Er hatte aber 60,000 Mann versammelt, mit welchen er ihre Grenzen überschritt. Es war nicht anzunehmen, daß sie die eigene Heimat dem Feinde überlassen würden, um ein auswärtiges, ungewisses Reich zu erobern. Und wenn sie es thaten, und Mailand und das ganze lombardische Land wieder in Flammen setzten und an der Adda Posto faßten: so hatte der alte Held sein schlagfertiges, siegberauschtes Heer um sich vereinigt, mit welchem er schon einmal den insurgirten Provinzen und den Piemontesen Trotz geboten hatte. Das war ein fester Halt, eine gute Zuversicht, eine treue Waffe in der Hand des tapfern Fechters, der damit, wie mit einem Rolandsschwert, die felsenfeste Feindesmacht zerspalten konnte. An der Spitze seiner Getreuen war er sicher, der feigen Insurrection im offenen Felde Herr zu werden und die sardinische Armee allenfalls unter die Kanonen von Mantua und Verona zu drängen, vielleicht dort zu vernichten. Aber dazu kam es nicht; die Piemontesen dachten nur darauf, wie sie vor dem gefürchteten Marschall ihr eignes Land erretten möchten. Er hatte schon ihre Mitte durchbrochen, die Heerestheile jenseits des Po von der Hauptmacht getrennt, er stand dieser schon in der rechten Flanke, als der Ober-General erst Nachricht von seinem Anmarsch erhielt und sogleich eine Schwenkung vornehmen ließ. General Bes rückte über Vigevano, das unfern vom Ticin liegt, Durando über das westlichere Mortara vor; die Divisionen Genua, Perrone, Savoyen folgten zur Unterstützung.

Die österreichische Armee hatte am Gravellone nur unbedeutenden Widerstand gefunden. Das zweite Corps unter d'Aspre überschritt zuerst den seichten Bach und scheuchte die lombardischen Schützen vor sich her, die, obgleich von zwei andern Bataillonen aufgenommen, nur mit ansehnlichem Verlust über die Pobrücke bei Mezzana Corte sich zurückziehen konnten. Die Lombarden fingen sogleich an, die Brücke abzutragen. Oesterreichische Geschütze, Bohlen und Balken zerschmetternd, halfen bei dem Werke der Zerstörung; denn dadurch ward die Trennung der sardinischen Heerestheile vollendet. Das dritte Corps unter General Appel folgte dem zweiten nach La Cava, wo man kräftigen Widerstand erwartet hatte, aber keinen Feind vorfand. Beide Corps wendeten sich darauf nördlich nach Gropello. Das vierte Corps unter Thurn besetzte La Cava und entsendete eine Bri- zur Beobachtung der Polinie. Das erste Corps, von Wratislaw an- bildete den rechten Flügel. Es rückte am Ticino aufwärts

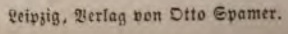
wo ein Bataillon Lombarden eilends die Flucht nach Mortara ergriff. Das Reserve-Corps endlich unter Wocher blieb noch zur Deckung am Gravellone stehen. Da man über die Absichten und Stellung des Feindes nichts Sicheres erfuhr, so dirigirte der Feldmarschall alle Theile seines Heeres gegen Mortara, um daselbst auf den Fall eines feindlichen Zusammenstoßes vereinigt zu sein, oder die Piemontesen entweder bei Novara oder Vercelli aufzusuchen.

Mortara und Novara.

Der Schauplatz, auf welchem nunmehr der Krieg seine blutigen Werke begann, breitet sich auf dem rechten Ufer des Ticino landeinwärts in einer wellenförmigen Ebene aus. Zwei Wildbäche, Terdoppio östlich und Agogna westlich, strömen in gleicher Richtung mit dem Ticino nach dem Po. Zwischen beiden erheben sich Schwellungen, die hin und wieder zu ansehnlichen Höhen aufsteigen. Die Hauptstraße zieht mitten über diese schwachen Hügelreihen durch die Städte und Flecken Mortara, Vespolate, Nibiola, Novara. Vor Novara, südlich, ist ein sandiges Niveau; die ansehnlichste Höhe durchschneidet die Straße von Novara und ist mit einer Kirche und Häusergruppe La Bicocca gekrönt. Seitwärts von Mortara liegt nach dem Ticino der Ort Gambolo, von welchem wieder eine Straße nördlich über S. Francesco nach Vigevano führt. Der Landstrich hat im Ganzen den Charakter der lombardischen Ebene; Villen, Casinen und andere Gebäulichkeiten, von Gärten und anmuthigen Baumgruppen umgeben, erhöhen die Lieblichkeit dieser Gegenden für das Auge, aber auch die Schwierigkeit für kriegerische Operationen.

Auf diesem Terrain rückte nunmehr der Feldmarschall mit gesammter Heereskraft vor; Mortara war der Ort, wo alle Corps zusammentreffen sollten. Wratislaw, der die äußerste rechte Flanke bildete, mußte sich auf einer Seitenstraße von Garlasco westlich wenden; er entsendete aber die Brigade Strassoldo in gerader Richtung gegen Vigevano, um nach dieser Seite vor Ueberflügelung sicher zu sein.

Bald verkündigte Kanonendonner zur Rechten, daß man hier auf den Feind gestoßen sei. Es war die Vorhut der Brigade Strassoldo, welche bei S. Siro die weit überlegene Avant-Garde des Generals Bes angriff und, als Verstärkung eintraf, mit stürmender Hand aus dem Orte schlug. Darauf wurde Gambolo ohne Widerstand besetzt; allein jenseits des Ortes waren die Anhöhen mit feindlichen Geschützen und Truppen bekrönt. Der



Zu Wägner's Radetzky Seite 277.

Radetzky und sein Stab.

Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

tapfere Oberstleutnant Schanz erstürmte die ersten Hügel, mußte jedoch endlich dem Andrange der Feinde weichen. Der Obergeneral Chrzanowsky war selbst in Vigevano eingetroffen, und gegen Mittag erschien auch der König mit der Brigade Savoyen. Ohngeachtet der äußersten Tapferkeit des zehnten Jäger-Bataillons und eines Bataillons Latour, mit welchen Schanz den Kampf unterhielt, mußte er immer weiter zurückweichen; sein Geschütz gerieth sogar in Gefahr, vom Feinde genommen zu werden; piemontesische Kavallerie zeigte sich zur Linken, um den schwachen Haufen zu umgehen. Da warf sich der muthige Mann an der Spitze seiner Husaren auf die Bersaglieri, zersprengte und verfolgte sie bis unter die Mündung ihrer Kanonen. Darauf wendete er sich gegen die feindlichen Lanciers, mit denen er sich im blutigen Handgemenge herumtummelte.

Ungeachtet aller Tapferkeit schien die Niederlage dieses Heerestheils unvermeidlich; aber in dem gefährlichsten Augenblicke kam Hülfe. Feldmarschall-Leutnant Wohlgemuth, der bei Bereguardo mit der Brigade Görger auf einer fliegenden Brücke über den Ticino ging, hörte den Kanonendonner von S. Siro und eilte mit vierzehn Compagnien Jäger und Grenzer, die bereits übergesetzt waren, nach dem Kampfplatz. Er entwickelte sogleich seine Streitkräfte und schlug viermal den kühn anstürmenden Feind zurück. Darauf, durch nachrückende Verstärkungen unterstützt und selbst zum Angriff übergehend, nahm er die Höhen von S. Francesco, wobei der tapfere Oberst Steininger bis in die Mitte der feindlichen Stellung vordrang. Er verfolgte hierauf die weichenden Piemontesen auf der Straße von Vigevano. Der Abend war aber schon vorgerückt; daher brach er das Gefecht ab. Dieser Umstand rettete ihn und vielleicht das ganze erste Corps von großem Verlust. Denn unterdessen war die Division des Herzogs von Genua und die zweite Brigade der Division Perrone eingetroffen. Es fanden sich daher drei Divisionen, etwa gegen 30,000 Mann, hier vereinigt. Chrzanowsky verschob jedoch den Angriff auf den folgenden Morgen, da die Nacht sehr finster war. Er erwog nicht, daß man im Kriege niemals aufschieben darf, daß eine Stunde Verzug oft die Krone eines Königreichs aufwiegt.

Der alte Feldherr, der in der Frühe von Pavia nach Gropello geritten war, um die Bewegungen der verschiedenen Corps zu leiten, vernahm wol den Kanonendonner zur Rechten, aber er änderte nichts an seinen Dispositionen. Seine Absicht war, den Feind bei Mortara mit voller Kraft zu schlagen und alsdann dem Heerestheile der Piemontesen, der vielleicht am Flusse siegreich vorgedrungen wäre, in die rechte Flanke zu fallen. Er be-

trieb daher den beschleunigten Marsch des zweiten Corps von Garlasco über Trumello nach Mortara. Dieses konnte trotz aller Anstrengungen erst nach vier Uhr an dem sandigen Rideau südlich von dem Städtchen anlangen. Es traf daselbst auf die Divisionen Durando und Savoyen. Erstere hatte auf dem erwähnten sandigen Rideau Stellung genommen und zwar mit der Brigade Aosta, ihrem linken Flügel, bis an den als Stützpunkt benutzten, ummauerten Kirchhof, mit der Brigade Königin, ihrem rechten Flügel, bis an das Kloster S. Albino. Westlicher stand der Herzog von Savoyen. Sein linker Flügel, die Brigade Cuneo, lehnte sich an die Stadt, sein rechter, die Gardebrigade, dehnte sich gegen Castel d'Ogogna aus, was in der Verlängerung der Straße von Vigevano liegt.

Die piemontesischen Generale erwarteten nicht mehr angegriffen zu werden, da der Tag schon weit vorgeschritten war; allein der streitbare, schlachtenbegierige Held d'Aspre befehligte das zweite Armee-Corps, und er pflegte nicht nach der Tageszeit, noch nach der Zahl der feindlichen Heerhaufen zu fragen, sondern nur nach der Gegend ihrer Aufstellung. Sobald er die piemontesischen Fahnen wehen sah, befahl er dem Erzherzog Albrecht, der mit seiner Brigade die Vorhut bildete, in vier Kolonnen zum Angriffe vorzurücken. Mit einem Kanonenschuß hatten die sardinischen Völker das Corps begrüßt; um fünf Uhr zischte eine Rakete auf und gab das Zeichen zum Angriff. Der Donner der Geschütze erhob seine furchtbare Stimme; das Feuer der Tirailleure entwickelte sich auf der ganzen Linie. Nach einer Stunde, mit Untergang der Sonne, waren die Sturmkolonnen gebildet und drangen mit Geschützen untermischt nach den Höhen vor. Unermeßliche Staubwolken erhoben sich von dem sandigen Terrain und bedeckten weit und breit den Kampfplatz. Aus dem Staubnebel hervor ertönten Trommelwirbel, Signale der Hörner, Kanonendonner und bald ein weitschallendes Hurrah der siegreich vordringenden, bald Geschrei der geschlagenen Krieger. Endlich sah man erst einzelne Soldaten, dann verworrene Züge und Rotten flüchtigen Fußes nach der Stadt eilen. Es waren Piemontesen der Brigade Königin.

Diese Brigade, die das Centrum der feindlichen Aufstellung bildete, hatte Erzherzog Albrecht an der Spitze seiner vier Kolonnen mit siegender Gewalt angegriffen, während die Brigade Aosta auf dem linken Flügel nur durch ein Tirailleur-Gefecht beschäftigt, der Herzog von Savoyen aber fast ganz außer Acht gelassen war. Zuerst durchbrach mit den Regimentern Gyulai, Paumgarten und dem eilften Jäger-Bataillon der kühne, oft schon

rühmlich genannte Oberst Benedek die feindlichen Linien und jagte die flüchtigen Haufen sammt Geschütz und Fuhrwerken jeder Art in wildem Gedränge nach der Stadt. Fast gleichzeitig erstürmte General Kolowrat das Kloster S. Albino und drängte den Feind gen Mortara. Durando, der die Niederlage seiner Truppen sah, befahl der Brigade Aosta, sich rechts zur Unterstützung der geschlagenen Haufen zu wenden. Da jedoch ein tiefer wasserreicher Graben solches verhinderte, führte er sie selbst zur Vertheidigung der Stadt auf der Straße von Vigevano zurück. Der Herzog von Savoyen hatte gleichfalls einen Theil der Brigade Cuneo auf die Straße S. Giorgio vorgesandt, um den nach der Stadt vordringenden Feinden Einhalt zu thun. Allein alle diese Hülfe war vergeblich; Oberst Benedek, von seinem feurigen Muthe fortgerissen, vollendete mit rücksichtsloser Verwegenheit, was er begonnen hatte.

Er war, wie wir gehört haben, in Verfolgung der geschlagenen Feinde bis an die Porta Milano gekommen. Nach einem heftigen Kampfe drang er, die beginnende Finsterniß der Nacht nicht achtend, in die Straßen der Stadt ein. Seine tapfern Jäger und das Regiment Gyulai folgten ihm, von gleicher Begierde nach Kampf und Sieg entflammt. Vor ihnen erhob sich ein großes Getümmel, lautes Geheul und Geschrei. Einzelne piemontesische Kolonnen, die sich mit blanker Waffe widersetzten, oder aus den Seitengassen hervorbrachen, wurden fast augenblicklich über den Haufen geworfen, und bald strömten flüchtige Soldaten zu Roß und zu Fuß, Geschütze, Wagen, Einwohner des Ortes von jedem Alter und Geschlecht auf der Straße von Vercelli aus der den Barbaren verfallenen Stadt. Benedek drängt rastlos bis an den Ausgang nach. Aber plötzlich wirbeln piemontesische Trommeln hinter ihm; Flintenschüsse krachen; es ist kein Zweifel mehr, zahlreiche feindliche Kolonnen stehen in seinem Rücken, und dem Häuflein tapferer Streiter scheint nur die Wahl zwischen Tod und Gefangenschaft gelassen. Schnell besonnen schichtet aber der kühne Benedek eine Art Barrikade aus todten Pferden und umgestürzten Wagen auf und geht dann selbst, während ihm die Kugeln um den Kopf pfeifen, bis auf 50 Schritte dem neuen Feind entgegen. „Streckt die Waffen!“ ruft er, „ihr seid umringt!“

Die Truppen, an welche er die Worte richtete, waren Bataillone der Brigade Cuneo, die der Herzog von Savoyen dem geschlagenen Mitteltreffen zu Hülfe gesandt hatte. General Alexander della Marmora war von Chrzanowsky mit der Leitung der Bewegungen bei Mortara beauftragt.



Erstürmung von Mortara.

Er hatte sich, vom Schlachtfelde zurückkehrend, an ihre Spitze gestellt, um in der Stadt die Flüchtlinge zu sammeln und einen geordneten Rückzug zu veranstalten. Als das Schreckenswort: „Streckt die Waffen" an die Bataillone erging, suchte er sie vergebens zu ermuthigen. In der Finsterniß vermochten die Truppen nicht ihre Gegner zu erkennen; das Grauen der Niederlage ruhte auf ihnen; sie ergaben sich. Manche fanden noch in der Dunkelheit Mittel zu entkommen, der General aber bahnte sich mit etwa fünfzig beherzten Männern einen Ausweg.

Gleich darauf erhielt Oberst Benedek Hülfe. Major Graf Pötting, der seine Bedrängniß wol erkannte, brach sich mit einigen Bataillonen



Ludwig Ritter von Benedek,

k. k. Feldmarschall-Lieutenant.

Zu Wägner's Radetzky Seite 280. Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

zu ihm Bahn. Der kühne Benedek hatte aber durch seinen raschen, verwegenen Angriff nicht bloß die geschlagene Brigade Königin völlig über den Haufen geworfen, sondern auch einen großen Theil der Brigade Aosta, welche unter Durando's persönlicher Anführung der Stadt zu Hülfe gekommen war. Der General selbst entrann fast ohne alle Begleitung zu der Division Savoyen; zwei Schwadronen aber und einiges Fußvolk, tapfere, in Schlachten erprobte Leute, öffneten sich durch eine gelungene Attake den Weg nach Novara.

Der Herzog von Savoyen, der nicht unthätig sein wollte, während seine Völker bluteten, rückte indessen mit dem Ueberreste der Brigade Cuneo gegen die Stadt. Ein Strom von Flüchtlingen und Fuhrwerken kam ihm entgegen. Er versuchte Einhalt zu thun, Ordnung zu schaffen; allein die Finsterniß, der Schrecken vor dem furchtbaren Benedek und seinen Tapfern raubte der Menge alle Besonnenheit. Er ward selbst in die allgemeine Flucht fortgerissen, verlor ein Geschütz und mehrere Munitionswagen und konnte sich nur mit Mühe aus dem verworrenen Knäuel der flüchtigen Schaaren losmachen. Er marschirte nach Castel d'Ogogna, wo seine noch unversehrte Garde stand. Nachdem er daselbst die Brücke über das Bergwasser überschritten hatte, wendete er sich nach Robbio auf der Straße von Vercelli, dann aber nordöstlich gegen Novara, um sich der Hauptarmee wieder anzuschließen.

Das war die entscheidende Schlacht bei Mortara.

Ueber 2000 Gefangene, darunter 66 Offiziere, Geschütze, Munition, Waffen und Gepäck in großer Menge, selbst der Marstall des Herzogs von Savoyen fielen den Siegern in die Hände. Die Namen d'Aspre, Erzherzog Albrecht und besonders Benedek waren in Aller Munde. Der Feldmarschall, der vor Trumello von Gambolo und Mortaro Rapporte empfangen und dahin Befehle ertheilt hatte, begab sich erst in später Nacht in das alte Schloß des Dorfes, wo er sein Hauptquartier nahm. Den ganzen Umfang des Sieges konnte er erst am folgenden Morgen in Erfahrung bringen.

Eine Ordonnanz nach der andern langte am 22. März schon am frühen Morgen im Hauptquartier an. Der Feldmarschall übersah nun den gewonnenen Sieg und seine Folgen. Er ertheilte Befehl, nach Novara aufzubrechen, wo man, wie er richtig voraussah, auf die vereinigte feindliche Macht stoßen mußte. Unterdessen frühstückten die Offiziere im Schloßhof unter großem Jubel.



Ursprung des Schnurrbartes.

Als der alte Held sich nach seiner Gewohnheit freundlich unter sie mischte und Platz nahm, brachte man scherzend den schon öfters erhobenen Antrag vor Se. Excellenz, dieselbe solle nach dem Wunsch und Gesuch der ganzen Armee in aller Huld geruhen, sich den während der Kriegszeit populärer gewordenen Schnurrbart wachsen zu lassen. Der alte Herr, anfangs widerstrebend, berief sich zuerst auf das alte Reglement, nach welchem er selbst den Bart abgeschafft habe, endlich aber fügte er beschwichtigend hinzu, indem er auf den Scherz einging, er wolle dem Gesuch willfahren, sobald sein tapferes Heer noch einen Sieg, wie den des gestrigen Tages, erkämpft habe.

König Karl Albert hatte die Nacht in der Mitte seiner Regimenter bei Vigevano unter freiem Himmel zugebracht. Eine wollene Decke umschloß seine lange Gestalt; ein Tornister diente seinem Haupte als Pfühl. So lag

er lang hingestreckt auf dem kalten Boden. Sein Gesicht war bleich; manchmal zuckte eine krampfhafte Bewegung darüber hin; sein rechter Arm erhob und senkte sich abwechselnd; schwere Träume schienen ihn zu beunruhigen.

Wir haben uns schon wiederholt über diesen unglücklichen Fürsten ausgesprochen und es abgelehnt, unbedingt den Stab über ihn zu brechen. Wir sind auch jetzt noch dieser Meinung, da seine Laufbahn sich ihrem Ende zuneigt. Er that, was andere Machthaber vor ihm gethan haben und nach ihm thun werden, er griff mit kühner Hand nach einer Krone, welche die Gunst der unruhvollen Zeit ihm anzubieten schien. Wer nach einer Krone greift, der hat sich mit seinem Gewissen schon abgefunden. Auch war es wahrlich nicht das Bewußtsein begangenen Unrechts, was in jener Nacht seinen Schlaf störte, sondern der Untergang seiner Hoffnungen, der drohende Umsturz seines Thrones, die schwere Hand des Unglücks, welches ihn bei Mortara betroffen und ihn, wie vorauszusehen, bald gänzlich zu Boden werfen sollte, das waren die grauen Nachtgestalten, die sein Lager umstanden, mit denen seine Seele in verzweifelterem Kampfe rang, als seine Bataillone während der unheilvollen Schlacht mit den feindlichen Sturmkolonnen.

Gegen 11 Uhr setzte sich die kaiserliche Armee in Bewegung, das zweite, dritte und Reserve-Corps auf der Hauptstraße von Novara, das erste Corps rechts, das vierte links von derselben. Ungeachtet aller Gründe, welche der „österreichische Veteran“ zur Entschuldigung des langsamen und späten Vorrückens anführt, läßt sich doch nicht wohl in Abrede stellen, daß man durch energische und rasche Verfolgung die geschlagenen feindlichen Divisionen ihrer Auflösung nahe gebracht, oder doch wenigstens den Herzog von Savoyen von Novara abgeschnitten hätte. Mit muthigen und sieggewohnten Truppen, wie die österreichischen, brauchte man auch einen weit überlegenen Feind nicht zu scheuen; wie solches die Tage von Mortara und Novara bewiesen haben. Dennoch rückte man so behutsam und mit soviel Umständlichkeit vor, daß man den Feind gänzlich aus dem Gesicht verlor und nicht wußte, ob er bei Vercelli oder Novara stehe. Die strategische Wahrscheinlichkeit sprach für den letzteren Fall, und der Feldherr dirigirte daher anfangs die ganze Armee nach diesem Punkt; da jedoch wiederholte Meldungen einliefen, die Piemontesen hätten sich nach Vercelli zurückgezogen, so wurde die Richtung des Marsches verändert. Das erste Corps sollte die Straße von Novara überschreiten und nach Robbio und Vercelli vorrücken, das vierte Corps ihm folgen, wenn ihm die Nachricht zukomme, daß Novara vom zweiten Corps besetzt sei, das dritte und Reserve-Corps

rückten dem zweiten in Staffelordnung nach. Dadurch hoffte der Feldherr für beide möglichen Fälle gerüstet zu sein. Er gab freilich die Vereinigung der Armee zur Ausführung eines Hauptschlages auf, hatte aber die Corps-Kommandanten angewiesen, sich bei Annäherung bedeutender Streitkräfte von Seiten der Piemontesen auf die nachfolgenden Heeressäulen zurückzuziehen und glaubte auf diese Art ein Zusammenwirken der ganzen Armee angebahnt zu haben.

Chrzanowsky verließ am 22. März mit den Divisionen Bes, Perrone und Genua die Stadt Vigevano vor Tagesanbruch. Er hatte um Mitternacht Meldung von der Niederlage bei Mortara erhalten und erkannte, daß er nicht vor den Oesterreichern Vercelli erreichen könne, oder doch in Gefahr sei, auf dem Marsche angegriffen zu werden. Da er sich hierdurch von der Straße nach Turin abgedrängt sah, so blieb ihm nur die Wahl, sich ins nördliche Gebirge zu werfen, wo sich bei rascher Verfolgung die entmuthigte Armee auflösen mußte, oder noch einmal in offene Feldschlacht das Glück zu versuchen. Er entschloß sich, als tapferer Soldat, bei Novara Stand zu halten. Den Herzog von Genua ließ er auf halbem Wege bei Trecate Stellung nehmen, um die feindlichen Bewegungen zu beobachten; er selbst erreichte am Abend mit den Divisionen Bes und Perrone die Stadt, wo er bereits Durando mit den Trümmern seines Heerestheils vorfand. Der Herzog von Savoyen langte in der Nacht an, der Herzog von Genua erst am folgenden Tag. Er hatte nunmehr eine Macht von mehr als 50,000 Mann versammelt, ein Heer, das wenigstens an Zahl den disponiblen Truppen des Feldmarschalls gleich war, nicht aber an Muth und innerer Tüchtigkeit. Wol mochte er jetzt wünschen, die Bataillone zur Hand zu haben, die er nutzlos über den Po entsandt hatte; aber Wünsche sind wesenlose Dinge; er mußte sich an die vorhandene Wirklichkeit halten, und das that er mit Einsicht und taktischem Geschick.

Die Stadt Novara mit etwa 12,000 Einwohnern ist von verfallenen Bastionen und Wällen umschlossen. Sie liegt auf einer Erhöhung; ein mittelalterliches Kastell, dessen vielfach zerborstene Mauern wuchernder Epheu malerisch bekleidet, diente ehemals zur Befestigung. Eine halbe Stunde westlich fließt die Agogna, in gleicher Entfernung östlich der Terdoppio-Bach. Südlich von der Stadt zieht sich, wie oben bemerkt, eine bedeutendere Höhe quer über die Straße, die von Mortara kommt und bis zur Bicocca immer aufwärts steigt. Südöstlich von der Häusergruppe Bicocca senkt sich der Boden unmerklich bis Castellazzo und dann stärker

bis Olengo. Noch östlicher von diesem Höhenzug sind Wiesen und Niederungen, welche ein breiter Graben, der Kanal von Olengo, begrenzt.

Das also beschaffene Terrain wählte Chrzanowsky zur Aufstellung der piemontesischen Armee, welche in ihrer vollen Ausdehnung beinahe eine Stunde betragen mochte. General Durando mit den wieder verstärkten Brigaden Königin und Aosta bildete den rechten Flügel. Er lehnte sich an einen Kanal, wo der ansehnliche Meierhof Citadella einen festen Stützpunkt gewährte. Ihm zunächst stand Bes im Mitteltreffen mit seiner Division; Perrone aber auf dem linken Flügel hielt die Bicocca stark besetzt und dehnte seine Stellung über Fersada, Castellazzo bis Olengo aus. Vor dieser Position waren Torrione Quartara und viele Casinen zur Vertheidigung hergerichtet, während sich eine Brigade unter Solaroli östlich an den Terdoppio lehnte. In zweiter Linie standen hinter Perrone der Herzog von Genua, hinter Bes der Herzog von Savoyen in Reserve, um hervorzubrechen, wenn der Feind im Angriff auf die erste Linie seine Kräfte erschöpft habe. Die Stellung war gut gewählt, gedrängt und möglichst gesichert, nur hatte man die Straße von Vercelli gänzlich außer Acht gelassen, weil man von dieser Seite keinen Feind erwartete.

Der Feldmarschall war am 22. März den Bewegungen der Armee gefolgt. In Mortara, wo noch Blutlachen, Leichen und viele Verwüstungen die Schrecknisse des nächtlichen Kampfes verriethen, wurde er von den Einwohnern mit Ehrerbietung empfangen. Sie wußten, daß sie die Sicherheit, deren sie sich seit dem frühen Morgen erfreuten, seinen Anordnungen verdankten, und zeigten sich erkenntlich. Nach einigen Stunden ritt er weiter nach Lavezzaro. Hier war es, wo er noch in später Nacht auf erhaltene wiederholte Meldungen gegen seine bessere Ueberzeugung die Marschordnung veränderte. Am Morgen erhielt er Rapport vom Feldzeugmeister d'Aspre, daß in Novara nur die piemontesische Arrière-Garde noch stehe, während die übrige Armee nach Vercelli gerückt sei.

Gegen 11 Uhr verfügte sich der Feldherr in den Hof des Gebäudes, wo er die Nacht zugebracht hatte. Die Offiziere des Hauptquartiers waren versammelt, alle in höchster Spannung auf bestimmte Nachrichten. Da hörte man in der Richtung von Novara Kanonenschüsse, erst einzelne, dann mehrere, endlich ganze Lagen. Man dachte anfangs an Plänklergefechte mit der feindlichen Nachhut; allein allmählich tauchte der Gedanke auf, es könne die piemontesische Armee selbst den Kampf angenommen haben. Eine Ordonnanz

sprengte in den Hof und meldete, das zweite Corps sei auf starken Widerstand gestoßen, es hoffe aber, ihn zu überwältigen. Diese Meldung vermehrte die allgemeine Unruhe; die Pferde waren gesattelt, Wagen und Handpferde bepackt; auf den Tischen lagen große Landkarten ausgebreitet, und die Generale bemühten sich, die Oertlichkeiten aufzusuchen, welche der Kampf berühren konnte. Der General-Stabsquartiermeister von Heß sprach besonders eifrig mit dem Feldherrn.

Auch auf der Straße draußen war großes Gedränge. Die Landleute wünschten den berühmten Marschall in der Nähe zu sehen. Endlich führte der Intendant Graf Pachta eine Schaar von blühenden jungen Mädchen herein. Sie hatten sich vertrauensvoll mit der Bitte an den bejahrten Herrn gewendet, er möge ihnen die Vergünstigung verschaffen, daß sie bei Sr. Excellenz zum Handkusse zugelassen würden. So sehr der alte Held mit dem Verhängniß des Augenblicks beschäftigt war, das über Königreiche seine Loose rollte, verleugnete er doch nicht seine ritterliche Courtoisie. Er reichte jeder der Damen vom Lande seine greise Hand. Mancher der anwesenden Cavaliere hätte den rosigen Lippen gern den Schnurrbart dargeboten, allein die Zeit war zu ernst; immer lauter, immer andauernder scholl der Donner des Geschützes von Novara her und verkündigte, daß dort ein anderer Kamf entbrannt sei, als ein bloßes Gefecht mit der feindlichen Nachhut.

Jetzt konnte man nicht länger warten. Der Feldmarschall und sein ganzes Gefolge stiegen zu Pferd und ritten im scharfen Galopp auf der Straße von Novara vorwärts. Sie stießen auf die Fuhrwerke des zweiten Corps, auf Sanitätswagen, die zur Aufnahme von Verwundeten bestimmt waren. Dieß hielt sie auf und verzögerte auch den Marsch des dritten Corps, das sie einholten. Der Feldherr trieb zur Eile, und nicht umsonst. Die Trommeln wirbelten kräftiger; die Soldaten eilten in Sturmschritt vorwärts. Er ließ das Reserve-Corps auffordern, unmittelbar dem dritten Corps zu folgen, und fertigte gleichzeitig eine Ordonnanz an den Grafen Thurn ab, damit dieser von Confienza sich rechts nach Novara wende und, in des Feindes Flanke erscheinend, den Ausschlag gebe. Bald begegnete man mehreren Verwundeten; manche schwankten noch unsichern Schrittes dahin, andere wurden getragen. Man sah Kameraden, mit denen man noch am Tage vorher bei vollem Becher gescherzt hatte, jetzt blaß, mit Blut überronnen, unter ihnen den tapfern Grafen Stadion, dem eine Kugel in die Brust gedrungen war. In dem Dorfe Nibiola kam man am Verbandplatze vorbei. Der Feldmarschall und alle Offiziere entblößten das Haupt; viele Verwundete erhoben die Hände,



Albrecht Erzherzog von Oesterreich.

Zu Wägner's Radetzky Seite 287.

Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

wie zum militärischen Gruß. Man ritt vorüber, man eilte mit immer größerer Begierde dem Kampfplatze zu.

Der Boden zitterte unter den Schlägen der Geschütze; an einem Bauernhofe sah man schon die Verwüstungen der Schlacht; jetzt sprengte man eine Anhöhe hinauf und hatte den Anblick des Schlachtfeldes vor sich. Grauweißlicher Pulverdampf war darüber ausgebreitet; im Hintergrunde erkannte man, wie durch einen Schleier, die Stadt Novara in deutlichen Umrissen; am Himmel hingen düstere Regenwolken, auf welchen sich die aufflammenden Raketen und die zufällig in der Luft zerplatzenden Granaten grell abzeichneten. Man übersah die Schlachtordnung der im Kampf verwickelten Heere. Dünn, da und dort durchbrochen waren die Reihen der Oesterreicher, deren Häuflein bald in Sturmkolonnen vordrangen, bald von den Höhen und Casinen wieder herabgestürzt wurden, sich aber von neuem sammelten. In dichten Massen drohte ringsum der Feind und suchte, auf beiden Flügeln vorrückend, die schwachen Heerhaufen zu zermalmen. Diese wiederum boten die letzte, äußerste Kraft auf, durch die feindliche Uebermacht sich Bahn zu brechen oder doch den Boden zu behaupten, der von ihrem und der Feinde Blut geröthet war.

Grün waren die Felder, dann wurden sie roth,
Glühroth, wie der Morgen, blutroth, wie der Tod.
Die Tapferen streiten, sie sinken hin,
Denn keiner will wanken und keiner flieh'n.
Blick, Oesterreich, stolz auf Novara's Feld;
Dort blitzen die Waffen, das Kriegshorn gellt,
Dort rollen die Loose — doch bald ist's gescheh'n,
Wenn deine Paniere zum Siege weh'n.
Auf, flicht um die Stirne den Lorbeerzweig,
Du altes, du herrliches Oesterreich!

Wie das Alles geschah, müssen wir von Anfang berichten, da sämmtliche Anordnungen des Feldmarschalls dahin zielten, sein vereinigtes Heer dem Feinde entgegenzustellen, nicht aber, wie es hier der Fall war, ein einzelnes Corps. Der Feldherr hatte ausdrücklich den Feldzeugmeister d'Aspre angewiesen, sich durch Recognoscirung genaue Kenntniß zu verschaffen, ob Karl Albert mit seiner Armee bei Novara stehe, oder ob er, wie bisher alle Berichte meldeten, nach Vercelli aufgebrochen sei. Diese Maßregel der Vorsicht scheint der General gänzlich außer Acht gelassen zu haben. Er brach am 23. von Vespolate auf und ließ noch dem vierten Corps melden, es solle unbekümmert gen Vercelli vorrücken. Um 11 Uhr wurde er vor Olengo des Feindes ansichtig, der die Höhen rechts und links besetzt hatte. Sobald er die piemon-

tesischen Fahnen erblickte, waren alle seine Gedanken auf Kampf und Sieg gerichtet. Sein ungestümer Muth, gesteigert durch den Erfolg bei Mortara, riß ihn unwiderstehlich fort. Er hoffte die feindliche Nachhut gänzlich zu vernichten; als er aber endlich den wahren Sachverhalt erfuhr, war er schon in den schrecklichen Kampf mit der gesammten feindlichen Armee verwickelt und wollte lieber mit seinem ganzen Corps auf der blutigen Wahlstatt sterben, als fußbreit von dem Felde der Ehre zurückweichen. Dieser Entschluß beseelte nicht nur ihn selbst und die Obersten, sondern auch den gemeinen Mann; wo aber eine solche Entschlossenheit in dem Menschen lebt, da vermag er Ungewöhnliches zu leisten.

Erzherzog Albrecht, der die Vorhut des Heeres bildete, ordnete seine Division in zwei Angriffs-Kolonnen zu beiden Seiten der Straße; die Brigade Stadion rückte auf der Straße selbst vor, da der Feldzeugmeister bemerkte, wie der Feind größere Massen entwickelte.

Das Tirailleur-Gefecht nahm seinen Anfang; die Geschütze donnerten; eine Batterie von 16 Kanonen schweren Kalibers schleuderte Tod und Verderben von den vorliegenden Höhen herab. Dennoch rückten die Regimenter Franz Karl und Kaiser, von dem Erzherzog Albrecht, dem tapfern Sohne des Siegers von Aspern, geführt, mit unwiderstehlichem Ungestüm stürmend gegen die Häusergruppen von Montebello und Moncucco und eroberten sie. Der geschlagene Feind kehrte jedoch bald verstärkt zurück und drängte unter dem Schutze seiner furchtbaren Artillerie die siegreichen Bataillone wieder aus der gewonnenen Position. Der Erzherzog unternimmt einen zweiten Angriff mit größerer Macht; die feindliche Brigade Savona kann nicht widerstehen; sie weicht vor den blinkenden Bajonnetten und dem weitschallenden Hurrah der anstürmenden Massen in Unordnung zurück. Jetzt aber rückt die zweite Linie zu ihrer Unterstützung heran, die Brigade Savoyen, der König selbst in ihrer Mitte. Vergebens vertheidigt der Erzherzog mit seinen Braven Schritt für Schritt; die Uebermacht, das Feuer der Geschütze überwältigt die Gegenwehr. Montebello und Moncucco werden wiedergenommen; der Jubelruf der siegreichen Savoyarden: „Vive le roi!“ begrüßt noch einmal den König und verkündigt ihm, daß seine Getreuen bereit sind, für ihn zu sterben. Es ist ein Gruß, wie ihn die Abendglocken der Sonne zusenden, deren Untergang sie feiern.

Indessen behauptet der Erzherzog noch die äußersten Häuser; die Regimenter sammeln sich wieder hinter den massiven Gebäulichkeiten, die von den Jägern des neunten Bataillons vertheidigt werden. Zugleich wird das



Die Schlacht von Novara.

Das Buch vom Feldmarschall Radetzky.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Regiment Franz Karl, das völlig erschöpft und ohne Munition ist, von dem Regimente Gyulai unter Anführung des kühnen Benedek ersetzt, während ein Bataillon Kinsky und eiñ Bataillon von Wiener Freiwilligen die gelichteten Reihen verstärken. Unter dem Feuer der feindlichen Batterien ordnet der Erzherzog seine Kolonnen; zu gleicher Zeit marschirt Graf Stadion auf der Straße im Sturmschritt vorwärts.

Diese Truppen erneuern den Angriff mit großer Kühnheit. Zweimal dringen sie bis auf die Höhen, die Plänkler sogar bis in die Nähe des Königs, an dessen Seite mehrere Offiziere erschossen werden; sie müssen aber immer wieder der Uebermacht weichen! Der mörderische, unentschiedene Kampf dauert schon drei Stunden; General Stadion sinkt von einer Kugel in die Brust getroffen; tödtlich verwundet fallen Major Ostrich, Oberst-Leutnant Seyffert und viele andere tapfere Männer; dennoch behauptet der Erzherzog die letzten Häuser, kann aber ungeachtet aller Anstrengung nicht die Höhen gewinnen.

Auf der linken Seite versuchte der Feind bei Torrione Quartara eine Umgehung, um in die Flanke der stürmenden Kolonnen einzubrechen; allein hier stand der Oberst Kielmannsegge mit einer schwachen Abtheilung und leistete den beharrlichsten Widerstand. Eine Kugel zerschmetterte ihm den Fuß; dennoch wich die tapfere Truppe nicht von dem blutgetränkten Boden, wo sie die Waffenbrüder vor der drohenden Ueberflügelung bewahrte.

Erst jetzt erkannte der Feldzeugmeister, daß er es mit der ganzen königlichen Armee, nicht bloß mit der Nachhut, zu thun habe, und ließ solches dem Feldmarschall und den Führern des dritten und vierten Corps melden. Es kostete seinem stolzen Herzen viel Ueberwindung, die Waffenbrüder um ihre Mitwirkung anzusprechen; aber Thurn, der Kommandant des vierten Corps, hatte schon aus dem anhaltenden Kanonendonner die Lage der Dinge erkannt und die Richtung nach Novara eingeschlagen.

Während der Erzherzog im verzweifelten Kampfe mit der feindlichen Uebermacht rang, stürmte General Kolowrat auf der rechten Seite gegen die Casine Castellazzo. Er brachte eine halbe Batterie ins Feuer; allein zwölf feindliche Geschütze begrüßten sie mit solchem Erfolg, daß sogleich zwei Kanonen demontirt wurden. Die andere halbe Batterie sprengte hierauf unter dem Kartätschenfeuer bis auf eine Entfernung von 500 Schritten vor und brachte den Feind zum Weichen. Jetzt drang Kolowrat, selbst zu Fuß, mit seinen zwei Bataillonen gegen Castellazzo. Zweimal wurde der Sturm abgeschlagen. Als ihm andere Bataillone zu Hülfe kamen, eroberte er die

Casine und rückte sogleich auf dem Rideau weiter gegen Forsada, wo ihm aber die entschiedene Uebermacht der Piemontesen Einhalt that.

Es war der Herzog von Genua, der, mit seiner ungeschwächten Division in die Schlachtlinie einrückend, dem Gefecht eine andere Wendung gab. In dem mörderischen Kampfe um Montebello und Moncucco war der tapfere Perrone gefallen, seine Division gelichtet und entmuthigt; die Brigaden Piemont und Pignerol aber, die der Herzog von Genua ins Feuer führte, hatten noch wenig gelitten. Zwar fällt General Passalacqua, der links von der Straße gegen den unerschütterlichen Erzherzog vorrückt, von drei Kugeln durchbohrt; aber der Herzog selbst erobert Castellazzo, wirft, mit feurigem Muthe seinen Sieg verfolgend, Alles vor sich her zu Boden und dringt gegen Olengo vor, welches das zweite Bataillon Kaiserjäger besetzt hält. Major Hubel, der die Wichtigkeit dieses Punktes in der rechten Flanke der Armee erkennt, sieht den Sturm heranbrausen. Er fordert seine tapfern Gebirgsleute auf, lieber Mann für Mann hier zu fallen, als die Position zu verlassen, auch nicht bloß in der Defensive zu bleiben, sondern zum Angriff hervorzubringen, wo sich irgend Gelegenheit biete. Dieser Aufforderung entsprechend, vertheidigen die Jäger den obern Theil des Dorfes mit unbezwinglichem Muthe. Hinter ihnen sammeln sich die vom Feinde hart gedrängten und aufgelösten Bataillone. Oberst Bianchi führt die wieder geeordneten Kolonnen den Jägern zu Hülfe, und vereinigt wagen sie nun mit blanker Waffe zum Angriff selbst hervorzubrechen. Sofort wird der untere Theil von Olengo eingenommen, der Feind zurückgeworfen. Die Signalhörner laden zum Vorrücken ein, und die Männer des Gebirgs folgen freudig, wie in den heimatlichen Thälern, dem Alphornruf eines guten Kameraden, der die aufgehende Sonne begrüßt, wie dem Jauchzen der Sennerin, die den lieben Bua zum traulichen Zwiegespräch auf grüner Alm herüberlockt. Und wie in der theuern Heimat die Alpenrosen lieblich blühen, so blühen hier auf dem Schlachtfeld blutroth die Rosen des Todes um die blassen Gefallenen, und der Engel der Unsterblichkeit flicht Kränze daraus, um die Häupter der Edeln zu schmücken, die lebend und sterbend ihre Pflicht erfüllt haben.

Während die Jäger auf dem Rideau dem weichenden Feinde folgen, rücken die anderen Truppen auf den Wiesen an der Fontana d'Olengo über Castellazzo bis nach Forsada, wo sie der Feind mit einem furchtbaren Feuer empfängt. Einen Augenblick weichen die müden Jäger, aber von Hubel angefeuert, dringen sie unter ihren Hauptleuten Streicher und Toth im

stürmischen Anlauf in die Casine und erobern eine Sechzehnpfünder-Batterie. Eine der Kanonen nehmen ihnen zwar die Piemontesen im Handgemenge wieder ab, die andern aber behaupten sie.

Man versichert, Chrzanowsky habe selbst dem kühnen Vordringen des Herzogs von Genua Einhalt geboten, damit der ritterliche Prinz nicht durch seinen Muth zu weit geführt werde. Wenn dieß gegründet ist, so hat er dadurch seinen Ruf als Feldherr nicht bewährt. Denn gelang der Angriff, so wurde der in der Fronte hart gedrängte Erzherzog Albrecht zugleich in der rechten Flanke gefaßt und wahrscheinlich überwältigt. Dann stand nichts entgegen, auch das anrückende dritte Corps mit überlegener Macht anzugreifen. Indessen ist aus dem Gange des Gefechts überhaupt zu ersehen, daß der General keinen rechten Gebrauch von seiner ungeheuren Ueberlegenheit zu machen wußte. Er löste zwar die Truppen häufig ab, allein eine Entfaltung seiner ganzen Macht zur schnellen Niederwerfung des zweiten Corps, das nur 15,000 Mann zählte, ist nirgends ersichtlich; und doch konnte nur eine frühe Entscheidung ihn retten, ihm wenigstens den Marsch westlich nach dem Flusse Sesia eröffnen, da er jede Stunde das Anrücken der anderen feindlichen Corps erwarten mußte.

Gegen drei Uhr Nachmittags, da der General den hartnäckigen Widerstand der Gegner mit den bisherigen Mitteln nicht bezwingen konnte, da er sogar auf seinem linken Flügel in Nachtheil kam, ertheilte er dem Herzog von Savoyen Befehl, mit einem Theile seiner Division und der des Generals Bes nach der Bicocca vorzurücken. Dieses geschah. Der Herzog, muthig wie sein Bruder, führte die frischen Truppen ins Feuer; er schritt über Blut und Leichen vorwärts; er hoffte, den wankenden Sieg, den Ruhm des Heeres, die väterliche Krone mit seinen ausgeruhten Schaaren zu retten.

Auf der andern Seite wirft sich der Erzherzog Albrecht mit seinem zusammengeschmolzenen Häuflein ungeschwächten Muthes der anstürmenden Feindesflut entgegen. D'Aspre selbst sprengt durch die gebrochenen Reihen der Seinen, hier ordnend und ermuthigend, dort zerstreute Truppen sammelnd und zum Angriffe führend. Noch halten sie Stand; aber keine Reserven sind mehr übrig; die Leute kämpfen wo und wie sie stehen; denn ihre Kräfte sind erschöpft. Fünf Stunden lang hatte das Corps gegen eine Armee von 50,000 Mann gefochten, ohne Boden zu verlieren; dem neuen Andrang kann es nicht lange mehr widerstehen.

Der Feldzeugmeister warf oft sorgenvolle Blicke über die gelichteten Reihen der streitbaren Leute, oft auch sah er rückwärts auf die Straße von

Mortara, wo er das dritte Corps erwartete. Es schlug drei Uhr. Da sprengte ein zahlreiches Geschwader auf der Straße her; rothe und weiße Mäntel flatterten im Winde, goldglänzende Uniformen wurden sichtbar; es war der Feldmarschall mit seinem Gefolge, und bald entfalteten sich auch die Adler des dritten Corps, das im Sturmschritt heranzog, den hart bedrängten Waffengefährten Hülfe zu bringen.

Nun war die Stunde der Gefahr vorüber. Nach des Feldherrn Disposition wurden zwei Brigaden des dritten Corps auf den rechten und linken Flügel vertheilt, da eine vollständige Ablösung wegen der Hitze des Gefechts nicht ausführbar war. Die Brigade Taxis blieb in Reserve.

Auf allen Punkten schritten die Truppen zum stürmischen Angriff. Der rechte Flügel drängte auf dem Rideau von Forsada, der Erzherzog Albrecht links von der Straße aufwärts nach der Bicocca. Eine Batterie von 24 Geschützen donnerte gegen die Mitte des feindlichen Heeres und brach den anrückenden Bataillonen eine blutige Bahn.

Dagegen sprengte General Chrzanowsky nach seinem rechten Flügel, der bisher nur schwache Versuche gegen Kielmannsegge und sein unbedeutendes Häuflein gemacht hatte. Zu dem letztern waren inzwischen mehrere Bataillone gestoßen; ehe er jedoch zum Angriffe vorschreiten konnte, drang Chrzanowsky selbst an der Spitze der Divisionen Durando und Bes siegreich vor. Seinen Sturm-Kolonnen konnte Anfangs nur unzureichender Widerstand entgegengesetzt werden; und es unterliegt keinem Zweifel, daß ihm ein früher unternommener Angriff in dieser Richtung die linke Flanke des österreichischen Heeres geöffnet und vielleicht große Erfolge gewährt hätte. Jetzt aber wurde der Widerstand, auf welchen er stieß, immer kräftiger, je zahlreicher frische Truppen auf den bedrohten Punkten anlangten. Artillerie-Director Stwrtnik führte eine Zwölfpfünder-Batterie gegen die anrückenden Feinde auf, die alsbald ihre mörderische Arbeit begann.

Unterdessen erhielt der Obergeneral Meldung, daß der Feind mit siegender Gewalt gegen die Bicocca im Anzuge sei. Er sprengte sogleich im Galopp nach der Höhe, die er mit Recht für den Stützpunkt seiner Aufstellung hielt.

Während dieser Vorgänge hatte der Feldmarschall das ganze Schlachtfeld in Augenschein genommen. Er war besonders nach der linken Seite geritten, und hatte hier, wo Chranowsky vorzubrechen suchte, Verstärkungen anrücken lassen, damit die Verbindung mit dem erwarteten vierten Corps eingeleitet werde. Darauf verfügte er sich mit seinem Stabe nach einer Anhöhe südlich von der Bicocca, wo an einem vorliegenden Meierhofe eine

schwere Batterie mit einer piemontesischen die eisernen Grüße wechselte. Es war eine gefährliche Stellung. Heulend flogen die Sechzehnpfünderkugeln, zischend die Granaten bald über ihre Köpfe hin durch die Luft, bald seitwärts, tiefe Furchen in den Boden reißend. Nicht weit von der Stelle, wo Radetzky mit seinem Gefolge hielt, lag ein Artillerist, dem eine matte Kugel den Kopf eingeschlagen hatte.

Gegen halb sechs Uhr langte das Reserve-Corps an; die ungarischen Grenadiere desselben, stattliche Leute, defilirten vorüber. Der Feldherr hatte ihnen zu St. Angelo auf ihre Bitte versprochen, sie bei erster Gelegenheit zum entscheidenden Angriffe zu kommandiren. Er ließ sie daher sogleich in Kolonnen aufrücken. Schon wollte er ihnen das Zeichen zum Sturm auf das feindliche Mitteltreffen geben, als links über Cittadella hin Raketen zu dem dunklen Himmel aufstiegen. Es war das vierte Corps, das auf der Straße von Vercelli her sich näherte. Der Stabsquartiermeister von Heß sprengte vor, um sich über den Marsch desselben Gewißheit zu verschaffen. Er berichtete, daß es bereits die Agogna-Brücke überschritten und sich in des Feindes Flanke ziehe. Der Feldmarschall gab nunmehr das Zeichen zum allgemeinen Vorrücken auf der ganzen Linie.

Noch einmal erhob sich der Kanonendonner von beiden Seiten, daß der Boden zitterte. Die feurigen Geschosse leuchteten mit grellem Schein durch die allmählich zunehmende Dämmerung. Der schwache Lufthauch, der von Süden wehte, führte den weißlichen Pulverdampf über die Stadt Novara, wo er sich wie ein ungeheurer Fächer ausbreitete. Unter dieser luftigen Hülle lagen die Bewohner auf ihren Knien und beteten, daß Gott gnädig die Greuel des Krieges vorüberführen wolle. Draußen wüthete indessen der erbarmungslose Krieg fort mit seinen zerschmetternden Donnern und der Tod schritt in der Dämmerung über das Schlachtfeld und erkor seine Opfer. Mit einem Male aber verstummte das furchtbare Krachen; die Trommeln wirbelten, die Hörner klangen, dann folgte heftiges Kleingewehrfeuer, Geschrei der Kolonnen, die auf einander stießen. Chrzanowsky entfaltete jetzt seine gesammte Macht: er eilte, wie wir oben bemerkten, nach der Bicocca, er sah, wie der Erzherzog Albrecht mit seinen Bataillonen eine Casine, eine Stellung nach der andern überwältigte, wie die Kolonnen, die über Forsada hervorbrachen, schon Novara bedrohten. Er sammelte da und dort die zerstreute Mannschaft und führte sie selbst ins Feuer; im Sturmschritt nahten die siegreichen Schaaren der Höhe. Da hielt mitten unter den entmuthigten Haufen König Karl Albert hoch zu Roß, aber finster wie der mit Wolken

bedeckte Nachthimmel, finster wie sein eigenes böses Schicksal. Die Geschosse flogen um ihn her, Flammensäulen schlugen aus mehreren Gebäuden des Weilers, die Piemontesen wichen zurück vor dem stürmischen Andrang; er stand regungslos unter den Schrecknissen des Kampfes. Endlich warf er sein Pferd herum und ritt langsam unter den letzten Plänklern der Stadt zu. Ein lautes, weitschallendes Hurrah verkündigte den Sieg Oesterreichs; und Oesterreichs Fahnen wallten vorwärts und bekrönten die Höhen, seine Geschütze fuhren in den eroberten Positionen auf und sandten dem flüchtigen Feinde ihre Donner nach.

Auch Bes und Durando zogen sich eilends nach Novara zurück; denn schon war die Vorhut des vierten Corps unter Anführung des muthigen General-Majors Grafen Degenfeld in ihrer rechten Flanke vorgerückt, hatte die vorliegenden Casinen und Batterien erobert und bedrohte die Rückzugslinie.

Die piemontesische Armee retirirte in völliger Auflösung; nur die Garde-Regimenter, die Schützen von Veltlin und einige alten Bataillone, geführt von Chrzanowsky und den Herzögen von Savoyen und Genua, deckten in fester Haltung den allgemeinen Rückzug.

Der Verlust der Sieger an Todten, Verwundeten und Vermißten in der mörderischen Schlacht wird nicht viel unter 4000 Mann betragen haben; der piemontesische überstieg wol das Doppelte, da sie nur allein an Gefangenen 3000 Mann einbüßten. Um acht Uhr des Abends war das Schlachtfeld von den Piemontesen völlig geräumt und die ganze Armee, in einen verworrenen Knäuel zusammengeballt, auf den engen Raum der Stadt beschränkt. Die nächsten österreichischen Batterien unterhielten noch ein lebhaftes Feuer gegen die Wälle von Novara, wo einige aufgepflanzte Geschütze ihnen antworteten, bis die Dunkelheit der Nacht und der strömende Regen allmählich Einhalt geboten.

Warum man trotz dieser Umstände die Beschießung nicht kräftig fortsetzte, nicht mit stürmender Hand in die Stadt einbrach und die ganze feindliche Armee zersprengte, wissen wir nicht anzugeben. Wir wagen kaum dem österreichischen Veteran nachzuschreiben, daß es die bekannte Menschenfreundlichkeit des Feldmarschalls war, die eine energische Verfolgung des Sieges hinderte. Der alte Held wußte wohl, daß solche Schonung nur neues Blutvergießen herbeiführen mußte. Vielleicht bestimmte ihn die Aussicht auf den Frieden, der nicht ausbleiben konnte, vielleicht die Rücksicht auf England und Frankreich, die einer Zertrümmerung des sardinischen König-

reichs entgegen traten und mit denen Oesterreich in seiner damaligen innern Zerrissenheit einen Krieg nicht wünschen konnte. Gewiß ist, daß diese Rücksicht den Marsch nach Turin verhinderte und zu dem nachfolgenden sehr milden Frieden Vieles beitrug.

In der Stadt herrschte indessen völlige Anarchie; die Banden der Disciplin waren gelöst; die Soldaten suchten nach Lebensmitteln, sie fingen an zu plündern. Garden zu Roß und zu Fuß schritten auf Befehl des Generals ein; man kämpfte mit blanker Waffe; Schüsse wurden gewechselt. Mit Mühe gelang es, der zuchtlosen Banden Herr zu werden. Daß unter solchen Umständen Tausende das Weite suchten und in ihre Heimat zurückkehrten, war eine natürliche Folge der Niederlage und der allgemeinen Auflösung der militärischen Zucht.

Hoffnungslos, wie seine Soldaten, war der König selbst. Als er in die Stadt zurückgekehrt war, begab er sich auf den Wall und stand dort zwischen den Kanonen, während die feindlichen Kugeln um ihn her niederschlugen. Man fürchtete jeden Augenblick, ihn fallen zu sehen. Ein General wagte es endlich, ihn am Arm zu ergreifen, um ihn von der gefährlichen Stelle wegzuführen. „Lassen Sie mich," sagte er gefaßt aber mit dumpfer Stimme, „lassen Sie mich hier sterben." Als das Feuer der Geschütze nachließ, befahl er, daß man seinen Minister Cadorna zu ihm berufe. Dieser erschien bestürzt, niedergeschlagen; denn er war einer von den Freiheitsschwindlern, die zum Kriege gedrängt hatten. Der König deutete auf das Schlachtfeld und fragte ihn, ob nun des Blutes genug geflossen sei. Dann befahl er ihm, mit dem General Cassato zu dem Feldmarschall zu gehen und um einen Waffenstillstand und Einstellung der Feindseligkeiten nachzusuchen. Darauf verließ er den Wall, um sich in seinen Palast zu verfügen. Auf den Straßen sah er die Unordnung unter den Soldaten, die Plünderung und Zuchtlosigkeit. Er versuchte mit seinem königlichen Ansehen einzuschreiten; allein die verwilderten Banden achteten ihn nicht; Mancher erhob sogar drohend die Faust gegen seinen königlichen Herrn.

In seinem Palaste vernahm er von Cadorna, der aus dem Hauptquartier zurückgekehrt war, den Bescheid des Feldmarschalls. Derselbe verweigerte die Einstellung der Feindseligkeiten und beraumte den folgenden Tag zu weiteren Verhandlungen an.

Er blieb jetzt eine kurze Zeit allein; dann war sein Entschluß gefaßt. Er ließ seine Söhne und die angesehensten Generale vor sich kommen und sprach mit königlicher Würde, er habe für die Sache Italiens zu den Waffen

gegriffen, sei aber unglücklich gewesen. Seine Person, so glaube er, sei das Hinderniß, das dem Abschluß des Friedens im Wege stehe. Er habe den Tod auf dem Schlachtfelde gesucht und nicht gefunden; daher lege er die Krone nieder und entsage zu Gunsten seines ältesten Sohnes, des Herzogs von Savoyen. Als er diese Worte gesprochen, umdrängten ihn die Prinzen und die übrigen Anwesenden und baten ihn, das Wort zu widerrufen. Er aber blieb fest und unbewegt. „Dort steht euer König," sagte er, „mein Sohn Victor Emanuel." Darauf umarmte er die Prinzen, drückte jedem der Generale die Hand und entfernte sich gefaßt und unerschüttert, während keiner der Anwesenden sich der Thränen erwehren konnte. Ein einziger Diener begleitete ihn in den Wagen, der vor dem Thore hielt; dort stieg er ein und fuhr auf der Straße von Vercelli fort. Nacht war um ihn, Nacht in seiner Seele. Den Tod, welchen er im Kampfgetümmel gesucht und nicht gefunden hatte, trug er im Herzen; aber Niemand sah es, denn die Schmerzen, die seine Seele zerfleischten, hatte er mit der Hülle männlicher Selbstbeherrschung und königlicher Würde überkleidet. Vielleicht war der unglückliche Fürst niemals größer, niemals königlicher erschienen als in dem Augenblicke, da er die Krone von seinem Haupte nahm, um sich selbst Demüthigung und seinem Volke die Verwüstung des Krieges zu ersparen.

In einem Meierhof an der Straße von Vercelli hatte Graf Thurn Quartier genommen. Er saß mit seinen Stabsoffizieren in der Küche um den wärmenden Herd, wo es in der kalten Regennacht recht behaglich war. Da fuhr unter Escorte eines Unteroffiziers eine Berline vor. Ein großer, hagerer Mann stieg aus und verlangte den kommandirenden General zu sprechen. Thurn trat ihm zuvorkommend entgegen und fragte, was er wünsche. Der Fremde, der sich mit Ungezwungenheit und Würde bewegte, erwiderte, er sei der Graf de Barge, piemontesischer Oberst. Da die Armee nach der Schlacht in völliger Auflösung begriffen sei, habe er seine Entlassung genommen und werde sich auf seine Güter zurückziehen. Er bitte deshalb, daß man ihn passiren lasse. Man könne dieß um so unbedenklicher thun, fügte er hinzu, als Karl Albert bereits die Krone niedergelegt und sein Nachfolger Friedensverhandlungen mit dem Feldmarschall eingeleitet habe. Während der Paß ausgefertigt wurde, bot ihm der General eine Tasse Kaffee an, die der Fremde nicht ausschlug. Er begleitete ihn hierauf an den Wagen und sagte beim Einsteigen: „Sire, je vous souhaite un bon voyage." Er hatte den blassen, finstern, würdevollen Mann erkannt, es war Karl Albert.

Er verließ mit gebrochenem Herzen seinen Thron, sein Vaterland, seine Familie, um bald an den fernen Gestaden von Portugal zu sterben.

Während der Nacht zog sich das piemontesische Heer auf der allein noch offenen Straße gegen Norden nach Mommo und Oleggio zurück. Kaum aber graute der Morgen, so eröffnete auch schon Graf Thurn das Feuer gegen die Stadt. Parlamentäre, die um Einstellung der Beschießung nachsuchten, wurden zurückgewiesen, bis endlich eine Deputation des Magistrats den Rückzug des piemontesischen Heeres verkündigte. Nunmehr hielt das vierte und gleichzeitig das zweite Corps seinen Einzug in Novara. Der ungeduldige d'Aspre marschirte sogleich weiter auf der nördlichen Straße, um den weichenden Feind aufzusuchen.

Dagegen erschien General Cassato im Hauptquartier zu Vespolate wiederholt. Er suchte um eine Zusammenkunft des Feldmarschalls mit dem Könige Victor Emanuel nach und schlug hierzu den Ort Vignale vor, der nur eine Stunde von Novara auf der Straße nach Mommo liegt. Radetzky weigerte sich nicht, seine Zustimmung zu geben.

Er stieg gegen Mittag zu Pferde und ritt mit einem glänzenden Gefolge nach dem bestimmten Orte. Auf dem Schlachtfeld sah man überall die Spuren des Kampfes, zerschmetterte Bäume und Mauern, getödtete, zum Theil gräßlich verstümmelte Menschen. Die längs der Straße lagernden Truppen jauchzten dem greisen Führer entgegen, die Musik spielte die Volkshymne. In Novara drängten sich nicht blos die Truppen mit ihrem Evviva l'Imperatore! Evviva Radetzky! um den Feldherrn, sondern auch die Bevölkerung, die dankbar die Schonung der Stadt anerkannte. Der Feldmarschall war zuerst zu Vignale, dann kam der König mit geringem Gefolge im Galopp. Er trug einen polnischen Rock mit Schnüren, einen Dolman und eine Feldmütze. Er stieg ebenso, wie der Feldmarschall, vom Pferde und küßte denselben, während sich das Gefolge gegenseitig begrüßte. Die beiden durch ihre Stellung hervorragenden Männer nebst dem General Heß traten in einen nahen Hofraum zur Unterredung zusammen; Sereschaner standen Wache umher. Der Feldmarschall erhob anfangs mit Recht viele Schwierigkeiten, da Piemont nach dem ersten Kriege so wenig seinen Verpflichtungen nachgekommen war; doch brachte man endlich eine vorläufige Uebereinkunft zu Stande, der am folgenden Tage in Novara die formelle Convention nachfolgen sollte.

Ehe die beiden Männer von einander schieden, schenkte Radetzky seinem königlichen Gegner einen prächtigen Rappen, der mit den andern Pfer-

den des herzoglichen Marstalls zu Mortara erbeutet worden war. Darauf schwang sich der König zu Pferde und jagte im Galopp davon.

Auch Radetzky ritt scharf nach der Stadt an marschirenden und lagernden Truppen, Wachfeuern, Zügen von Geschützen und Gepäck vorüber. Ein Gewitter stieg auf, man hörte in der Entfernung den grollenden Donner. Es hätte aber wol der wildeste Sturm rasen, alle Elemente im Aufruhr sein mögen; das Alles würde das Gefühl von Befriedigung nicht gestört haben, welches der wackere Greis in seiner Brust trug. In weniger als vier Tagen hatte er siegreich den schweren Krieg beendigt, dem Rechte den Sieg verschafft, dem Vaterlande, sich selbst unverwelklichen Ruhm erworben; das waren die Genüsse, in denen seine Seele schwelgte. Mögen die Sybariten auf den Thronen, mag ein Lucullus an schwelgerischer Tafel sich glücklich dünken; es ist doch nur ein Glück, welches die Bestie an der vollen Krippe genießt. Der Mensch in der hohen Bedeutung des Wortes ist glücklich, wenn er des Erfolges edler Thaten sich erfreut, wenn er im mühevollen Kampfe mit dem Schicksal dem Rechte den Sieg verschafft, wenn er den Beifall der Edlen mit Mühen und Noth erringt. Dieses Glück war unserm Helden zu Theil geworden, und mit diesem freudigen Gefühle saß er am Abend beim festlichen Mahle und seine Helden um ihn her. Da hörte er ihre ernsten und scherzenden Reden über die letzten großen Ereignisse und gab denen die Ehre, denen Ehre gebührte, vornehmlich seinem Generalstabs-Quartiermeister Heß. Denn die erste, ursprüngliche Idee zu dem kühnen und mit strategischer Einsicht entworfenen Feldzugsplan war allerdings von ihm ausgegangen; aber Heß hatte sie freudig aufgefaßt und alle Dispositionen dazu ausgeführt. Diese Anerkennung sprach der Feldmarschall hier, an der Tafelrunde seiner Helden, und später in Berichten und Briefen aus.

Wenn wir uns den glücklichen Feldherrn beim Bankett in dem Palaste Bellini zu Novara unter seinen tapfern Generalen vorstellen, so gewährt er einen heitern, erfreulichen Anblick. Er ist so klar und wahr in seinem Denken, Reden und Thun, so edel und großartig in seinen Bestrebungen; er ist eine taghelle Erscheinung gegenüber dem düstern Bilde, das uns Karl Albert darbietet, wie er unter der Last verschuldeten Unglücks, geschieden von allen seinen Freunden, mit verfinsterter Seele in die Nacht hinausfuhr. Jener ist der alten, festen Eiche zu vergleichen, die der Frühling wieder mit der grünen Blätterkrone festlich schmückt, dieser dem Baume, den ein wilder Sturm vor der Zeit seines natürlichen Schmuckes beraubt hat.

Fast will es uns ungeziemend scheinen, vorstehenden ernsten Betrachtungen einen Scherz anzureihen, der damals und später das Hauptquartier oft erheiterte. Allein das ist ja des Lebens Würze, daß sich seinen folgeschweren Erscheinungen auch die tändelnde Freude beimischt. Daher fanden die tapferen Männer, die dem Tode auf dem Schlachtfeld die muthige Brust entgegengeboten hatten, gewaltiges Behagen daran, den auf der Lippe des Marschalls hervorkeimenden Schnurrbart mit lautem Jubel zu begrüßen.

„Hurrah! der Marschall hält Wort!"
So tönt's von Mund zu Munde fort;
Und Jeder ruft nach seiner Art:
„Der Alte trägt jetzt einen Bart."

Durch volksthümliche Weisen, gleich der vorstehenden, welche durch Reih' und Glied wanderten, ehrte der gemeine Mann den geliebten Feldherrn, und es sprach sich hierin die allgemeine Liebe und Verehrung gewiß so überzeugend aus, als die dankbare Gesinnung sich kundgab in Worten und Thaten, in der Hofburg des Kaisers, der auf seinen siegreichen Feldherrn alle Ehren häufte, wie im entlegensten Dorfe, wo manch stilles Gebet für den greisen Nationalhelden zum Herrn der Heerschaaren emporstieg.

Die Verhandlungen über den Waffenstillstand dauerten zwei Tage. Am 26. März wurde derselbe unter äußerst milden Bedingungen abgeschlossen. Die hauptsächlichsten Artikel waren: 20,000 Oesterreicher sollen den Landstrich zwischen der Sesia und dem Ticino, ferner die Festung Alessandria zur Hälfte besetzt halten und auf Kosten Sardiniens verpflegt werden. Die sardinische Regierung löst die lombardische Legion auf, sie zieht ihre Flotte aus dem adriatischen Meere und ihre Truppen aus den Herzogthümern Parma und Modena ungesäumt zurück und setzt ihr Heer auf den Friedensfuß.

Man konnte in der That nach so entscheidenden Siegen nicht weniger verlangen; aber, wie schon oben angedeutet, Lord Palmerston stand im Hintergrunde mit der englischen Marine und seinen revolutionsfreundlichen Gesinnungen, und Oesterreich, im innern Zwiespalt begriffen, konnte den Fehdehandschuh nicht aufheben. Nach manchen Zögerungen wurde auf die Grundlage des Waffenstillstandes der Friede abgeschlossen, der jedoch der sardinischen Regierung gegen Räumung der besetzten Landestheile eine Contribution von 75 Millionen Liren auferlegte.

Am Tage nach dem Abschlusse des Tractats erschien im Palaste Bellini zu Novara, wo das Hauptquartier aufgeschlagen war, eine Deputation des

Wiener Gemeinderaths und überbrachte dem Feldmarschall das Diplom des Ehrenbürgerrechts der Gemeinde. Auf dem Sammtumschlag glänzt in Gold, Silber und Email das Familienwappen Radetzky's. Eine dazu gehörige Kapsel umschließt die Wappen des Hauses Habsburg und der Stadt Wien.

Am 28. März verließ der Feldherr mit dem Hauptquartier Novara. Er fuhr in seinem von vier Pferden gezogenen Wagen; das Reserve-Corps mit den Trophäen des kurzen Feldzugs folgte ihm auf der Straße nach Mailand. Am folgenden Tag, als man sich gegen 10 Uhr der Stadt näherte, bestieg er sein weißes Schlachtroß und hielt, umgeben von den Erzherzögen Karl Ferdinand und Leopold, durch die Porta Vercellina seinen Einzug.





Achtes Kapitel.

Ehren und Hingang des Helden.

Du Mann im Silberglänzen
    Der Locken, auf den Höh'n
Stehst du, mit Ehrenkränzen
    Geschmückt — dort ist es schön.

Nun, Alter, steige nieder —
    Es ist nicht schwer zu thun —
Die müden Heldenglieder
    Im Schlummer auszuruh'n,

Zu träumen still, im Frieden,
    Wie du, ein Heldenbild,
Dein Vaterland hienieden
    Noch schirmst mit Schwert und Schild.

In Mailand hatte man bisher die abenteuerlichsten Gerüchte über Niederlagen des Feldmarschalls verbreitet; auch war das dritte Armee-Corps einige Tage vorher eingerückt und in größter Eile wieder durch die Porta Orientale abmarschirt. Diese Bewegung geschah in Folge bedrohlicher Nachrichten von Brescia, wo Unruhen ausgebrochen waren. In Mailand dagegen hielt man das Corps für die Vorhut des geschlagenen Heeres. Man war

daher nicht wenig überrascht, als der alte Held an der Spitze seiner wohlgeordneten und trefflich gerüsteten Schaaren einzog, als lange Reihen piemontesischer Geschütze und sogar eine Standarte in den wohlbekannten Farben Roth-Weiß-Grün als Beute nachfolgten. Ungeachtet dieser unwillkommenen Wahrzeichen des Siegs drängte sich doch die ganze neugierige Bevölkerung herzu, als ob ihr der ehrwürdige Marschall unbekannt sei, hörte den Jubel der Soldaten, die Volkshymne und die fröhlichen Märsche, welche die Musik aufspielte, und erkannte, daß der siegreiche Held die Revolution nunmehr völlig zu Boden geworfen habe.

Auf dem Domplatze hielt der Feldherr; die Truppen, Geschütze und Trophäen mit sich führend, defilirten an ihm vorüber. Darauf ritt er selbst über den Corso nach seiner ländlichen Villa Reale.

In tiefer Stille hatten die Volksmassen das kriegerische Schauspiel angesehen. Manche Faust ballte sich heimlich, aber sie wagte nicht, sich zu zeigen. Manche Thräne wurde auch der verlornen Sache nachgeweint; aber man hört nicht, daß irgend Jemand von den weinenden Cavalieren und Damen am gebrochnen Herzen gestorben sei.

Doch vergoß in einem der Marmorpaläste Mailands eine Frau aus triftigem Grunde viele Thränen. Sie saß im schwarzen Trauergewand an der Wiege ihres Säuglings und wurde nicht durch den Anblick des Kindes aufgeheitert. Ihr Bruder trat herein und vor sie hin, niedergeschlagen wie sie. „Hast Du ihn gesehen, Giulio, und gesprochen?“ fragte sie aufstehend. „Gianettina,“ versetzte der junge Mann, „er wünscht Dich und sein Kind noch einmal zu sehen.“ „Noch einmal?“ fragte sie erschreckt, „was ist geschehen? Hat man gewagt ....“ Sie konnte nicht endigen; ihre Thränen erstickten das Wort. — „Muth, Gianettina,“ versetzte Giulio, „die Barbaren wagen Alles.“ — Sie sank vor dem Bilde der Madonna nieder und betete. Darauf erhob sie sich, steckte ein kleines Crucifix zu sich und rief einer Dienerin, daß sie ihr mit dem Kinde folge. „Werde ich zu ihm gelassen?“ fragte sie weiter. Statt der Antwort reichte Giulio ihr den Arm. Unten war ein Wagen bereit, der sie nach dem Castell führte. Einer der höhern Offiziere, den Giulio kannte, führte die Geschwister zu einem Gefangenen. Es war der Gemahl der jungen Frau, früher Major in einem lombardischen Regiment, dann zur Sache der Revolution übergetreten, war er in letzter Zeit mit den Waffen in der Hand ergriffen worden. Das Kriegsgericht hatte ihn zum Tode verurtheilt. Als er jetzt Weib und Kind vor sich sah, küßte er Beide mit Leidenschaft. „So früh, ach, so früh!“ jammerte

Gianettina, „und so grausam die Trennung!" Dann sprach sie von Begnadigung, von der Milde des Feldmarschalls. „Er ist wie die Anderen," versetzte der Gefangene mit wilden, verzweifelnden Blicken, „mein letztes Wort soll ein Fluch über die Barbaren sein." — „Dein letztes Wort, Andrea, soll ein Gebet sein," entgegnete das junge Weib, „darum habe ich dir das Bild des Gekreuzigten mitgebracht." Mit diesen Worten und unter vielen Thränen reichte sie ihm das Crucifix. Sie war gefaßter geworden, sie erzählte ihm viel von dem lieblichen Kinde. „Bete für mich," sprach er beim Abschied, „morgen um acht Uhr ist Alles vorbei."

Am nächsten Morgen um acht Uhr lag das unglückliche Weib auf den Knien vor dem Bilde der Madonna im brünstigen Gebet für den Gemahl, für ihr Kind und für sich selbst, daß sie den Schmerz ertragen möge. Da ward derselbe Offizier gemeldet, der sie zu ihrem gefangenen Gatten geführt hatte. Als er eintrat, suchte sie vergebens ihre Thränen zu bemeistern. Er überreichte ihr ein Schreiben mit der eigenhändigen Unterschrift des Feldmarschalls. Es enthielt die Begnadigung ihres Gemahls; die Todesstrafe war in Landesverweisung verwandelt worden. „Gott segne den edlen Mann," sagte sie, indem sie die Unterschrift küßte, „er hat nicht einem, er hat drei Menschen das Leben geschenkt."

Wir haben die Erzählung gegeben, wie sie uns von einem Manne berichtet wurde, der sie aus dem Munde des erwähnten Offiziers vernommen hat. Die Begnadigung entspricht ganz dem milden Sinne Radetzky's; er trocknete Thränen wo und wie er konnte, und es bedurfte gewiß nur der Verwendung des Augenzeugen bei der Kerkerscene, um den christlichen Helden zur Barmherzigkeit zu bewegen. Die Dankbarkeit der jungen Frau beweist zugleich, daß seine Milde auch in Italien Anerkennung fand, wo man zwar der gerechten Regierung Oesterreichs Groll trägt, aber das Andenken des Feldmarschalls in Ehren hält.

Von anderm Metall war General Haynau. Er pflegte beharrliche Uebertreter der Gesetze in consequenter Weise zu strafen und sich nicht durch Thränen und Weichherzigkeit irre machen zu lassen. So verfuhr er gegen die rebellische Stadt Brescia, die während der zweiten Schilderhebung Sardiniens allein unter allen Städten des Königreichs im wilden, anarchischen Aufruhr die Bande des Gehorsams gelöst hatte. Zahlreiches Gebirgsvolk, zum Theil aus der Schweiz, zum Theil aus benachbarten Thälern, hatte hier Eingang gefunden und mit der Masse der Bevölkerung gemeinschaftliche Sache gemacht. Man konnte anfangs nur geringe Kräfte

gegen die Stadt aufbieten, die 50,000 Einwohner zählt. Bald aber fand sich Haynau selbst im Castell ein und forderte Niederlegung der Waffen, wogegen er vollkommene Amnestie versprach. Da die Unterwerfung nicht erfolgte, sondern sogar Angriffe auf das Castell unternommen wurden, begann er die Beschießung und zugleich den Straßenkampf. Die blutigen Gefechte dauerten mehrere Tage, ohne daß man an's Ziel kommen konnte. Die Insurgenten sollen während dieser Zeit gefangene Soldaten grausam ermordet haben. Jetzt befahl der General, alle Schonung bei Seite zu setzen, niederzustoßen Jeden, der die Waffen trage, die Häuser, aus welchen geschossen wurde, sogleich in Brand zu setzen. Diese energischen Maßregeln hatten bald den gewünschten Erfolg; in Blut und Flammen wurde der Aufstand unterdrückt. Am 1. April, Abends um 6 Uhr, schwieg das Feuer gänzlich; das Militär war vollständig Meister der Stadt. Es hatte aber in den Straßenkämpfen großen Verlust erlitten, indem namentlich das Regiment Baden, welches von Anfang an im Feuer war, 200 Mann an Todten und Verwundeten verlor. Von Seiten der Aufständischen sollen dagegen mehrere Tausende gefallen sein.

Nachdem durch das energische Verfahren gegen Brescia die Ruhe im lombardischen Königreich hergestellt war, blieb noch übrig, dem Republikenspiel in Mittelitalien ein Ende zu machen. Oesterreich aber, obgleich noch in den unseligen Kampf mit der ungarischen Insurrection verwickelt, war durch seinen greisen Helden stark genug, auch jenseits des Po seine Paniere zu entfalten. Mächtig erhob sich der Doppeladler zum erfolgreichen Widerstand gegen die Gelüste und Anmaßungen der Revolution, zum Schutze alter Rechte.

Der piemontesische General La Marmora hatte nach Aufkündigung des Waffenstillstandes die Herzogthümer Parma und Modena besetzt. Unter dem Jubel der Bevölkerung war die Vereinigung mit Sardinien proklamirt worden. Pepe, der Befehlshaber der venetianischen Streitkräfte stand mit 17,000 Mann bereit, den Piemontesen sich anzuschließen; dann sollte der Po überschritten und die Insurrection im lombardischen Königreich von Neuem angefacht werden. Der Kanonendonner von Novara, der so schnell die Träume Karl Alberts zertrümmerte, machte auch diesen allerdings gefährlichen Projekten ein Ende. La Marmora räumte die occupirten Staaten. Er hatte Mühe, im eignen Vaterlande, wo Genua die Fahne der Republik erhoben hatte, die demagogische Partei niederzuwerfen.

Nach dem Abzuge der Piemontesen rückte der feurige d'Aspre in die

Herzogthümer ein. Die revolutionären Banden stäubten überall aus einander; die Fürsten der Länder nahmen wieder Besitz von ihren Staaten. In Toscana erhoben sich sofort die Anhänger des Großherzogs, namentlich die Bürgergarde zu Florenz gegen die zuchtlosen Republikaner, verjagten dieselben und erhoben ihren rechtmäßigen Herrn auf den ihm gebührenden Thron. Nur Livorno, der Herd der Revolution, der Sammelplatz zahlreicher Abenteurer, beharrte im Widerstand. Als aber d'Aspre mit seinen Achtzehnpfündern Bresche in die Douanen-Mauer schießen ließ, als seine Regimenter Barrikaden und Häuser mit stürmender Hand einnahmen, suchten die erschrockenen Vertheidiger Schutz auf den Schiffen und überließen die Stadt ihrem Schicksal. Am 11. Mai war Livorno bezwungen; am 25. rückte der Feldzeugmeister in Florenz ein. Man begrüßte ihn und sein Heer überall mit Evvivas auf den Großherzog, den Kaiser, den Feldmarschall; man ließ sogar die sonst verhaßten Deutschen hochleben als die Wiederhersteller der Ordnung. Die Stadt Florenz war festlich geschmückt bei dem Einzug, und auch die Soldaten hatten Czakos und Helme mit Rosen bekränzt, um ihre Freude über den festlichen Empfang kund zu thun. Ganz Toscana war nunmehr beruhigt und seinem gütigen Herrn wieder unterworfen.

Dem General Franz Wimpffen, der mit seiner Division dem zweiten Corps gefolgt war, wurde die Wiederherstellung der Ordnung in der Romagna übertragen, wo jede Stadt ihr trotziges Haupt erhob und sich Republik nannte.

Die Romagnolen sind kühne, unternehmende Leute; unter Napoleon waren sie die besten Truppen der italienischen Armee; sie verstehen es aber auch, den Dolch mit sicherer Hand zu führen, wenn ihre Leidenschaften entfesselt sind. Sie waren fast zu jeder Zeit zu Empörungen bereit und der päpstlichen Regierung niemals vollständig unterworfen. Unter den großen und zahlreichen Städten der Romagna ist Bologna mit 80,000 Einwohnern die bedeutendste. Sie hatte schon im vorigen Jahre den österreichischen Waffen mit Erfolg Trotz geboten und zählte jetzt auf Unterstützung der anderen Städte, des Landvolks und der republikanischen Machthaber in Rom. Damals war letztere Stadt von einem französischen Corps bedrängt, weil Frankreich, obgleich selbst Republik, doch den Papst in seine Rechte wieder einsetzen wollte. Die Franzosen hatten aber am 30. April durch den kühnen Garibaldi eine Schlappe erlitten, was den Muth der italienischen Republikaner überall erhob. Bologna wies daher die Aufforderung zur Unter-

werfung zurück, und als Wimpffen mit seinen geringen Streitkräften vorrückte, wurde er bald gewahr, daß er weder durch stürmische Angriffe, noch durch seine Feldgeschütze gegen die massiv gebaute Stadt etwas ausrichten könne. Es sammelte sich auch ein zahlreicher Haufe Romagnolen, die sich in den Kopf gesetzt hatten, die Bedränger der Stadt gänzlich in die Pfanne zu hauen. Man ließ sie ganz ruhig vorüberziehen, dann aber eröffneten steyerische Schützen ein mörderisches Feuer auf die ungeordneten Banden. Ehe sie recht zur Besinnung kamen, wurden sie von Kartätschen rottenweise niedergestreckt, und einige Schwadronen Chevauxlegers, die Alles niederhieben, was ihnen unter die Klinge kam, zersprengten die ganze Freischaar nach allen Winden und erbeuteten ihre vier Kanonen, die fast keinen Schuß gethan hatten. Es bewährte sich hier abermals, daß die Insurrection nur hinter Barrikaden und allenfalls in schwer zugänglichen Gebirgen stark ist, nicht aber im Gefecht auf offenem Feld, nicht in der Ebene, wo die Geschicke der Völker entschieden werden.

Inzwischen langte der uns bekannte Gorczkowsky, General der Kavallerie, mit Verstärkung und schwerem Geschütze an. Man warf am 14. Mai die ersten Bomben in die Stadt, und schon am folgenden Tage wehte die weiße Fahne auf allen Thürmen.

Der Fall Bolognas verbreitete Schrecken; die anderen Städte der Romagna ergaben sich ohne Schwertstreich, außer Ancona. Diese mit regelmäßigen Werken versehene Festung hatte im Jahre 1799 eine lange Belagerung ausgehalten, ehe sie sich ergab; die Bürgergarde nebst einer Besatzung von Freiwilligen hoffte jetzt die Stadt zu halten, bis Hülfe von Rom oder vielleicht von anderer Seite käme.

Am 25. Mai erschien Wimpffen mit der Vorhut vor den Wällen. Er suchte die Garnison mit Haubitzen und Raketen zu schrecken; auch zeigte sich ein Theil der österreichischen Escadre unter Vice-Admiral Dahlerup vor dem Hafen; allein die Festung antwortete mit ihren 120 Geschützen sehr nachdrücklich. Man mußte sich zu einer regelmäßigen Belagerung entschließen. Der Feldmarschall sandte hierauf schweres Geschütz und zwei weitere Brigaden; man begann die gewöhnlichen Belagerungsarbeiten, und nach einer Beschießung vom 10. bis 19. Juni ergab sich die Besatzung gegen Verwilligung freien Abzugs. Unterdessen war auch Rom selbst von dem französischen Belagerungs-Corps genommen worden. Das päpstliche Ansehen war nunmehr allenthalben wieder hergestellt. Der Insurgentenführer Garibaldi allein, der sich mit einem Corps von 4000 Mann durch die

französischen Belagerungstruppen einen Weg gebahnt hatte, verschmähte jede Unterwerfung und setzte den Kampf auf eigene Faust fort. Er sah sich jedoch in seiner Hoffnung auf neue Insurrectionen getäuscht und wurde von österreichischen Kolonnen kräftig verfolgt. Er suchte vergeblich Zuflucht in den unzugänglichen Gebirgen; seine Truppe schmolz immer mehr zusammen; er wußte endlich keinen andern Ausweg, als auf Fischerbarken mit seinen 300 Begleitern in Venedig Zuflucht zu suchen. Unglücklicher Weise für ihn stieß er auf einige Kriegsfahrzeuge des Blokade-Geschwaders; die Barken wurden größtentheils genommen; er selbst aber warf sich mit seiner Frau und einigen Dutzend Begleitern ins Wasser und entkam. Man erzählt viel Abenteuerliches von ihm und seiner Frau während ihrer Kreuz- und Querzüge, namentlich soll Letztere oft hoch zu Roß, den Säbel in der zarten Hand, an der Spitze ihrer reisigen Schaaren sich durch die Reihen der Verfolger geschlagen haben.

Venedig, die auf ihren alten, längst verblichenen Ruhm stolze Lagunen-Stadt, stand jetzt allein auf dem Kampfplatz und beugte sich nicht unter die milden Bedingungen, welche ihr der Feldmarschall anbot. Sie vertraute auf ihre Wehrkraft von 20,000 Mann mit zahlreichem Geschütz und Material und ihre ansehnliche Seemacht, welche immer noch vermehrt wurde. Sie hatte aber noch bessern Schutz von ihrer Lage mitten in den Lagunen, die durch vorliegende Inseln und Batterien vor Angriffen der feindlichen Marine gesichert waren, und durch die dem Belagerungsheere verderbliche Sumpfluft. Ein auf Bogen ruhender Damm, welcher die Eisenbahn trug, verband sie zwar mit dem westlichen Festland, allein daselbst war das Fort Malghera errichtet, das, durch Nebenwerke und durch die mit Batterien armirten Inseln Giuliano und Secondo verstärkt, für uneinnehmbar gehalten wurde. Noch andere Inseln und Forts, sowie die zahlreiche Lagunenflotte machten eine eigentliche Belagerung der Stadt fast unmöglich, und selbst die Cernirung derselben war bei der großen Ausdehnung der Lagunen nicht so vollständig, daß die Verbindung mit dem Festland und die Einbringung von Vorräthen durchaus abgeschnitten worden wäre.

Ungeachtet aller dieser Schwierigkeiten traf Haynau schon im Januar Vorkehrungen zum Angriff. Material wurde herbeigeführt, die Küste möglichst sorgfältig bewacht, Vieh und andere Vorräthe ins innere Land geschafft, was freilich wenig Erfolg versprach, da die venetianische Flotte in Verbindung mit der sardinischen das Meer beherrschte.

Nach dem zu Mailand abgeschlossenen Waffenstillstand hatte sich Vene-

dig wieder von Piemont getrennt und die Republik proklamirt. **Manin**, der Präsident der National-Versammlung war mit dictatorischer Gewalt bekleidet worden. Als Piemont im März abermals die Waffen ergriff, drang er in **Pepe**, den Befehlshaber der bewaffneten Macht, die schwache Kette der Cernirungs-Truppen zu durchbrechen, um den Piemontesen die Hand zu reichen. Die rasch auf einander folgenden Siege des Feldmarschalls vereitelten alle diese Pläne, konnten aber die Hartnäckigkeit der Venetianer nicht beugen.

Das Belagerungsheer wurde jetzt ansehnlich vermehrt, schweres Geschütz herbeigeschafft, und endlich eröffnete man die Parallelen gegen das Fort Malghera. Auch zur See hatten die Belagerer jetzt die Oberhand, da der piemontesische Admiral **Albini** nach manchen absichtlichen Zögerungen das adriatische Meer verließ. Die Lebensmittel wurden jetzt in der Stadt seltener, die Theuerung nahm zu; man half sich mit Papiergeld, dessen Werth auf Verpfändung des städtischen Vermögens basirt wurde.

Der Feldmarschall traf am 4. Mai bei den Belagerungstruppen ein. Er machte einen letzten Versuch, die Insurgenten von ihrer isolirten Lage und der Nutzlosigkeit fernren Widerstandes zu überzeugen. In der deßhalb erlassenen Proklamation sagt er unter Anderm: „Bewohner Venedigs! Ich komme heute nicht als Krieger oder glücklicher Feldherr, ich will mit euch als Vater reden. Es ist nun ein ganzes Jahr unter Aufruhr und anarchischer Erhebung verflossen, und was sind die düsteren Folgen davon? Der öffentliche Schatz ist erschöpft, das Vermögen der Privaten verloren, eure blühende Stadt ist in die äußerste Noth versetzt. — — Ich bin von Mailand hierher geeilt, um euch die letzte Warnung zu ertheilen, die Palme des Friedens in der einen Hand, wenn ihr der Vernunft Gehör schenkt, das Schwert in der andern, bereit, die Geißel des Kriegs über euch zu schwingen, wenn ihr auf dem Wege der Rebellion fortbesteht." Weiter forderte der Feldmarschall Unterwerfung, Uebergabe der Forts, der Marine und Waffen. Er verwilligte dagegen Jedem, der sich für compromittirt hielt, eine Frist von 24 Stunden, um sich zu entfernen, wohin er wolle, und für die zur Revolution übergetretenen Soldaten vom Feldwebel abwärts völlige Amnestie.

Die revolutionäre Regierung, befangen in Träumen von der alten Herrlichkeit der Republik, verwarf die dargebotene milde Hand; so mußte denn der Krieg entscheiden, und den führte **Haynau** mit aller Kraft und mit allen Mitteln der Zerstörung, welche ihm zu Gebot standen.

Das Fort Malghera mußte zuerst fallen, ehe man an erfolgreiche Angriffe gegen die Stadt selbst denken konnte. Das hatte aber seine besonderen Schwierigkeiten. Wegen des sumpfigen Terrains konnte man die Laufgräben nicht immer nach den Regeln der Belagerungskunst im Zickzack anlegen, sondern man mußte dazu die höheren Bodenstrecken benutzen; und doch stieß man schon bei drei Fuß Tiefe auf Wasser. Man hob daher breitere Gräben aus, um Erde für die erforderlichen Aufwürfe zu erhalten. Der Feind verdämmte dagegen den Osselino-Bach, leitete noch andere Ausflüsse durch Röhrenlegung rückwärts und veranlaßte dadurch eine Ueberschwemmung. Als nun in der ersten Hälfte des Mai starke Regengüsse hinzukamen, standen bald alle Laufgräben unter Wasser. Mit unsäglicher Mühe und unter dem fortdauernden Feuer der feindlichen Geschütze wurde der Eisenbahndamm durchstochen und noch andere Ableitungen angebracht, wodurch man endlich des Wassers Meister ward. Während dieser Arbeiten wütheten die Kugeln des Feindes in den Reihen der Belagerer, noch zahlreicher aber waren die Opfer, welche die furchtbaren Sumpffieber hinrafften. Eine Truppe, die beim Einrücken in die Werke aus blühenden, kraftvollen Männern bestand, war bei der Ablösung auf ein schwaches Häuflein von blassen, elenden Leuten zusammengeschmolzen, die mühselig sich und ihre Waffen fortschleppten.

Alle diese Hindernisse überwand Haynau mit unbezwinglicher Beharrlichkeit. Am 16. Mai war ein großer Theil der Batterien vollendet. Es starrten 90 Feuerschlünde aus den Werken, bereit, auf den Wink des Kommandanten die Zerstörung auf das Fort zu schleudern. An diesem Tage aber berief ein Befehl des Kaisers den energischen Mann nach Ungarn, um daselbst in Verbindung mit der russischen Hülfsarmee den Aufstand zu Boden zu werfen. Er schied am 17. von dem Belagerungs-Corps, und Feldmarschall-Leutnant Thurn übernahm an seiner Stelle den Oberbefehl.

Der neue Befehlshaber ließ die Arbeiten rastlos fortsetzen und am 24. Mai das Feuer aus allen Werken eröffnen. Wie wenn zwei Hochgewitter gegen einander prallen und ihre Donner und Blitze die Luft zerreißen und die Erde erschüttern, so war der Geschützeskampf zwischen dem Fort und seinen Bedrängern anzusehen. Zwei Batterien wurden gänzlich zum Schweigen gebracht, ihre Geschütze demontirt, ihre Brustwehren zerrissen; die übrigen erlitten mehr oder weniger Beschädigung. Dennoch setzte man das Feuer den ganzen Tag ununterbrochen fort und unterhielt es auch während der Nacht, um die Vertheidiger nicht zum Athem kommen

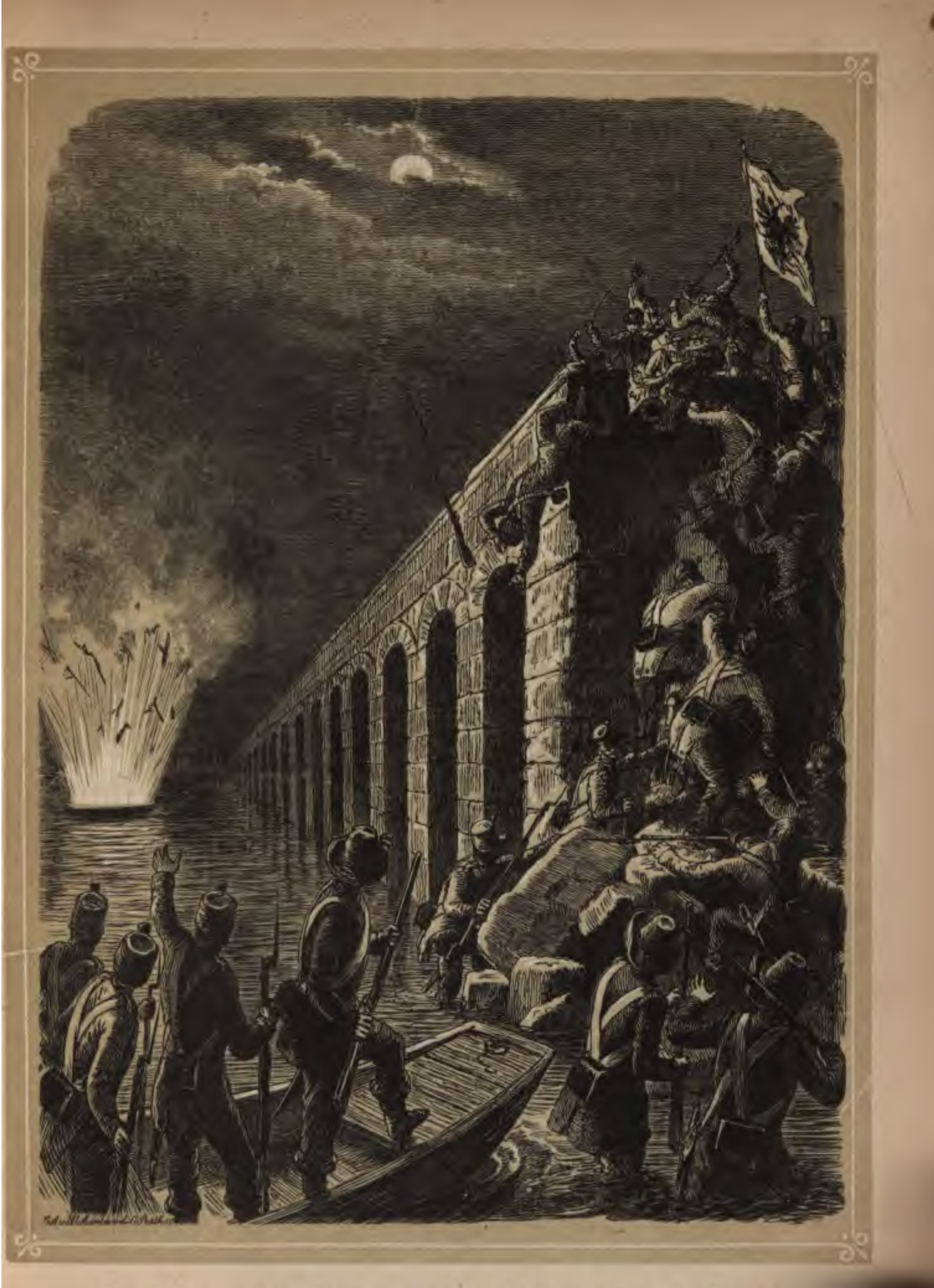
zu lassen. Zugleich stellte man unter Begünstigung der Dunkelheit die zerstörten Batterien wieder her.

Am 25. Mai zogen die Artillerie-Mannschaft und die Arbeiter jubelnd, mit Blumensträußen geschmückt, zum erneuerten Kampf. Alle Batterien arbeiteten mit zerstörender Gewalt. Schon um drei Uhr früh flog in dem Fort ein Pulvermagazin auf; im Laufe des Tages sanken Kasernen, Brustwehren, mehrere Terrassen in Schutt und Trümmer. Die Besatzung konnte das Feuer nur schwach erwiedern, und da das Bombardement auch des Nachts fortgesetzt wurde, so war bald im ganzen Fort kein Platz mehr, der gegen die Kugeln Sicherheit gewährte. Daher räumte die Garnison um Mitternacht das Fort, aber so heimlich, daß man es nicht gewahr wurde. Erst gegen zwei Uhr wurden steyerische Schützen darauf aufmerksam und drangen ohne Widerstand ein. Bald folgten ihnen mehrere Bataillone. Eine Abtheilung stürmte sogleich auf dem Eisenbahndamm weiter, wurde aber von einer vorliegenden Batterie, sowie seitwärts von S. Secondo und mehreren bewaffneten Fahrzeugen mit einem verheerenden Kugelregen begrüßt. Eine andere Abtheilung drang dagegen theils schwimmend, theils durch den Schlamm watend, nach dem Fort S. Giuliano vor und besetzte es fast ohne Widerstand, erlitt jedoch durch eine springende Mine namhaften Verlust. In Malghera und den dazu gehörigen Forts wurden über 150 Geschütze nebst vielen Kugeln, Bomben und Granaten erbeutet.

Am 29. Mai traf der Feldmarschall bei dem Belagerungsheer ein. Er sah mit Freuden Oesterreichs Banner auf Malghera wehen und ordnete die Anlage neuer Werke an.

Besonders hinderlich war die Batterie S. Antonio auf dem Eisenbahndamm. Sie war durch bewaffnete Fahrzeuge und durch die Geschütze auf S. Secondo unterstützt. So oft auch ihre Kanonen demontirt oder gänzlich zerstört wurden, fanden die Vertheidiger doch immer wieder Mittel, sie herzustellen. Zur Sicherheit gegen einen Angriff mit stürmender Hand waren zehn vorliegende Brückenbogen gesprengt, sodaß Trümmer und Wasserlachen jeden Angriff unmöglich zu machen schienen.

Man konnte, ohne im Besitz dieser zerstörenden Batterie zu sein, keine erfolgreichen Fortschritte machen; deswegen erbot sich der tapfere **Brüll**, Hauptmann des Regiments Koudelka, das feindliche Bollwerk auf dem Eisenbahndamm durch einen nächtlichen Sturm zu nehmen. Mit 22 steyrischen Schützen und 44 gleich entschlossenen Freiwilligen von anderen Regimentern machte er sich um Mitternacht vom 6. auf den 7. Juli auf den gefährlichen



Die Erstürmung der Batterie auf der Eisenbahnbrücke vor Venedig.

Weg, während auch zwei Boote mit Bewaffneten, in gleicher Höhe fahrend, nach den Brückenpfeilern ruderten, um zur Unterstützung bereit zu sein. Die tapferen Leute klommen über Trümmerhaufen, schwammen oder wateten durch Wasserlachen, bis sie an die Böschung des noch stehenden Dammes gelangten. Ein Minenschiff war gleichzeitig abgegangen, um des Feindes Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Angriff abzulenken. Die Strömung führte es bis nahe an die Brückenpfeiler, wo es unter furchtbarem Krachen zersprang. Jetzt wurde die steile Böschung im Augenblick erstiegen; Leutnant Jastrzebsky riß die dreifarbige Fahne herunter und pflanzte an ihre Stelle die kaiserliche. Nach kurzem Handgemenge ergriff die Besatzung der Batterie mit Verlust von acht Mann die Flucht, und nun wurden die Kanonen sogleich vernagelt, da zahlreiche feindliche Reserven im Anmarsche waren. Nach einigen Gewehrsalven trat die tapfere Schaar den Rückzug ohne weitere Belästigung an. Fünf Mann waren verwundet, Hauptmann Brüll selbst gefallen.

Da die Batterie wieder verlassen werden mußte, so hatte das Unternehmen eben so wenig entscheidende Folgen, als die frühere Beschießung. Bald starrten wieder vollzählig die Feuerschlünde über die Brustwehr und eröffneten von Neuem ihr verheerendes Feuer gegen die Belagerer.

Man wendete sich, um die Kräfte der venetianischen Kriegsmacht zu theilen, gegen das am Südrande der Lagunen gelegene Fort Brondolo und suchte es durch Ueberraschung und Schrecken zu nehmen. Allein vergeblich, zuletzt mußte man sich doch zu einer förmlichen Belagerung entschließen. Die Arbeiten in den wasserreichen Niederungen schritten jedoch so langsam vorwärts, und die Sumpffieber wütheten mit solcher Heftigkeit unter der Mannschaft, daß man sich genöthigt sah, das Vorhaben aufzugeben.

Noch einmal versuchte man jetzt den Weg gütlicher Unterhandlungen. Da in Folge der engen Einschließung die Noth in Venedig täglich wuchs, so hoffte man, wenn nicht die Machthaber, doch das Volk billigen Vorschlägen geneigt zu finden. Allein man irrte sich; die erste Bedingung, welche von Seiten der Stadt aufgestellt wurde: Anerkennung ihrer Unabhängigkeit, konnte der Feldmarschall nicht annehmen; daher mußte man abermals zum Schwerte greifen.

Es ist merkwürdig, daß während der ganzen Belagerung die venetianische Flotte ihren früheren Ruf so wenig bewährte. Gedrängt von den Machthabern stach sie zwar mehrmals in See, zog sich aber jedesmal eilfertig zurück, wenn die kaiserliche Seemacht gegen sie auslief; und doch war letztere oft getheilt, eine ansehnliche Division derselben sogar bei Ancona beschäftigt.

Desto thätiger zeigte sich die Lagunenflotte, die fortwährend die Herrschaft in den Binnengewässern behauptete und namentlich jeden Angriff auf S. Secondo verhinderte.

Unter diesen Umständen blieb nichts übrig, als die Stadt selbst zu ängstigen; allein die Bomben erreichten nur die vordersten Gebäude, die von ihren Bewohnern verlassen waren: Venedig selbst ruhte, während die Geschütze ringsum krachten, in vollkommener Sicherheit. Die Versuche, Bomben mittelst kleiner Ballone in die Stadt zu bringen, schlugen fehl. Man war jetzt in Verlegenheit über die zu ergreifenden Mittel, nachdem sich alle bisher verwendeten Kräfte als unzulänglich herausgestellt hatten. Da gelangten Vorschläge des verdienstvollen Feldzeugmeisters Baron Augustin an den kommandirenden Grafen Thurn, die bessern Erfolg versprachen. Dieser denkende und in allen Zweigen der Kriegskunst wohlerfahrene Mann, rieth dauerhaft construirte Geschütze unter einem Winkel von 45° aufzustellen und mit doppelter Pulverladung zu versehen, wodurch die Kugeln auf eine unglaubliche Entfernung hinaus getrieben würden. Der Kommandant stellte sogleich Versuche in den Lagunen an und erzielte in der That die gewünschten Resultate. Man errichtete nunmehr vier Batterien nach den Vorschlägen Augustins; da jedoch mit Recht zu befürchten stand, der starke Rückstoß werde die gewöhnlichen Laffetten zertrümmern, so legte man die Geschützröhren auf Schleifen in eine Art von Rinnen.

Die erforderlichen Arbeiten wurden mit rastloser Thätigkeit ausgeführt. Während dieser Zeit freuten sich die Venetianer der eingetretenen Ruhe und errichteten ungestört neue Vertheidigungswerke. Einzelne Gefechte fielen zwar täglich vor, aber sie waren von keiner Bedeutung. Nachdem alle Vorkehrungen getroffen waren, eröffneten alle Batterien in der Nacht des 29. Juli ihr Feuer, das vom Feinde kräftig erwidert wurde.

Venedig ruhte in tiefer Sicherheit; die Gondeliere wiegten sich, ihre melancholischen Weisen singend, auf den blanken Wellen der Kanäle; die Machthaber träumten von dem erneuerten Glanze der Republik. Da fielen Kugeln in verschiedenen Quartieren nieder, erst einzelne, dann in immer größerer Anzahl. Die Bewohner fuhren erschreckt aus dem Schlafe auf. Die Kugeln, aus der Höhe niederstürzend, schlugen durch die massiv gebauten Häuser oft bis in die Kellerräume. Nirgends war mehr Sicherheit; die Straßen und Kanäle füllten sich mit Schutt und Trümmern; Schrecken und Entsetzen herrschten in der ganzen Stadt. Ueberall sah man Flüchtlinge, die sich mit ihren Habseligkeiten nach dem äußersten Ende, in die öffentlichen

Gärten, oder auf die Insel Murano zu retten suchten. Man erkannte, daß den furchtbaren Geschossen des Belagerungsheeres kein Ort unerreichbar sei, daß auch die eigenen Batterien vergebens dagegen ankämpften. Denn die Belagerer ersetzten unter dem heftigsten Feuer die unbrauchbar gewordenen Kanonen und unterhielten die Beschießung Tag und Nacht bis zum 17. August. Das Elend in der Stadt nahm zu; die Cholera, die ausgebrochen war, raffte eine Menge Menschen hin, da die Unsicherheit und Obdachlosigkeit der Bevölkerung die Anwendung schützender Vorkehrungen nicht zuließ. Nun endlich gaben die Machthaber dem Gebote der Nothwendigkeit nach und leiteten Unterhandlungen ein. Am 19. ruhten die Waffen gänzlich; da jedoch abermals Zögerung eintrat, so nahm die Beschießung wieder ihren Anfang.

Gorczkowsky, der auf Thurn im Oberbefehle gefolgt war, wollte den Republikanern nicht Zeit lassen, sich von ihrer Bestürzung zu erholen. Indessen hatten Manin seine Dictatur, die National-Versammlung ihre Mandate niedergelegt; die städtische Municipalität war an ihre Stelle getreten, und mit ihr schloß der Feldmarschall am 22. August den Unterwerfungsvertrag der Stadt ab. Er beruhte ziemlich auf denselben Grundlagen, welche Radetzky früher vorgeschlagen hatte. Manin, Tomaseo, General Pepe und andere in die Revolution verwickelte Genossen schifften sich am 27. auf französischen und englischen Fahrzeugen ein; Gorczkowsky nahm am 28. Besitz von der Stadt, den Flotten und den Festungswerken; zwei Tage nachher hielt der Feldmarschall seinen Einzug.

Die kaiserliche Fahne wehte von der Marcus-Kirche und von den drei davor aufgerichteten Masten; die Fenster der Paläste waren mit Blumen und Teppichen geschmückt, die Truppen rückten mit fliegenden Bannern und klingendem Spiel auf den Marcus-Platz. Kanonendonner verkündigte die Annäherung des Feldmarschalls. Die Blicke der versammelten Menge richteten sich nach dem großen Kanal; denn da schwammen die prachtvollen kaiserlichen Hofgondeln, und in der letzten saß der kriegerische, ehrwürdige Greis, der nicht als strafender Richter, sondern als gütiger, verzeihender Vater im Kreise verblendeter Kinder erschien. Die Geschütze begrüßten ihn, die Schiffe zogen alle ihre Flaggen auf; der Pfarrherr des Domes und der Podesta überreichten ihm die goldenen Schlüssel der Stadt, die einst für den siegreichen Napoleon waren angefertigt worden. An den Truppen vorüberschreitend, begab sich der alte Feldherr in die St. Marcus-Kirche, wo der Kardinal-Erzbischof das feierliche Hochamt hielt. Die wichtigsten Momente desselben wurden durch Kanonendonner bezeichnet; was aber der fromme Held

fühlte, der es wußte, daß bei allen menschlichen Thaten Gott allein die Ehre gebühre, welche Opfer er im stillen Gebete vor den Thron Gottes brachte, darüber hat uns Niemand Bericht abgestattet, und davon findet sich auch nichts in seinem schriftlichen Nachlaß. Er meinte mit Recht, um dergleichen bekümmere sich die Welt nicht, die nur die wechselnden Erscheinungen nach ihrer Außenseite betrachte, nicht nach dem, was ihnen zu Grunde liege.

Am Abend waren die öffentlichen Plätze glänzend beleuchtet; das Volk strömte herzu, den Feldmarschall zu sehen, und rief sogar mit den Soldaten ein donnerndes „Evviva" nach dem andern.

Früh um sieben Uhr des folgenden Tages begab sich der Feldherr an Bord des Dampfschiffes Curtatone und fuhr nach dem Hafen Malamocco, wo die ganze Flotte in Schlachtordnung aufgefahren war. Alle Schiffe flaggten und Matrosen in weißen Festanzügen kletterten in das Takelwerk und bildeten daselbst groteske, lebende Pyramiden. Während der Rückfahrt begrüßten auch die englischen Schiffe den Feldherrn mit donnerndem Hurrah und Aufhissen der österreichischen Flagge.

Ehren- und Ruhetage.

Die Unterwerfung Venedigs war das letzte Ausklingen des schauerlichen Melodrams der Revolution, das mit dem Geheule der Mailänder Glocken begonnen und mit dem Feiergeläute vom Dome S. Marcus sein Ende erreichte. War aber auch die Revolution bezwungen, so dauerten doch ihre Nachwehen fort. In allen Zweigen der Verwaltung mußte Ordnung geschafft, mußte auferbaut werden, was zusammengestürzt war. Man konnte aber hierzu keine geeignetere Persönlichkeit finden, als Radetzky selbst, der das Land, das Volk und seine Bedürfnisse kannte und würdigte. Er wurde daher zum Gouverneur in Civil- und Militär-Angelegenheiten des lombardisch-venetianischen Königreichs ernannt. Der Greis übernahm das schwere Amt mit festem Muth und verwaltete es mit Einsicht und Kraft. Er kannte die Schwächen und Fehler der frühern Regierung; er stellte daher keineswegs überall das Alte wieder her, sondern traf neue, sachgemäße Einrichtungen und suchte überhaupt des Landes und des Volkes Wohlfahrt zu fördern, ohne zu fragen, ob er überall auch Anerkennung und Dank ernte.

Unter den Sorgen für den Bürgerstand vergaß er sein tapferes Heer

nicht. Mehrere seiner erprobten Befehlshaber, wie Welden, Haynau, Reischach, Clam, Wohlgemuth, Benedek waren mit Auszeichnung nach Ungarn versetzt worden, wo man solche Männer brauchte; dem Erzherzog Albrecht, den Generalen Heß, Schönhals und anderen hervorragenden Führern wurden auf seinen Antrag und durch seine Hand Orden verliehen. Auch die untergeordneten Leute, die sich besonders ausgezeichnet hatten, erhielten Auszeichnungen. Bei solcher Gelegenheit ließ er die Regimenter sich versammeln und heftete eigenhändig den wackeren Männern die goldene oder silberne Verdienst-Medaille an die Brust, womit zugleich erhöhte Löhnung verbunden war. Manchmal fügte er dann aus eigenen Mitteln Spenden für die betreffenden Regimenter hinzu, damit sich die wackeren Krieger einen vergnügten Tag machen konnten. Denn es war ihm ein Bedürfniß, eine Lust, die Verdienste Anderer anzuerkennen und zu belohnen. In dieser Beziehung aber ahmte ihm sein braves Heer nach. Es verlieh z. B. dem tapfern zehnten Jäger-Bataillon ein silbernes Signalhorn mit reichen Goldverzierungen, worauf an verschiedenen Stellen eingegraben war: „dem tapfern zehnten Jäger-Bataillon die italienische Armee unter dem Sieger Radetzky;“ dann „Monte-Berico“ und „Kopal ruft.“ Ihm selbst, dem Führer des Heeres zum Sieg, widmete das gesammte Offizier-Corps einen Marschallstab von lauterem Gold, mit einem Lorbeerzweig umwunden und mit Adlern, Ornamenten und Edelsteinen reich verziert. Auf den Blättern des Zweiges sind die denkwürdigsten Ereignisse aus dem Heldenleben des Marschalls eingegraben.

Im September unternahm der rüstige Greis gemäß dem Wunsche seines kaiserlichen Herrn und der ganzen Bevölkerung Wiens eine Reise nach der Kaiserstadt. Auf allen Stationen wurde er vom Volke mit Jubel empfangen. In Wien begrüßten ihn der gesammte Gemeinderath, der Minister Fürst Felix Schwarzenberg und viele Generale. In einer Hofequipage fuhr er entblößten Hauptes, rechts und links grüßend und mit Blumen fast überschüttet, zur Hofburg. Daselbst empfing ihn der jugendliche Monarch, der unter seiner Leitung den ersten Waffengang gethan hatte, wie einen alten Freund mit all' der Leutseligkeit und Herzlichkeit, die den Herrschern aus dem Hause Habsburg von ihrem Ahnherrn her eigen ist.

Am folgenden Tag (14. September) beehrte ihn der Kaiser mit seinem Besuch und zog ihn darauf zur kaiserlichen Tafel. Mit großen Auszeichnungen wurde er ferner im Theater, bei Inspicirung der Garnison und besonders bei einem großartigen Festmahl überhäuft, das ihm zu Ehren der Gemeinderath gab. Solche für ihn anstrengende Festlichkeiten behagten

übrigens dem gefeierten Manne wenig. Er sehnte sich zu seinen Soldaten, seinen Waffengefährten zurück, zu den einfachen Mahlzeiten im Hauptquartier, in das Land seiner Thaten und seines fortwährenden Wirkens. Nachdem er daher den Berathungen über Militär-Angelegenheiten und über die Verhältnisse und Bedürfnisse des Staates mehrere Wochen beigewohnt hatte, reiste er im strengen Incognito nach Preßburg, wo er seine Tochter, die Gräfin Friederike von Wenkheim besuchte. Darauf säumte er nicht länger, nach Mailand zurückzueilen. Unterwegs kehrte er auf kurze Zeit auf seiner Besitzung bei Laibach ein. Der Kaiser hatte ihm nämlich das anmuthige Schlößchen zum Geschenk gemacht. Es liegt an einem Bergabhang, im Hintergrunde von einem düstern Nadelwald, im Vordergrunde von frischen Wiesen umgeben, über welche sich die freie Aussicht nach der Stadt eröffnet. Er ordnete verschiedene neue Anlagen, ein Schweizerhaus, Fontainen, Teiche, Grotten und Tempel an und setzte dann seinen Weg unaufgehalten fort. Er sah späterhin diese reizende Besitzung nur noch ein oder das andere Mal; die rauhe Luft behagte ihm nicht, und da die Einkünfte von den Unterhaltungskosten bedeutend überstiegen wurden, so nahm der Kaiser selbst dieses Gut wieder an sich, entschädigte indessen seinen frühern Besitzer auf höchst freigebige Weise.

Wenn der Mensch mit Geist und Geschick, mit Anstrengung aller seiner Kräfte, mit Schweiß und Blut eine ihm gewordene hohe Mission glücklich zu Ende geführt hat, so fallen ihm gar oft auch äußerlich Kronen und Ehren zu, an welche er bei seinem Streben und Schaffen gar nicht gedacht hat. Diese alte Wahrheit ging an unserm Radetzky in vollem Maße in Erfüllung. Wir haben schon erwähnt, wie Kaiser Ferdinand dem Helden nach seinen ersten Siegen das Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens übersandte, das der Monarch selbst getragen hatte, wie eine Deputation von Wien ihm zu Novara das Diplom des Ehrenbürgerrechts der Kaiserstadt überreichte. Ferner hatte er bereits im August 1848 die erste Klasse des Militär- St. Georg-Ordens mit huldvollem Handschreiben von dem russischen Kaiser und den St. Georgs-Orden von dem König von Hannover erhalten. Nach dem kurzen und ruhmvollen Feldzuge gegen Piemont 1849 empfing er ferner vom Kaiser Nikolaus einen Marschallstab von Gold, der mit emaillirten Lorbeer- und Eichenblättern umwunden und reich mit Diamanten besetzt war. Zugleich wurde er zum russischen Feldmarschall und Inhaber des weiß-russischen Husaren-Regiments ernannt. Auch der König von Bayern, voll Begeisterung für Deutschlands Ruhm, ehrte den Helden: er schmückte seine Brust mit dem Hubertus-Orden

und ließ seine Büste in der Wallhalla aufstellen. Nicht weniger erkannte der König von Preußen die hohen Verdienste des Marschalls an, indem er ihm den schwarzen Adler-Orden in Brillanten und die erste Klasse des rothen Adler-Ordens übersandte. Schon früher aber hatte ihm das Offizier-Corps der preußischen Garde eine Adresse in Form eines prachtvoll decorirten Albums gewidmet. Eine andere Adresse von der sächsischen Nation in Siebenbürgen feierte des Helden Namen in anerkennender Weise. Darin heißt es unter Anderm: „Ein Stern der sichern Hoffnung, hat der Name Radetzky in der dunklen Nacht schwerer Drangsale der Nation gestrahlt, ihren Muth erhöht, ihre Ausdauer für ein einiges und mächtiges Oesterreich und für ihr angestammtes Fürstenhaus erhalten."

Einer besondern Erwähnung verdient es, daß der Marschall auch das Großkreuz des großherzoglich hessischen Ludwigsordens erhielt. Das erlauchte Fürstenhaus Hessen war von alten Zeiten her mit Oesterreich in freundschaftlicher Verbindung. Schon sein Ahnherr Heinrich hatte dem Kaiser Rudolph von Habsburg hundert gekrönte Helme zu Hülfe geschickt, als er in der siegreichen Schlacht auf dem Marchfelde den Grund zu dem Kaiserreiche legte. Noch später fochten hessische Truppen und hessische Prinzen für Oesterreichs Recht und Ehre, und der tapfere Prinz Georg, nachdem er im spanischen Erbfolgekrieg für den Bruder seines kaiserlichen Herrn Gibraltar erobert hatte, starb für denselben bei dem Sturme auf Barcellona. Daher wußte der alte Feldherr die Auszeichnung wohl zu würdigen, welche ihm von dem hessischen Fürsten geworden war, und er stand auch bis an sein Lebensende in sehr innigen Beziehungen zu einem der Prinzen dieses Hauses, der noch gegenwärtig dem Kaiserstaate seine Dienste geweiht hat.

Die höchste Auszeichnung wurde dem Marschall schon in der ersten Zeit nach der Schlacht von Novara zu Theil; da übersandte ihm nämlich sein kaiserlicher Herr und Freund nicht auf gewöhnlichem Wege, sondern durch die Hand des Erzherzogs Wilhelm den Orden des goldnen Vließes und zugleich dem Heere seine Anerkennung und seinen Dank. Tief bewegt empfing der Feldherr diesen Beweis von der Huld seines erhabenen Kriegsherrn; allein nicht weniger rührte ihn eine andere sinnige Gabe, welche er fast ein Jahr später an seinem Namensfest (19. März) empfing. Als er nämlich an diesem Tage in sein Kabinet trat, stand auf seinem Arbeitstische ein meisterhaft gearbeiteter Doppeladler von oxydirtem Silber, der, auf einem marmornen Sockel mit bronzenen Trophäen ruhend, das Miniaturbild des

Kaisers in den Fängen hielt. Daneben lag ein einfach schöner Gruß in folgenden Versen:

Der du gedeckt den Kaiseraar,
Du, Gottes starker Heldenschild,
O werd' der Mutter Dank gewahr
In ihres Herrn und Sohnes Bild.

Dein Vateraug' sich dran erfreu',
Bis daß, vom Reich beweint, es bricht,
Und dir der Herr für deine Treu'
Um's Schwert den ew'gen Lorbeer flicht.

Es war die Kaiserin Mutter selbst, die erhabene Erzherzogin Sophie, die mit der schönen Gabe und dem freundlichen Glückwunsch den greisen Helden bis zu Thränen rührte. Sie, oder eine andere hohe Vermittlerin war es auch, welche die durch Mißverhältnisse lange von ihm losgerissene Gattin wieder mit ihm vereinigte, so daß er forthin im herzlichen Einvernehmen mit ihr blieb, bis sie 1854 in seinen Armen zu Verona starb.

Noch mit vielen anderen Orden, Adressen und Auszeichnungen wurde der Feldmarschall überschüttet; wir enthalten uns aber aus guten Gründen weiter darauf einzugehen. Denn es könnten gar viele unserer werthen Leser zufällig noch nicht decorirt sein und unmuthig werden, daß ihnen von den vielen vorhandenen Orden auch nicht einer in den Schooß geschüttet oder an die Brust geheftet wurde. Entbrannte doch der Knabe Alexander in Unmuth, als er von den Welten des Universums hörte, weil er noch nicht eine erobert habe. Wir geben übrigens unsern nicht decorirten Lesern Brief und Siegel darauf: wenn sie streben, wie Radetzky, und ihre Verdienste den seinigen gleichkommen, so werden ihnen goldene Kreuze und blitzende Sterne in reichem Maße zufallen.

Wir wenden uns aus den angegebenen Gründen den Begebenheiten wieder zu, die dazu dienen, das Leben unsers Helden bis zum Schlusse vor uns aufzurollen und seinen Charakter, die Gefühle seines Herzens, die Tiefen seiner Seele zu erschließen.

An einem schönen Frühlingsmorgen, vielleicht nachdem der alte Held die Gabe der Erzherzogin empfangen hatte, ging er, wie er oft pflegte, aus der Villa Reale nach dem Garten des Hospitals. Da sah er auf einer Rasenbank einen Husaren sitzen, der den rechten Arm verloren hatte. Der verstümmelte Krieger schien sehr traurig, Thränen rannen ihm in den Bart; er starrte gedankenvoll vor sich hin. Als ihm Jemand auf die Schulter

klopfte, blickte er empor und, den Feldmarschall erkennend, sprang er auf. Der aber drückte ihn freundlich nieder, setzte sich neben ihn und tröstete ihn mit dem, was er selbst fest glaubte, daß er den Arm in redlicher Erfüllung seiner Pflicht verloren habe, und daß ihn einst Gott für seine Treue belohnen werde. Er wollte ihm darauf eine Gabe reichen; allein der Husar wies sie ehrerbietig zurück. „Das ist es nicht, was mich bekümmert," fügte er hinzu, „sondern ich sorge um meine arme, verlassene Mutter, die fern im Ungarlande bei Arrad wohnt. Ich kann nicht schreiben, meine Kameraden können es auch nicht, und Briefe von fremder Hand würden vielleicht nicht ankommen." Darauf ließ sich der Feldmarschall Alles berichten, was er an seine Mutter wollte geschrieben haben, und versprach, den Brief selbst zu besorgen. Er hielt Wort, verfaßte eigenhändig das Schreiben, legte eine Banknote bei und drückte sein Siegel darauf. Das war ein Paß, der durch alle Länder Geltung hatte.

Nach kurzer Zeit trat er wieder zu dem Husaren, las ihm die Antwort vor, die ihn über das Schicksal seiner Mutter beruhigte, und ermahnte ihn, auch künftig seine Anliegen ihm mitzutheilen, da er solche Briefe stets befördere. Bei diesen Worten brachen die umstehenden Husaren in ein lautes „Eljen" auf den edlen Feldherrn aus; die bewegten Lippen des verstümmelten Kriegers aber verriethen, daß er zu Gott betete, damit der theure Mann dem Heere noch lange erhalten werde.

Wir haben diese Begebenheit einem Gedicht von Albert Weiser nacherzählt. Wieviel davon Thatsache ist, können wir nicht verbürgen; allein die Handlung entspricht so sehr den Gefühlen und dem Verfahren unsers Helden, daß wir an der Wahrheit nicht zweifeln mögen. Hätte es der Raum verstattet, so würden wir lieber das Gedicht selbst hier aufgeführt haben. Wir verweisen aber unsere Leser auf die **„Radetzky-Lieder."** Ein Album zu Ehren des Feldherrn, seiner Paladine und seiner Tapfern. Herausgegeben von F. J. A. Schneidawind. Leipzig, Otto Spamer. Darin findet sich das erwähnte Gedicht, das durch seine Einfachheit und innere Wahrheit von ergreifender Wirkung ist. Die ganze Sammlung, die in diesem Jahre in zweiter, vermehrter Auflage erschien, enthält Gesänge von königlichen, fürstlichen und anderen gefeierten Dichtern, und sollte sich in den Händen aller Verehrer des verklärten Greises befinden.

Im Jahre 1850 war zwischen mehreren Kabinetten eine Spannung eingetreten, welche die Möglichkeit eines Krieges in Aussicht stellte. Deshalb wurde der Feldmarschall nach Wien berufen, damit er den Berathungen bei-

wohne. Er besuchte bei dieser Gelegenheit auch Olmütz, wo er von früherer Zeit her wohl bekannt war. Hier ging er oft, den Wagen verschmähend, rüstigen Schrittes durch die Straßen. Den Bürgern aber, die ihn ehrfurchtsvoll begrüßten, dankte er freundlich rechts und links. Unter ihnen schritt auch ein Grenadier auf der andern Seite der Straße. Als derselbe den Marschall erblickte, setzte er sich in Positur, um seinen ordonnanzmäßigen Gruß folgen zu lassen. Da schreitet zu seinem Erstaunen der alte Herr quer über den Weg auf ihn zu, tritt leibhaftig vor ihn hin und redet mit ihm wie mit seines Gleichen. Er fragt ihn, da er sein Regiment erkennt, in czechischer Sprache nach seiner Dienstzeit, seinem Heimathsort, nach Schulze, Basen, Vettern und drückt ihm zum Abschiede die Hand wie ein anderer guter Kamerad. Der ehrsame Grenadier war ganz glücklich.

Festliche Tage waren es für den alten Helden, als der Kaiser im März 1851 Venedig und im September Mailand und andere Städte besuchte. Zur Vermählung seines hohen Gebieters mit der Prinzessin Elisabeth von Bayern im Jahre 1854 ward er selbst nach Wien berufen. Da stand er unter den großen, verdienstvollen Männern des Staates, die den Thron des erlauchten Paares umgaben; da ward er der erhabenen Kaiserin vorgestellt, die schon als Jungfrau seine Thaten bewundert, seinen hohen Sinn und seine Treue erkannt und gewürdigt hatte.

Am 1. September des Jahres 1855 waren es 50 Jahre, daß er in den Generalsrang eingetreten war. In der ganzen Monarchie ward der Tag festlich begangen, besonders aber in Mailand. Da verkündigten der Donner der Geschütze, Feldmusik und Glockenklang das hohe Fest, da zogen die Krieger und viele Bürger in die Kirchen und flehten zu Gott, daß er den Greis noch lange bewahren möge, der dem Monarchen die Krone erhalten, dem Heere den Sieg, den Unterthanen Ruhe und Sicherheit gebracht hatte.

Zu Ende des Jahres 1856 unternahm das hohe kaiserliche Paar die Reise nach Italien, die historisch denkwürdig ist, weil sie bestimmt war, die letzten Wunden der Revolution zu heilen. Im rauhen Wetter stand der greise Marschall mit seinem glänzenden Gefolge mehrere Stunden zu Venedig unter freiem Himmel, um den Monarchen bei der Landung zu empfangen. Es war ein erhebender Anblick, als der Greis seinen Gebieter begrüßte, er, jetzt nicht mehr rüstig, sondern vom Alter gebeugt, dieser in der Fülle jugendlicher Kraft. Erhebender aber war das Resultat dieser Zusammenkunft, eine allgemeine Amnestie, womit der Monarch seine italienischen Unterthanen zu beglücken und durch das Band der Dankbarkeit an den Kaiserstaat zu fesseln suchte.



Wol hatte dieser Gnadenakt seinen Ursprung in der Güte und Weisheit des Gebieters, allein Radetzky hatte ihn durch seinen Rath gefördert gegen die Ansicht derer, die davon abriethen, weil sie darin einen Beweis von Schwäche erkennen wollten. Er im Gegentheil unterstützte ihre Vollziehung mit all seinem Einflusse, weil er darin einen Beweis vom Bewußtsein innerer Kraft erkannte, weil nach seinen Grundsätzen gegen Widerspenstige Strenge zieme, gegen Bezwungene Verzeihung und Vergessen.

Mit dem kaiserlichen Akte der Begnadigung und Versöhnung, wozu der Feldmarschall mitgewirkt hatte, wünschte er zugleich seine öffentliche Wirksamkeit abzuschließen. Er fühlte, daß er dem ausgedehnten Wirkungskreise nicht mehr gewachsen, daß die weltgeschichtliche Sendung erfüllt sei, womit ihn die Vorsehung betraut habe. Es waren 91 Jahre über seinen Scheitel hingegangen; über 72 Jahre hatte er unter fünf Kaisern treu gedient, und während dieser Zeit in allen Kriegen des Staates mit Muth und Hingebung das Schwert geführt. Er sehnte sich, in der späten Feierabendstunde von der mühereichen Arbeit auszuruhen. Schon früher hatte er die Bitte um Enthebung von der Last der Verwaltung dem Monarchen vorgetragen, ohne

daß ihr willfahrt worden wäre. Als er sie nunmehr dringender wiederholte, hielt sein hoher Gebieter selbst den Zeitpunkt für geeignet, dem treuesten und ruhmvollsten Diener den gewünschten Ruhestand zu gewähren. Er that dieß in einem Handschreiben vom 28. Februar 1857 aus Mailand. In diesem Erlasse werden dem alten Feldherrn nach Würdigung seiner Verdienste und Willfahrung seiner Bitte die kaiserlichen Schlösser zum beliebigen Aufenthalt dargeboten. Dann heißt es am Schlusse: „So mögen Sie noch lange Meiner Armee das lebendigste Vorbild des Ruhmes, geliebt und geehrt von Mir und allen österreichischen Herzen in der dankbarsten Erinnerung Ihres Monarchen, wie in Ihren eigenen glanzvollen Erinnerungen den Lohn einer so thatenreichen Vergangenheit genießen."

Der Marschall machte den Inhalt dieses Schreibens den Truppen in einem Armeebefehl bekannt. Er sagte darin: „Soldaten, ich nehme von euch keinen Abschied; denn ich bleibe bei euch. Ich überlasse jüngeren Kräften die mühevolle Pflicht, euch zu bilden und zu pflegen, um im entscheidenden Moment, wenn die Stimme unsers geliebten Monarchen mich etwa nochmals rufen sollte, zu zeigen, daß der Degen, den ich durch 72 Jahre und auf vielen Schlachtfeldern geführt, noch fest in meiner Hand ruht.

„Aber danken muß ich euch für euer Vertrauen, für eure Anhänglichkeit an meine Person, für eure Disciplin, eure Hingebung und Tapferkeit, die uns zu so vielen Siegen führte und die Bewunderung und Achtung der Welt errang.

„Gerne wiederhole ich, was ich schon zu Ende des Jahres 1848 gesagt habe, daß der Glanz, welcher sich, wie die Abendröthe nach einem schönen Tag, über den Abend meines Lebens verbreitet, euer Werk ist. Eurer Tapferkeit verdanke ich, was ich geleistet, eure militärischen Tugenden wanden mir die Krone, welche nur in der allerhöchsten Gnade unsers erhabenen Kaisers und obersten Feldherrn mein greises Haupt schmückt. Nehmt meinen Dank dafür, Soldaten! Bleibt dessen stets eingedenk, und ihr werdet — ich bin es überzeugt — die Rechte eures Kaisers und die Ehre eurer Waffen bis in den Tod bewahren. Hoch lebe unser vielgeliebter Kaiser Franz Joseph!"

So sprach der alte Held zum letzten Mal zu seinen Getreuen. Würdevoll ehrfurchtgebietend und doch mit der ihm stets eigenen Bescheidenheit legte er den Oberbefehl nieder; aber das Band der Liebe und Anhänglichkeit, das ihn und sein tapferes Heer umschlang, blieb ungelöst fortbestehen.

Uebrigens behielt er ungeschmälert seine Revenüen, die fürstlich waren, da er nicht blos die mit seinen hohen Würden verbundenen Einkünfte bezog,

sondern auch als russischer Feldmarschall und Inhaber mehrerer reich dotirten Orden besonderer Einnahmen sich erfreute. Wie er seine Revenüen mit großartiger Liberalität verwendete, haben wir bei verschiedenen Gelegenheiten angedeutet; es ist daher kaum nöthig, zu bemerken, daß er nicht entfernt an Ersparung von Vermögen dachte.

Am 6. März nahm er Abschied von dem Kaiserpaar. Er fühlte es, es war das letzte Mal, daß ihm sein hoher Gebieter die Hand darreichte, daß er die der Kaiserin küßte. Er konnte nur mit Mühe seine Wehmuth bemeistern.

Nach dieser für ihn ergreifenden Scene kehrte er in seine Gemächer im Palaste zu Verona zurück. Er bewahrte seine bisherige Lebensweise, ging frühe zu Bett, stand frühe auf, frühstückte, speiste um vier Uhr Nachmittags mäßig, doch mit gutem Appetit, der ihn auch bis an sein Lebensende nicht verließ. Uebrigens mußte er sich immerhin an die Verhältnisse erst gewöhnen. Eine Seltsamkeit aber war es, daß er nach der Beurlaubung von dem Kaiser und dem Abschied von seiner Armee den Schnurrbart abnehmen ließ, der seit dem Tage von Novara seine Lippen bekleidete.

Im lieblichen Mai gedachte er in die Villa Reale bei Mailand überzusiedeln, um daselbst den Sommer zuzubringen. Am 21. besuchte ihn die Gräfin Wallmoden, eine liebenswürdige geistvolle Dame, mit der er sich lebhaft unterhielt. Als sie wegging, begleitete er sie bis an den Eingang des Saales. Er hatte aber den Stock vergessen, auf den er sich zu stützen pflegte, strauchelte und that einen schweren Fall. Es zeigte sich, daß der Greis den obern Schenkel gebrochen hatte.

Groß, allgemein war die Theilnahme, welche dieser Unfall erregte. Telegraphische Depeschen mußten deßhalb täglich nach Wien befördert werden, und die Bülletins wurden durch öffentliche Blätter dem Lande bekannt gemacht. Dr. Wurzian, der ihm in den Schlachten zur Seite gestanden und unter dem Kugelregen Verwundete verbunden hatte, wendete seine ganze Kunst an, den gefeierten Helden zu erhalten, und General-Major Stäger von Waldburg, sein General-Adjutant, wachte an seinem Lager. Dieser treue und ergebene Freund des Marschalls, dem derselbe in den letzten Lebensjahren vor allen Andern sein Vertrauen zugewendet hatte, war um ihn besorgt, wie um einen Vater. Eines solchen Freundes bedurfte der Greis; denn seine Leiden waren groß. Er, der fast niemals das Bett gehütet hatte, mußte jetzt Wochen und Monate lang in derselben Lage verharren. Er trug aber seine Schmerzen mit dem stoischen Muthe des Soldaten und mit der Resignation des Christen.

Zu Anfang Juni stellte sich Fieber ein, und die Kräfte des Kranken nahmen zusehends ab; allein zuletzt siegte seine gute Natur. Nach Abnahme des Verbandes zeigte sich Alles im normalen Zustand, das Fieber wich, Appetit und Schlaf waren gut. Er genas in soweit, als es sein hohes Alter zuließ; denn der Beinbruch heilte wol, aber die Knochentheile fügten sich nicht wieder zusammen; er mußte den übrigen Theil seines Lebens in Schienen und Bändern zubringen. Es wurde ein bequemer Rollstuhl für ihn hergerichtet, den man in einen dazu eigens construirten Wagen einschieben konnte.

Als der Marschall zum ersten Male ausfuhr, strömte die Menge zahlreich zusammen, um ihn zu sehen und zu begrüßen.

Gegen Ende Juli siedelte er endlich nach Mailand über. Da fuhr er denn jeden Nachmittag hinaus ins Freie und gewöhnlich nach dem Kastell-Platz, wo um diese Zeit die Truppen exercirten, die sich freuten, wenn sie den bekannten Wagen erblickten. Zu Hause nahm er Antheil am Gespräch und scherzte auch wol über sein „mangelhaftes Pedal," wie er sich ausdrückte, oder er machte eine Spielpartie, wie er auch sonst zu thun pflegte.

Am 10. Dezember fuhr er wieder den bekannten Weg nach dem Waffenplatz; denn er wußte, daß das schöne Ulanen-Regiment „König Ferdinand" vor dem General Stadion die Revüe passire. Er folgte aufmerksam den präcis ausgeführten Bewegungen und erlaubte dann auf Bitte des Kommandanten, daß das Regiment im Schritt und Trab vor ihm defilirte. Heiter empfahl er sich den Offizieren, nachdem er die Leute belobt hatte. Niemand ahnte, daß es die letzte Revüe war, der er beiwohnte. Am 15. machte er noch eine Spazierfahrt; am 20. aber fühlte er sich etwas unwohl, ohne daß die leichte Unpäßlichkeit Besorgniß erregte. Er wollte sogar am 25. wieder ausfahren, wurde jedoch durch starken Nebel daran verhindert. Bald traten Grippe, Unverdaulichkeit, Husten und am 29. Fieberanfälle hinzu; die Lebenskraft des alten Helden, die so lange ausgedauert hatte, war in schneller Abnahme begriffen.

Die Soldaten fanden sich täglich in Schaaren ein, um sich nach dem Befinden ihres Vaters zu erkundigen.

„Im Vorhof der Villa Reale, kurz ehe der Morgen erwacht,
Da fragt es mit ängstlichem Flüstern: Ging glücklich vorüber die Nacht?
Noch lautet nicht Trauer verkündend der besorgten Aerzte Bericht.
Gott hilft! Unser Vater Radetzky verläßt seine Kinder noch nicht."

So beschreibt Th. Apel in seiner Apotheose (Radetzky-Lieder. Verlag von O. Spamer) diese rührende Liebe und Sorge der Krieger. Aber der

Marschall selbst fühlte, daß sein Tagewerk gethan, seine Mission zu Ende sei. Er hatte die Aufgabe gelöst, die ihm geworden war; er war darauf gefaßt, von dem Schauplatz irdischer Thaten abzutreten. Er empfing am 31. Dezember in Demuth und Glauben das heilige Abendmahl. Seine Kräfte nahmen immer mehr ab, in demselben Maße das Gehör und die Sprache. Als ihm am 2. Januar die letzte Oelung ertheilt wurde, machte er noch das Zeichen des Kreuzes, auch hatte er bisweilen lichtere Augenblicke, in denen die Lebensflamme noch einmal aufzuflackern schien.

An seiner Seite stand sein einzig noch übriger Sohn, General-Major Graf Theodor Radetzky und sein sorgender Freund Eduard Stäger von Waldburg: Er faßte Beider Hände und flüsterte mit brechender Stimme: „Dienerschaft — Lohn — Dank euch — Laßt mich ruhig sterben.“ Es waren seine letzten Worte, rührende Beweise der Sorge für seine nächste Umgebung. Vielleicht erhob sich noch aus der Tiefe seiner Seele ein Gebet für das Vaterland und den Monarchen zum Himmel, und nur das Organ war erstorben, das den Menschen seinen letzten Segen kundgethan hätte. Am 5. Januar 1858 Morgens um 8 Uhr verschied er an einer vollständigen Lungenlähmung.

Nur Wenige empfangen „von dem Gastmahl des Lebens“ dasjenige, wonach ihnen gelüstet. Sie haben für das Dargebotene gar oft nicht den Dank, welcher der kleinen Gabe gebührt. Sie sind unwillig, wenn sie abberufen werden. Wieder Andere aber genießen mit dankbarer Bescheidenheit und Mäßigkeit die reichen Gaben und theilen gern dem darbenden Nachbar mit. In die Zahl dieser Auserwählten gehörte Radetzky.

Er nahm dankbar die Fülle von Glück, die ihm zugemessen ward; er erkannte bescheiden, daß die Gnade des Himmels ihn so lange unter unzähligen Gefahren bewahrt und in seinem höchsten Lebensalter mit den seltensten Ehren überschüttet; er gab dem die Ehre, der ihn zu so großen Dingen ausersehen hatte. Und als nun der Lebensgenius ihn hinwegwinkte vom Gastmahl des Lebens, so folgte er willig dem Rufe, um anderen Gästen Platz zu machen.

Obgleich bei dem hohen Lebensalter des heimgegangenen Feldherrn für Niemand die Nachricht von seinem Tode überraschend sein konnte, so durcheilte doch die Kunde vom Hingang des großen Mannes Palast und Hütte und erfüllte die Herzen mit Trauer.

Da sprach Oesterreichs hochherziger, ritterlicher Monarch: „Thränen ziemen denen, die weibischen Herzens sind; sie führen den Mann nicht in

unsere Mitte zurück. Uns liegt ob, sein Andenken in Ehren zu halten, in seinem Sinne zu leben und zu handeln. Den hohen Verdiensten des Heimgegangnen würdig, wollen wir ihm eine Leichenfeier halten königlich, wie sein Leben war.“ Solche Gesinnung sprach der Monarch in folgendem Armeebefehl aus:

„Dem Willen des Allmächtigen hat es gefallen, den ältesten Veteran Meiner Armee, ihren sieggekrönten Führer, Meinen treuesten Diener, den Feldmarschall Grafen Radetzky aus diesem Leben abzuberufen.

„Sein unsterblicher Ruhm gehört der Geschichte. Damit jedoch sein Heldenname der Armee erhalten bleibe, wird Mein fünftes Husaren-Regiment denselben fortan und für immerwährende Zeiten zu führen haben.

„Um dem tiefen Schmerz Meines mit mir trauernden Heeres Ausdruck zu verleihen, befehle ich weiter, daß in jeder Militärstation für den Verblichenen ein feierlicher Trauergottesdienst gehalten und von Meiner ganzen Armee und Flotte die Trauer 14 Tage hindurch angelegt werde. Alle Fahnen und Standarten haben auf diese Zeit den Flor zu tragen.“

Beileidsversicherungen ließ der Monarch ferner an den Sohn und an die Tochter des verstorbenen Helden überbringen, um sie in ihrem Schmerze um den herben Verlust zu trösten. Dann ordnete er die Leichenfeier an, welche in dem ganzen Kaiserstaate die lebhafteste Theilnahme erregte.

Die sterbliche Hülle wurde einbalsamirt, wodurch sich die Bestattung etwas verzögerte.

Am 11. Januar strömte in Mailand eine große Menschenmenge nach der Porta Orientale und weiter nach der Villa Reale. Denn die irdischen Reste des Feldmarschalls waren daselbst in dem Saale ausgestellt, worin er sich sonst am liebsten aufzuhalten pflegte. Zimmer, Gänge und Treppen erfüllten Militärs aller Grade, welche herbeigeeilt waren, um von dem todten Feldherrn Abschied zu nehmen.

In drei Gliedern stehen im innern Hofraum schweigend, in voller Kriegsrüstung die Tapfern vom ruhmvollen Regimente Kinsky, welches der Dahingegangene einst wegen seiner Tapferkeit ausgezeichnet hatte. An ihnen eilen Adjutanten und Ordonnanzen, Stabsoffiziere und Freunde des Verstorbenen vorüber zu dem Paradebette des Feldherrn, welches sechs große Kandelaber umgeben. Die Wände des Saales, wo dasselbe sich befindet, sind schwarz ausgeschlagen, zwei entferntere Kandelaber und mehrere Lampen verbreiten auf dem schwarzen Grunde ein düsteres Licht. Auf einer erhabenen Estrade ruht auf schwarzsammtnem Polster die Leiche

in Marschalls-Uniform, die Brust mit den Sternen des Maria-Theresien- und vieler anderen Orden geschmückt. Zu beiden Seiten des Postamentes sind 38 Orden des Verstorbenen niedergelegt, zu den Füßen sein gewöhnlicher Marschallstab, Säbel, goldne Feldbinde, Hut und die beiden von Brillanten blitzenden Ehren-Marschallstäbe, der russische und der, welchen ihm sein Heer weihete. Vier geharnischte Kriegerfiguren stützen den hohen, mit Trophäen geschmückten Baldachin. Offiziere und Unteroffiziere sind umher gruppirt. An das Bette des todten Helden treten die Genossen seiner Thaten und seines Ruhmes, so die Erzherzöge Albrecht, Karl Ferdinand, Ernst, die Generale Wratislaw, Heß, Edmund Schwarzenberg, Friedrich Liechtenstein, Clam, leuchtende Namen, die wir fast alle aus der Zeit der italienischen Kriege kennen. Diese, sowie die anderen anwesenden Generale bleiben im Saal, während die übrigen Offiziere und die Deputirten der zweiten Armee hindurchschreiten. Man hört keinen Laut um die Ruhestätte des Verblichenen; da schweifen unwillkürlich die Gedanken zu den anderen Helden hin, welche in dem Kreise fehlen. Sie sind ihrem Führer schon vorangegangen. In den Gräbern des Berico ruhen Kopal und Fürst Taxis, in anderen, zerstreut da und dort, schlafen d'Aspre, Welden, Schönhals, Haynau.

Am 14. Januar bewegte sich der Trauerzug nach dem Dom, wo die Exequien gefeiert wurden. Der Feldzeugmeister Graf Franz Gyulai befehligte die Truppen, die den Zug geleiteten. Er nebst 40 Generalen begleiteten den Sarg in den Dom.

Von Mailand ging der Leichenzug nach Venedig. Ueberall, wo sich Garnisonen befanden, bildeten dieselben Ehren-Escorden. In der Lagunenstadt stand das Militär unter den Waffen, die Bevölkerung war zusammengeströmt von nah und fern. Unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute der Glocken glitt, von einem Dampfer geschleppt, von vielen Barken begleitet, die prachtvolle Trauergondel geräuschlos auf den glänzenden Wogen daher, um über das Meer die Leiche des großen Mannes dem deutschen Vaterlande zuzuführen, wo ihr die Ruhestätte bereitet war. So ziehen die Seelen der Menschen, wenn sie durch die Mühen und Stürme des Lebens hindurchgedrungen sind, unsichtbar, unhörbar dem Orte zu, wo sie den Frieden finden.

Sonntag den 17. Januar kam der Zug in der Kaiserstadt an. Für die in einem dreifachen Sarge gebettete Leiche war im kaiserlichen Arsenal ein hoher Katafalk aufgestellt, wo sie während der Nacht ruhte. Eine

Ehren-Kompagnie, gebildet aus Offizieren und Unter-Offizieren hielt während der Nacht die Wache. Der Himmel war mit Schneegewölk überhangen; er schien mit den Menschen um den glänzenden Stern zu trauern, der aus dem Leben geschwunden war.

Auf und nieder wogte am 18. in den Straßen von Wien die ganze Bevölkerung der Stadt und der Umgegend, die um den lieben, freundlichen Vater Radetzky Leid trug. Um 10 Uhr rückte die gesammte Garnison aus unter dem Befehl des Feldmarschalls Wratislaw. An dem Arsenal hielten zwei Dragoner-Regimenter; auf dem Glacis die Truppen zu Roß und zu Fuß, dabei die Ehrengäste aus allen Theilen der Monarchie und dem Ausland in glänzenden Uniformen.

Um 11 Uhr erschien der Kaiser mit Gefolge und ritt durch die verschiedenen Truppentheile dem Leichenwagen entgegen. Die Kanonen auf den Basteien donnerten; der Wagen, umgeben von der Ehrenwache, geleitet von Kavallerie, rollte langsam daher, die Menge stand entblößten Hauptes; dumpf wirbelten die beflorten Trommeln den Radetzky-Marsch, der sonst zur Freude, zum Siege klang. Nunmehr sprengte der Kaiser vor und salutirte dreimal mit entblößtem Säbel. Es war zugleich das Zeichen, daß er bei der Leichenfeier seines treuesten Dieners in eigener Person das Kommando übernehme.

Den unabsehbaren Zug eröffnete ein Regiment Dragoner, dann erschien der erhabene Monarch allein mit seinem General-Adjutanten, hierauf Graf Wratislaw und viele Generale mit ihren Suiten. Es folgten sodann das erste und Mitteltreffen, Brigade auf Brigade. An sie schlossen sich die Dienerschaft des Verblichenen, Feldkapläne mit Kreuzen und endlich der Trauerwagen mit einem auf vier Säulen ruhenden Baldachin und den Wappen des Reiches geschmückt. Darauf ruhte der weiße Sarg mit goldnen Verzierungen, was die düstere Trauer freundlich unterbrach. Auf dem Deckel lagen die glänzenden Orden, die Marschallstäbe, das Schwert des Verewigten, gleichsam Blüten des Ruhmes, die aus seinen Siegen erwachsen waren. Den Wagen begleiteten zunächst der Sohn und Schwiegersohn des verlebten Helden, darauf die Ehrengäste und zum Schlusse das zweite Treffen der ausgerückten Truppen.

Als der Wagen am St. Stephan ankam, öffnete sich das Riesenthor des Domes. Der Sarg ward unter dem Geläute der Glocken und ergreifenden Klängen der Musik-Chöre in das schwarzbehängte Gotteshaus getragen, wo die Einsegnung feierlich erfolgte.



Julius Freiherr von Haynau, K. K. F. Z. M.

Zu Wägner's Radetzky. Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Während sich der Leichenwagen weiter nach dem Nordbahnhof bewegte, führte der erhabene Monarch die Truppen nach der Praterwiese. Auf sein Kommando gaben daselbst 20,000 Mann und 5 Batterien drei Ehrensalven, weitschallende Abschiedsgrüße dem ruhmvollen Feldherrn, dem Vater Radetzky.

In nordwestlicher Richtung von Wien, an der Straße, die über Stockerau, Meisau nach Horn führt, liegt zwischen den zwei erstgenannten Städtchen in freundlicher, hügelreicher Gegend der Ort Wetzdorf. Ein vermögender Mann, ehemaliger Armee-Lieferant, mit Namen Pargfrieder, hat daselbst ansehnliche Besitzungen. Zu der Zeit, da Feldmarschall Radetzky seine Siege erfocht, der Reichstag aber ihm den Dank des Vaterlandes verweigerte, beschloß der wackere Gutsbesitzer, dem Helden von Custozza und Denen zu Ehren, welche zu verschiedenen Zeiten in Italien wie in Ungarn ihr Blut für ihr Vaterland vergossen, aus eignen Mitteln ein bleibendes Denkmal zu stiften. Er bestimmte dazu einen Hügel hinter seinem Schloß, welchen er den Heldenberg nannte. Daselbst ließ er die verdienten Krieger des Kaiserstaates in ehernen Bildsäulen aufstellen, und zugleich in den anmuthigen Parkanlagen ein Mausoleum errichten, wo seine Asche neben der seiner Freunde, der Marschälle Max Wimpffen und Radetzky einstmals ruhen sollte. Es war der Wunsch unseres Helden gewesen, daß seine sterbliche Hülle hier neben der seines vorausgegangenen Waffengefährten Wimpffen beigesetzt werde, und sein kaiserlicher Freund ehrte diesen letzten Willen.

Das Schloß ist von einem niedern Gitterwerk umschlossen; den Vorhof zieren Wasserkünste und Statuen. Vor dem Portal erhebt sich ein Triumphbogen mit einem in Erz gegossenen kolossalen Löwen. Zwei Grenadiere von Erz, durch Farben der Wirklichkeit möglichst angenähert, bewachen den Eingang. In den Schloßgemächern vergegenwärtigen zahlreiche Oelgemälde die bedeutendsten Scenen aus den letzten Kriegen. Hinter dem Schlosse erhebt sich der Heldenberg.

Symmetrisch geordnet umstehen die Anlage eherne Wächter, Grenadiere, wie die am Eingange. Näher tretend befindet man sich vor einem aus Quadersteinen erbauten, 80 Fuß hohen Obelisk, der das Mausoleum umschließt. Eine durchbrochene, reichverzierte Thüre führt in das Innere, wo die Gruft zur Linken die Ueberreste Wimpffens birgt, die zur Rechten für Radetzky bestimmt ist. Einen kleinen Raum hat der Besitzer sich selbst vorbehalten. Mehrere Erzgrenadiere und Rittergestalten sind hier als Wächter und Sinnbilder der Trauer, angebracht.

Setzt man seinen Weg fort, so gelangt man an eine Gruppe, welche

die Parzen vorstellt und dann an die Statue der Klio. Links von derselben umstehen einen mit der Siegesgöttin gekrönten Obelisk die Führer der italienischen Armee in lebensgroßen Erzbildern, andere verdiente Offiziere und Soldaten in Brustbildern. Ebenso gruppirt um einen Obelisk sind zur Rechten die tapferen Männer der Kämpfe in Ungarn. Rechts von der letztern Gruppe bilden 44 Standbilder berühmter Feldherren aus früherer Zeit einen hufeisenförmigen Bogen um die Büsten der Regenten aus dem Hause Habsburg-Lothringen. Die lebensgroße Statue des gegenwärtigen Kaisers ragt darüber hervor. Ein Säulenhaus im dorischen Styl krönt das Ganze; die Freitreppe, welche hinaufführt, ist mit den Statuen der Feldherren Prinz Eugen, Daun, Laudon, Erzherzog Karl geziert.

Dieser Heldenberg, das Werk eines Privatmanns, ist jetzt Eigenthum der Krone. Der wackere Besitzer, dem man die Anlage abkaufen wollte, weihete sie als patriotische Gabe dem Vaterlande, dessen Ruhm er allein im Auge hatte, als er mit großen Opfern die Stiftung unternahm.

Am 19. Januar, um die Mittagsstunde, wurde die Leiche des Marschalls in Gegenwart des Monarchen unter großem Gepränge in dem Mausoleum beigesetzt. Die Sonne, das Schneegewölk durchbrechend, beleuchtete die Grablegung, während 63 Geschütze weithin den letzten feierlichen Akt verkündigten. . . . .
. . . .
. . . .

Radetzky war ein weitschauender Staatsmann, ausgezeichnet in der Civilverwaltung der italienischen Provinzen, groß als Feldherr, groß als fühlender, liebender Mensch. Die seltene Vereinigung dieser Eigenschaften macht ihn zur hervorragendsten Persönlichkeit unserer Zeit.

Mit staatsmännischem Blick umfaßte er bei allen seinen Bestrebungen die Wohlfahrt des großen Ganzen, des Staates, und war stets bereit, diesem höchsten Zwecke jeden andern Gewinn, vornehmlich den eigenen Ehrgeiz mit edler Selbstverleugnung unterzuordnen. So war und blieb er derselbe unter den Schlägen des Mißgeschickes und im Glanze des erkämpften Glückes, auf den Schlachtfeldern, wo er mit besonnenem Muthe für das Recht und die Ehre des Vaterlandes focht, und in der Stille des Cabinetes, wo er die Verwaltung der anvertrauten Reiche berieth und ordnete. Er blieb derselbe in der Kraft des männlichen Alters, da er mit Rath und That rüstig in die Verhältnisse eingriff, wie als neunzigjähriger Greis, da er mit unge-



Radetzky-Statue zu Prag.

Zu Wägner's Radetzky Seite 330.

Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

schwächter Energie sein Amt verwaltete. Es dürfte schwer halten, im Panorama geschichtlicher Charaktere eine ähnliche Erscheinung aufzufinden. . .

. . . .

. . . .

Den hohen Ehren, welche ihm schon bei seinen Lebzeiten zu Theil wurden, fügte die dankbare Nachwelt neue hinzu.

Bereits hat sein kaiserlicher Herr die Anfertigung eines kolossalen Reiterstandbildes anbefohlen, welches ein würdiges Seitenstück zu Fernkorns mit Recht gerühmten Meisterwerke, der Statue des Siegers von Aspern, bilden soll. — Ein imposantes Monument aber hat ihm Prag, die Hauptstadt seines Geburtslandes, errichtet.

Ein Nürnberger Meister, der wackere Burgschmiet, hat den größern Theil dieses Meisterwerks nach Direktor Ruben's Zeichnung und den Tonskizzen der Brüder Joseph und Emanuel Max in Erz gegossen. Es war sein letztes, und zugleich sein größtes Werk. Der treffliche Mann hat die Aufstellung leider nicht mehr erlebt. Seinem Schwiegersohn Lenz blieb es vorbehalten, das Werk im Sinne des Meisters zu vollenden.

Die neun Fuß hohe Figur Radetzky's steht auf einem Schilde, getragen von den kräftigen Armen österreichischer Krieger. Die Gestalt des Feldherrn ist lebendig aufgefaßt. Seine Rechte umfaßt den Marschallstab, mit der Linken hält er das Banner des Doppeladlers. Die ihn tragenden Kriegergestalten repräsentiren die verschiedenen Nationalitäten der österreichischen Monarchie. Der Ulane Polens, der Husar, der eingeborne Reiter der Pußte, der deutsche Grenadier, der steyerische Jäger, der Artillerist, den einen Fuß auf die Kanone gestützt, der Italiener, als Matrose, Seressaner und Tyroler mit dem schönen Wahlspruch auf dem Gürtel: „Wie Gott will," alle sind gleich charakteristisch aufgefaßt. Das Standbild ist aus den Kanonen gegossen, welche Radetzky dem Feinde abgenommen hat. Auf einem Sockel von geschliffenem Granit erhebt sich das eherne Standbild zu einer Höhe von 35 Fuß. So steht er da, entblößten Hauptes, fest und vorwärts schauend, emporgetragen von den Kriegern, welche er so oft zum Siege geführt. Wol ist in diesem Werke Gedanke und Ausführung des gefeierten Helden würdig; ein schöneres Monument aber ist ihm aufgerichtet in den Herzen der Edeln, die das wahrhaft Große erkennen, und in den Jahrbüchern der Geschichte. Da steht er, das greise Haupt umschlungen mit dem Lorbeer des Sieges und mit dem Olivenzweig des Friedens, den er durch seine Schlachten errungen, durch seine Güte und Menschenfreundlichkeit erhalten und befestigt hat.

Er war ein deutscher Mann im Leben und Streben. Er ist für alle Zeiten ein heller, glänzender Stern in deiner Krone, geliebtes Vaterland. Darum nimm freundlich die Gabe hin, die wir in diesem Werke mit warmem, vaterländischen Gefühl auf deinem Altar niederlegen.

Und trauerst du um ihn, weil er aus dem Lande der Lebendigen hinweggeschieden ist, weil dir die Stelle, wo er wandelte, verödet scheint, so gedenke der Worte der Dichtung:

„Warum klagen, bang im Leide,
Wenn die Form zerbricht?
Daß die bess're ihn umkleide
Und das rein're Licht,
Muß der Erde Sohn Verwesung
Schau'n und wallen zur Genesung
An des stillen Engels Hand,
Der den Kranz ihm wand,

Einen Kranz ihm der Verklärung
Auf die Stirne senkt,
Daß er nimmer von Beschwerung
Fürder sei bedrängt.
Doch sein Walten und sein Lieben
War umsonst nicht, ist geblieben
Eine Saat, die ausgestreut
Enkeln Labung beut."

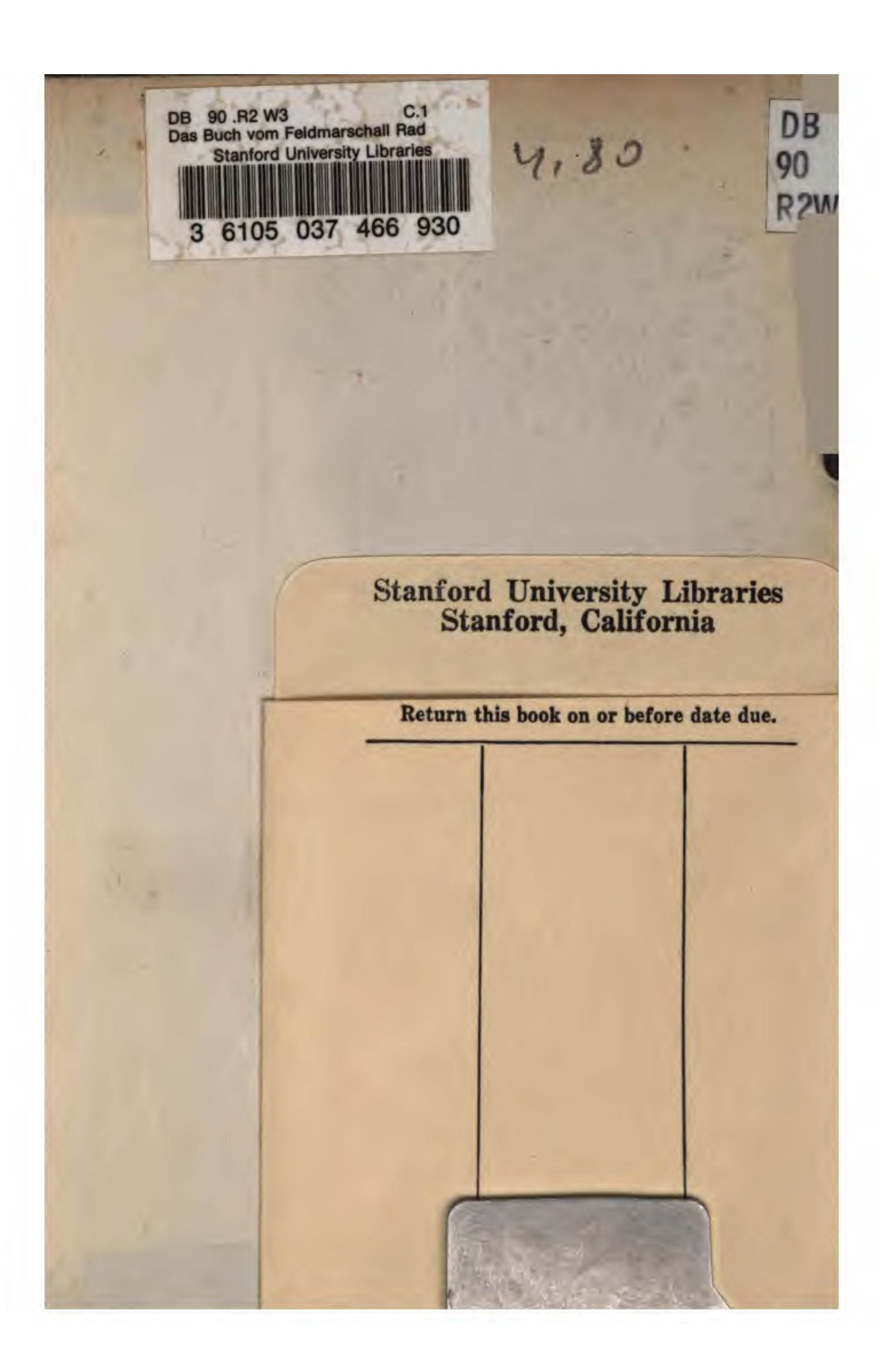




Heldenruhe. Kaisergarten.

Zu Wägner's Radetzky

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.



DB 90 .R2 W3 C.1
Das Buch vom Feldmarschall Rad
Stanford University Libraries
3 6105 037 466 930
4,80
DB
90
R2W
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

